

310.538

OSZK

# Grundprobleme der volkswirtschaftlichen Theorie

von  
Wolfgang Siller

Vierte Auflage

Wissenschaft



und Bildung

# WISSENSCHAFT UND BILDUNG

Einzeldarstellungen aus allen Gebieten des Wissens

Jeder Band M. 1.80, Doppelbände M. 3.60, Atlantenbände M. 2.20

## Religion

Einführung in die Religionsgeschichte Von  
Erzbisch. Prof. Dr. N. Söderblom. 2. Auflage

Volksleben im Lande der Bibel Von Prof.  
Dr. M. Lühr. 2. Auflage

Sabbat und Sonntag Von Geheimrat  
Professor Dr. H. Meinhold

Das Alte Testament im Rahmen der alt-  
oriental. Kulturen Von Professor Dr.  
A. Jirku

Geschichte des jüdischen Volkes Von Ge-  
heimrat Prof. Dr. H. Meinhold

David und sein Zeitalter Von Professor  
Dr. B. Baentisch

Die israelitischen Propheten Von Professor  
Dr. W. Caspari

Vom Griechentum zum Christentum Von  
Professor Dr. A. Bauer. 2. Auflage

Vom Judentum zum Christentum Von  
Prof. Dr. A. Bauer

Christus Von Prof. Dr. O. Holtmann. 11.—15. Tausend

Soziale Fragen im Urchristentum Von  
Professor Dr. E. Lohmeyer

Das Wesen des evangelischen Christentums  
Von Prof. Dr. K. Heim. 16.—25. Tausend

Das apostolische Glaubensbekenntnis Von  
Professor Dr. K. Thieme

Religiöse Strömungen der Gegenwart Das  
Heilige und die Form. Von Professor Dr.  
H. Fricke

Die evangelische Kirche und ihre Reformen  
Von Professor Dr. S. Niebergall

Der evangelische Pfarrer in Geschichte  
und Gegenwart Von Pastor lic. Dr. H.  
Werdermann

Große Missionsführer der Kirchengeschichte  
Von Prof. Dr. M. Schlunk

Das Christentum im Weltanschauungs-  
kampfe der Gegenwart Von Professor Dr.  
A. Hunzinger. 11.—15. Tausend

Grundfragen christlicher Lebensgestaltung  
Von Privatdozent lic. R. Hupfeld

Die Jesuiten Von Prof. Dr. S. Wiegand

Kirchengeschichte Rußlands im Abriss. Von  
Professor Dr. N. Bonwetsch

Die ostasiatischen Kulteureligionen Von  
Prof. Dr. J. Witte

Der Buddhismus in Geschichte und Ge-  
genwart. Von Prof. Dr. J. Witte

Der Islam als Religion Von Professor  
Dr. J. Richter

Das Jenseits im Glauben der Völker  
Von Professor Dr. J. Witte

## Philosophie, Psychologie und Pädagogik

Religion und Kultur Von Professor Dr.  
J. M. Verweyen

Einführung in die Philosophie Von  
Privatdozent Dr. A. Prandtl

Geschichte der Philosophie Von Oberschul-  
rat Professor Dr. A. Meßner. 5 Bände.  
30.—40. Tausend

Immanuel Kant Von Professor Dr. E.  
v. Aker. 2. Auflage

Leben und Gedankenwelt großer Natur-  
forscher Von Geh. Medizinalrat Prof.  
Dr. S. Gumprecht

Die Weltanschauungen der Gegenwart  
Von Prof. Dr. C. Wenzig. 2. Auflage

Wissenschaftlicher Okkultismus Von Ober-  
schulrat Professor Dr. A. Meßner

Grundlagen der Naturphilosophie Von  
Professor Dr. Th. Siehen

Das naturwissenschaftliche Weltbild der  
Gegenwart Von Privatdoz. Dr. A. Wenzl



Die Entwicklungslinie der Menschheit Von Professor Dr. S. Strehler <

Einführung in die Psychologie Von Prof. Dr. H. Dörff. 21.—25. Tausend <

Die Hauptrichtungen der gegenwärtigen Psychologie Von Prof. Dr. R. Müller-Freienfels <

Einführung in die experim. Psychologie Von Professor Dr. R. Pauli <

Angewandte Psychologie Von Professor Dr. A. Wexler <

Die Psychologie des Unbewussten Von Prof. Dr. R. Herberich <

Unsere Sinnesorgane und ihre Funktionen Von Prof. Dr. E. Mangold. 2. Aufl. <

Abriß der geistigen Entwicklung des Kindes Von Prof. K. Bühler. 16.—25. Taus. <

Geschichte der Pädagogik I Von Prof. Dr. R. Müller-Freienfels <

Die Erziehung im vor- und schulpflichtigen Alter Von Prof. Dr. David und Rosa Kay <

Anleitung zur Menschenkenntnis Von Professor Dr. S. E. Otto Schulze <

Charakterbildung Von Professor Dr. Th. Eichenhans. 11.—15. Tausend besorgt von Prof. Dr. A. Messer <

Grundriß der Erziehungswissenschaft Von Dr. E. Kriedte <

Pestalozzis Leben Von Professor Dr. S. Medicus. Doppelband <

Friedrich Gröbel Sein Weg und sein Werk. Von Professor Dr. Marie-Anne Kunze <

Geschichte des Kultur- und Bildungsproblems Von Privatdozent Dr. G. Burckhardt <

Bildungs- und Erziehungsideale Von Prof. Dr. R. Müller-Freienfels <

Sozialpädagogik Von Oberstudiendirektor Dr. A. Buchenau <

Sprache / Literatur

Grundfragen der Sprachwissenschaft Von Professor Dr. H. Güntert <

Die redenden Künste Von Dr. E. Drach <

Unser Deutsch Von Geheimrat Professor Dr. Fr. Kluge. 21.—25. Tausend bearb. von Prof. Dr. A. Götz <

Lehrbuch Von Prof. Dr. E. Sütterlin. 11.—15. Tausend <

Stimme und Sprache im Bilde Von Dr. A. Moll <

Deutsche Dichtung Von Professor Dr. S. Eichenhard. 11.—15. Tausend <

Schweizer Dichter Von Prof. Dr. A. Frey. 2. Auflage <

Das Märchen Von Prof. Dr. S. von der Legen. 11.—15. Tausend <

Das deutsche Volkslied Von Professor Dr. A. Götz <

Der Sagenkreis der Nibelungen Von Prof. Dr. G. Holz. 11.—15. Tausend <

Lessing Von Prof. Dr. R. M. Werner. 11.—15. Tausend hrsg. von Prof. Dr. G. Witkowski <

Der junge Goethe Von Professor Dr. K. Vietor <

Schiller Abriß seiner geistigen und künstlerischen Entwicklung. Von Prof. Dr. H. H. Borchardt <

Das klassische Weimar Von Professor Dr. S. Eichenhard. 21.—25. Tausend <

Einführung in Goethes Faust Von Prof. Dr. S. Eichenhard. 36.—40. Tausend <

Die Gedichte Homers Von Geh. Hofrat Professor E. Bethé <

Geschichte der römischen Literatur Von Professor Dr. A. Klotz <

## Kunst

Einführung in die Ästhetik der Gegenwart Von Prof. Dr. E. Meumann. 16. bis 20. Tausend bearbeitet von Prof. Dr. R. Müller-Freienfels <

Das System der Ästhetik Von Professor Dr. E. Meumann. 3. Auflage <

Das Theater Von Prof. Dr. K. Borinski <

Musik und Tanz. Vom Kultanz zum Jazz. Von R. Sonner <

Musikalische Bildung und Erziehung zum musikalischen Hören. Von Professor Dr. A. Schering. 16.—25. Tausend <



Grundriß der Musikwissenschaft Von  
 Professor Dr. H. Riemann. 16.—20. Tauf.  
 bearbeitet von Professor Dr. J. Wolf >  
 Geschichte unserer Musikinstrumente Von  
 Professor Dr. K. Ref >  
 Das Klavier und Klavierspiel Von  
 Professor Dr. E. Schmitz >  
 Geschichte der Musik Von Professor Dr.  
 J. Wolf. Bd. I Die Entwicklung der  
 Musik bis etwa 1600. 2. Auflage.  
 — Bd. II Die Musik des 17. Jahrhunderts  
 und Oper und Kirchenmusik im 18. Jahrh.  
 — Bd. III Die Entwicklung der Musik  
 vom 18. Jahrhundert bis zur Jetztzeit >  
 Sing- und Spielmusik aus älterer Zeit  
 Von Prof. Dr. J. Wolf. 2. Auflage.  
 (Beispielband M. 220) >  
 Mozart Von Professor Dr. H. Freiherr  
 v. d. Pfordten. 11.—15. Tausend >  
 Beethoven Von Professor Dr. H. Freiherr  
 v. d. Pfordten. 21.—25. Tausend >  
 Richard Wagner Von Professor Dr. E.  
 Schmitz. 2. Auflage >  
 Schubert und das deutsche Lied Von Prof.  
 Dr. H. Freih. v. d. Pfordten. 11.—15. Tauf.  
 Carl Maria von Weber Von Prof. Dr.  
 H. Freiherr v. d. Pfordten >  
 Robert Schumann Von Prof. Dr. H. Freih.  
 v. d. Pfordten >  
 Robert Franz Von Prof. Dr. H. Freih.  
 v. d. Pfordten >  
 Johannes Brahms Von Dr. P. Mies >  
 Christliche Kunst Von R. Bürkner >  
 Christliche Kunst im Bilde Von Prof. Dr.  
 G. Graf Dithum. 11.—20. Tausend  
 Städtebaukunst Von Stadtbaur. Ehlgöth  
 Deutsche Barockstädte Von Dr. P. Zucker  
 Deutsche Hansestädte Von Dr. P. Zucker  
 Kleinwohnung Von Professor Dr. Fr.  
 Schumacher. 2. Auflage >  
 Albrecht Dürer Deutschlands größter  
 Künstler. Mit einem Bilderatlas. Von  
 Professor Dr. F. Haack >  
 Deutsche Malerei seit 1870 Von Geheimrat  
 Prof. Dr. W. Waegö Id. 2. Auflage >

## Geschichte

Eiszeit und Urgeschichte des Menschen  
 Von Prof. Dr. J. Pohlig. 11.—15. Tauf.  
 Die Indogermanen Von Professor Dr.  
 O. Schrader. 11.—15. Tausend >  
 \*Altorientalische Kultur im Bilde Von  
 Dr. J. Hunger und Oberstudiendirektor  
 Dr. H. Samer. 11.—20. Tausend >  
 Die Kultur Babyloniens und Assiriens  
 Von Professor Dr. B. Meißner >  
 Die babylonische Geisteskultur Von Prof.  
 Dr. H. Windler. 2. Auflage >  
 Die Kultur des alten Ägypten Von Prof.  
 Dr. Freih. W. v. Bissing. 2. Auflage >  
 Die ägäische Kultur Von Prof. Dr. R.  
 v. Lichtenberg. 2. Auflage >  
 Griechische Kultur im Bilde Ein Bilder-  
 atlas von Oberstudiendirektor Dr. H.  
 Samer. 23.—33. Tausend >  
 Das Griechentum und seine Weltmission  
 Von Prof. Dr. Freiherr v. Bissing >  
 Alexander der Große und die Diadochen  
 Von Studienrat Dr. S. Geier >  
 Staatsgedanke und Staatslehre der  
 Griechen Von Prof. Dr. M. Pohlenz >  
 Römische Kultur im Bilde Ein Bilder-  
 atlas von Oberstudiendirektor Dr. H.  
 Samer. 28.—38. Tausend >  
 Das alte Rom Von Prof. Dr. E. Diehl.  
 2. Auflage >  
 Pompeji Von Prof. Dr. E. Pernice >  
 Cäsar Von Hauptmann G. Veith. 2. Aufl.  
 Westdeutschland zur Römerzeit Von Prof.  
 Dr. H. Dragendorff. 2. Auflage >  
 Kaiser Justinian Von Prof. Dr. E. Grupe  
 Altgermanische Kultur Von Prof. Dr.  
 G. Neckel >  
 Die germanischen Reiche der Völk-  
 wanderung Von Prof. Dr. L. Schmidt.  
 2. Auflage >  
 Kulturgeschichte der Deutschen im Mittel-  
 alter Von Prof. Dr. G. Steinhäusen.  
 11.—15. Tausend >

\* Atlantenbände M. 220



Wissenschaft und Bildung  
Einzelbarstellungen aus allen Gebieten des Wissens  
162

*Ratmil Ernst Gmke*

# Die Entwicklung der Grundprobleme der volkswirtschaftlichen Theorie

Von

Wolfgang Heller

o. ö. Professor der Volkswirtschaftslehre und der Finanz-  
wissenschaft an der Technischen Hochschule zu Budapest

Vierte, umgearbeitete Auflage



1 9 3 1

Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig

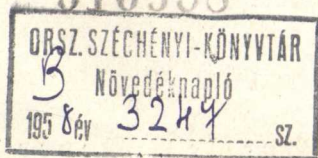
Alle Rechte vorbehalten

\*

Buchdruckerei Oswald Schmidt G. m. b. H.

Leipzig

310538





---

## Vorwort

Die vierte Auflage dieses Büchleins erscheint wiederum in einer stark abgeänderten Form.

Neu bearbeitet wurde vor allem der I. Abschnitt, der Überblick der Gesamtentwicklung der Theorie. Erhebliche Änderungen mußte ich, um dem Fortschritte der Forschung zu folgen, besonders in den Kapiteln über Wert, Außenhandel und Konjunktur vornehmen, während ich in den übrigen Teilen des Büchleins — nebst einigen Ergänzungen — bestrebt war, das Wesentliche schärfer herauszuarbeiten und die Linie der Entwicklung markanter zu zeichnen.

Von einer Erweiterung im Sinne Einschaltung neuer Probleme mußte ich unter den heutigen Verhältnissen selbstverständlich Abstand nehmen.

Budapest, den 11. August 1931

Der Verfasser

---

# Inhaltsverzeichnis

## I. Die Hauptrichtungen der volkswirtschaftlichen Theorie

1. Die Vorstufen der Theorie .....	7
2. Die Physiokraten .....	8
3. Die klassische Schule .....	10
4. Rückwirkungen gegen die Naturlehre der Volkswirtschaft .....	13
5. Die Grenznutzenlehre .....	16
6. Teleologische und anschauliche Theorie .....	19

## II. Das Wertproblem

7. Das Problem des Tauschwertes .....	21
8. Die klassische Werttheorie .....	22
9. Die Arbeitswerttheorie .....	24
10. Die Schwierigkeiten der Produktionskostentheorie .....	26
11. Die Ausgangspunkte der subjektiven Werttheorie .....	28
12. Die Grenznutzentheorie .....	30
13. Die Zurechnungslehre .....	32
14. Der Kampf zwischen der alten und der neuen Werttheorie ..	36
15. Einwände gegen die Grenznutzentheorie .....	38
16. Die Gegnerschaft der Zurechnungslehre .....	41
17. Der Erkenntniswert der subjektiven Werttheorie .....	43
18. Die Gegner der Wertlehre .....	46

## III. Das Preisproblem

19. Die klassische Preistheorie .....	48
20. Würdigung der klassischen Preislehre .....	50
21. Die Grundlagen der subjektiven Preistheorie .....	51
22. Das Gesetz der Grenzpaare .....	53
23. Der Preis als Gleichgewichtsproblem .....	55
24. Die Bedeutung der subjektiven Preistheorie .....	58
25. Die universalistische Preislehre .....	60



## IV. Die Einkommenverteilung

## A. Allgemeiner Überblick

26. Das Problem des wirtschaftlichen Kreislaufes	61
27. Das Kostenprinzip als Regulator der Verteilung	62
28. Die Theorie der Grenzproduktivität	63
29. Das Residualprinzip als ergänzendes Prinzip	65
30. Der Markt der Produktgüter	66
31. Machtmoment und Verteilungslehre	69

## B. Die Grundrente

32. Die Differentialrente	71
33. Die Verallgemeinerung des Rentenprinzips	73
34. Die absolute Grundrente	74

## C. Der Kapitalzins und der Unternehmervergewinn

35. Das Problem	76
36. Der Kapitalgewinn als Residualeinkommen	77
37. Die Ausgleichung der Profitrate	79
38. Die Trennung von Unternehmervergewinn und Kapitalzins	81
39. Der Gewinn als Globaleinkommen	82
40. Die dynamische Theorie des Unternehmervergewinnes	84
41. Die Produktivität als Grundlage der Zinstheorie	86
42. Enthaltbarkeit und Zeitmoment	87
43. Die dynamische Zinstheorie	89

## D. Der Arbeitslohn

44. Das eiserne Lohngesetz	90
45. Die Lohnsteigerungen	92
46. Die Lohnfondstheorie	94
47. Die Produktivitätstheorie des Arbeitslohnes	97
48. Der Lohn als Preis	100

## V. Das Geldproblem

49. Der Inhalt des Geldproblems	101
---------------------------------	-----

## A. Das qualitativ=statische Geldproblem

50. Die Konventionstheorie	102
51. Der Ursprung der fatalistischen Geldtheorien	103

52. Der Metallismus .....	105
53. Die Gegner der Warentheorie .....	107
54. Die staatliche Theorie des Geldes .....	109
55. Der Nominalismus .....	110
56. Die Funktionstheorie .....	111

#### B. Das dynamische Geldwertproblem

57. Die mechanische Quantitätstheorie .....	113
58. Die Produktionskostentheorie .....	114
59. Die Verfeinerung der Quantitätstheorie .....	115
60. Das Aufleben der mechanischen Quantitätstheorie .....	117
61. Die Theorie der Preisverschiebungen .....	119

### VI. Die Probleme des Außenhandels

62. Der Umfang des Problems .....	121
63. Die Handelsbilanztheorie .....	122
64. Die Überwindung der Handelsbilanztheorie .....	123
65. Die Lehre von den komparativen Kosten .....	124
66. Die Lehre von den Produktivkräften .....	127
67. Die bullionistische Lehre über den Wechselkurs .....	129
68. Die Theorie der Zahlungsbilanz .....	131
69. Die Theorie der Kaufkraftparität .....	132

### VII. Das Konjunkturproblem

70. Das Problem .....	134
71. Die Überproduktionslehre .....	135
72. Die Lehre vom Unterverbrauch .....	136
73. Die Lehre von der Übereinstimmung zwischen Erzeugung und Verbrauch .....	138
74. Die Entstehung des Konjunkturproblems .....	139
75. Wellentheorie und Kreislauftheorie .....	140
76. Die Überproduktionstheorie als Konjunkturtheorie .....	142
77. Zirkulationstheorien. I. Die monetäre Konjunkturtheorie .....	144
II. Die Theorie der disproportionalen Gestaltung der Einkommen .....	146
78. Schluß .....	148



---

# I. Die Hauptrichtungen der volkswirtschaftlichen Theorie

## 1. Die Vorstufen der Theorie

Schon die großen Denker des Altertums konnten nicht achtlos an jenem Baue von ineinander greifenden menschlichen Handlungen vorbeigehen, welchen wir heute als Volkswirtschaft bezeichnen. Aber ihr Interesse galt nur in beschränktem Maße dem gesellschaftlichen Gefüge der Wirtschaft selbst. Noch weniger unmittelbares Interesse bringt diesem die mittelalterliche Weltbetrachtung entgegen, welche ihrem allgemeinen Wesenszuge folgend die Wirtschaft nur in ihrer Berührung mit dem sittlichen Wesen der Menschen der Beachtung würdigt. Das Seinsollende, der von der christlichen Ethik geforderte Verlauf der Wirtschaft ist es, welchem sie ihr Interesse zuwendet. So liegt ihr Problem in der ethischen Durchdringung des Wirtschaftsverkehrs.

Auch der Merkantilismus verfolgt zunächst praktische Ziele. Trotzdem kommt er dem schon viel näher, was wir heute als Volkswirtschaftslehre bezeichnen, denn, wenn auch er unmittelbar das Seinsollende sucht, so erhält für ihn die Wirtschaft und ihr gesellschaftliches Gefüge schon eine andere Bedeutung als für die früheren Epochen. Der Grund hierfür liegt darin, daß die moralische Geringschätzung für den Reichtum, welcher die griechische Philosophie und die christliche Ethik beherrschte, infolge der vor sich gehenden Umwälzung der Wirtschaftsstruktur, welche den mobilen Reichtum stärker in den Vordergrund rückt, sowie mit dem Umsichgreifen einer freieren Weltauffassung weicht und den materiellen Wohlstand als erstrebenswert und deshalb seine Grundlagen als einer Untersuchung würdig erscheinen läßt. Der Staat selbst nimmt Interesse an der Entwicklung des Wohlstandes der Bevölkerung, und die Wirtschaft rückt hiermit in den Kreis der Politik ein. War besonders für das christliche Mittelalter die Wirtschaft eine Frage der Ethik, so wird sie vom 16. Jahrhundert angefangen zu einer Frage der Politik, der Staatstätigkeit. Somit ist ein Teil dessen, was heute unter Volkswirtschaftslehre verstanden wird, schon vom Merkantilismus begründet worden. Es ist dies die Volkswirtschaftspolitik.

Als die wichtigsten Vertreter des Merkantilismus seien erwähnt: Bodin, Montchrétien, Mun, Child, Davenant, Petty,

Serra, Montanari, Genovesi, in der Praxis Cromwell und Colbert (nach ihm wird die merkantilistische Politik auch Colbertismus genannt). In den deutschen Staaten traten ähnliche Bestrebungen, nur mehr finanzpolitisch orientiert, in der Kameralwissenschaft zutage. Ihre wichtigsten Vertreter waren Obrecht, Besold, Klock, Sekendorff, Becher, Hornik, später Justi und Sonnenfels.

Doch hierbei konnte man nicht stehen bleiben. Obzwar stets bestrebt, für das Seinsollende, für Ethik oder Politik zu arbeiten, mußte man, um einen prinzipiellen Standpunkt erringen zu können, dazu getrieben werden, die Grundzusammenhänge des wirtschaftlichen Gefüges einer Untersuchung zu würdigen. Wollte die katholische Kirche über den gerechten Preis entscheiden und das Zinsverbot begründen, so war es ebenso unvermeidlich, die Faktoren der Preisbildung und das Wesen des Geldes zu untersuchen, wie man über das Wesen des Reichtums nachdenken mußte, als man seine Förderung als erstrebenswert erkannte und nach jenen Mitteln sann, welche dies ermöglichen sollten. Deshalb mußten schon die späteren Merkantilisten immer tiefer in das Wesen der volkswirtschaftlichen Erscheinungen eindringen, und Wert, Preis, Geld, Zins, Außenhandel und Produktion werden langsam in ihrer Wesensart untersucht. So reifen die zerplitterten Teilkenntnisse über diese Erscheinungen langsam zu einer Wissenschaft im wirklichen Sinne heran, indem die wirtschaftlichen Erscheinungen der Gesellschaft zum Objekt einer selbständigen und nur um der Erkenntnis selbst willen vorgenommenen Untersuchung werden. Hiermit entsteht die theoretische Volkswirtschaftslehre als jene Wissenschaft, welche das gesellschaftliche Gefüge und die Grundzusammenhänge der Wirtschaft zum Gegenstande hat.

## 2. Die Physiokraten

Die Würdigung des materiellen Wohlstandes, welche den Merkantilismus vom politischen Standpunkte aus leitete, fügte sich bald wunderbar in das Weltbild ein, welches die um sich greifende empirische Philosophie entwarf, die sich — zunächst auf die Rechtslehre erstreckend — zu einer Lehre vom Naturrecht entfaltet. Die sich an das Naturrecht anlehrende Staatslehre bot Raum auch für Betrachtungen über das Wirtschaftsleben, umsomehr als ja schon der Merkantilismus das Band zwischen Staat und Wirtschaft erfaßte. So entstand im Naturrechte eine philosophische Richtung, welche den Rahmen dafür schuf, die zerstreuten und bisher nur vom Standpunkte des Seinsollenden betrachteten Wirtschaftsvorgänge von der Höhe der



philosophischen Welterkenntnis aus zu behandeln. Ja die materialistische Weltbetrachtung, welche in Anlehnung an den Empirismus um sich griff, sorgte sogar dafür, daß die materielle Seite des Lebens, wie sie sich in der Wirtschaft äußert, bald eine zentrale Rolle in der Weltbetrachtung der rationalistischen Aufklärungsphilosophie des 18. Jahrhunderts erhielt. Sie war auf die vernunftgemäße Gestaltung des menschlichen Lebens und der Gesellschaft gerichtet und mußte deshalb dem vernunftgemäßen Handeln, welches in der Wirtschaft vorherrscht, besonderes Interesse entgegenbringen.

Die gesellschaftswirtschaftlichen Vorgänge in diese Gedankenwelt einzuordnen, ist dem genialen Wurf von François Quesnay (1686—1774) gelungen. Die Ahnung einer erhabenen Einheit von Natur und Gesellschaft, das Gefühl einer großartigen Harmonie zwischen Natur und menschlichen Gebilden durchzieht sein Denken. Sein Bestreben richtet sich darauf, die Gesetze und Zusammenhänge der gesellschaftlichen Wirtschaft in ihrer Naturgegebenheit zu ergründen und für die Gesellschaft hierdurch eine ähnliche Wissenschaft zu schaffen, wie sie bezüglich des menschlichen Körpers in bezug auf seine Naturbeschaffenheit die Anatomie bietet. Der Arzt verbindet sich in Quesnay mit dem Gesellschaftsphilosophen und treibt ihn zur Erforschung des Gesundheitszustandes der gesellschaftlichen Wirtschaft, welchen er in der natürlichen Ordnung der Dinge, im *ordre naturel* erblickt, dem er den *ordre positif* als durch künstliche Eingriffe verzerrten Zustand gegenüberstellt. Allerdings ist hierin auch schon eine Forderung des Seinsollens enthalten, denn der natürliche Zustand erscheint als das Vernunftgemäße und Erstrebenswerte, was später nicht ohne Folgen blieb.

Die Überzeugung, daß auch das gesellschaftliche Gefüge der Wirtschaft immanenten, vom menschlichen Willen unabhängigen Gesetzen, also Naturgesetzen unterworfen ist, setzt der mit Quesnay entstandenen neuen Wissenschaft der Volkswirtschaftslehre ein fest umrissenes Ziel. Es lautet: Erforschung jener Naturgesetze, welche die Volkswirtschaft beherrschen. Somit hat die neue Wissenschaft die Periode ihrer Vorentwicklung überwunden, denn aus den zerstreuten und im Dienste der Politik stehenden Kenntnissen ist eine den Naturwissenschaften ebenbürtige, auf die Erforschung von Kausalzusammenhängen gerichtete Wissenschaft, gewissermaßen eine Naturlehre der Volkswirtschaft entstanden, welche jene Gesetze zu erforschen hat, die aus dem Wesen der Dinge heraus das Wirtschaftsleben der Völker beherrschen.

Eine großangelegte Synthese des gesellschaftlichen Gefüges der Wirtschaft entrollt sich auf dieser Grundlage. Im Mittelpunkt steht der Fruchtbarkeitsbegriff, das eine Band zwischen Natur und Wirtschaft, indem der Boden als Quelle des Güterstromes betrachtet wird, während das andere Band durch die Bedürfnisse der Menschen geknüpft wird, welche die Menschen im Bestreben, ihre leibliche Wohlfahrt zu sichern, miteinander in Berührung bringen, indem sie ihre Dienste gegenseitig austauschen. Hierin wird zugleich die Quelle jenes Kreislaufes erkannt, welcher die Ergebnisse der Landwirtschaft den übrigen Klassen, den Industriellen, Kaufleuten und freien Berufen zuführt, indem ihr Lebensunterhalt durch die Überschüsse der Landwirtschaft bestritten wird.

Bald scharte sich die erste geschlossene Schule der Volkswirtschaftslehre um den Meister. Sie wurde in ihrer Zeit als die Schule der Ökonomen bezeichnet und erhielt später mit Bezugnahme auf den Titel, welchen ein Mitglied der Schule, Du Pont de Nemour der Sammelausgabe von Quesnays Schriften (1767) gegeben hat, den Namen Physiokratismus.<sup>1</sup>

Die Mitglieder der Schule waren: Mirabeau (1715—1789), Du pont de Nemours (1739—1817), Mercier de la Rivière (1720 bis 1797), Turgot (1727—1781), Le Trosne (1728—1780) und Baudouin (1730—1792). In Deutschland hat der Physiokratismus in Schlettwein und im Markgrafen Karl Friedrich von Baden, Mauvillon, Schmalz u. a. Vertreter gefunden. In der Schweiz vertrat die Lehre Jäkelin.

Die Hauptwerke von Quesnay und Turgot sind auch ins Deutsche übertragen und als Bd. I der Sammlung sozialwissenschaftlicher Meister erschienen. (1. Hälfte, 3. Aufl. Jena 1924, 2. Hälfte daselbst 1922.) Eine vorzügliche Darstellung des Physiokratismus enthält Ondens: Geschichte der Nationalökonomie. 3. Aufl. Leipzig 1922, ähnlich Spann: Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre. 20. Aufl. Leipzig 1930. — Vgl. auch W. Pezet: Der Physiokratismus und die Entdeckung des wirtschaftlichen Kreislaufes. Karlsruhe 1929.

### 3. Die klassische Schule

Trotzdem die erste auf der Höhe einer Wissenschaft stehende Schule der Nationalökonomie schon Quesnay begründete, wird nicht er, sondern Adam Smith (1725—1790) als Vater der Nationalökonomie

<sup>1</sup> Diese Benennung wurde durch Jacob Mauvillon in seiner „Sammlung von Aufsätzen über die Gegenstände der Staatskunst, Staatswirtschaft und der neuesten Staatsgeschichte“ (2 Bde. 1776 und 1777) auch in Deutschland verbreitet. Der Name knüpft an die griechische Benennung der Natur an.



gefeiert. Insoferne mit Recht, als es erst ihm gelungen ist, ein umfassendes, von einheitlichem Gesichtspunkte entworfenes Bild über den Verlauf und die Grundzusammenhänge der Volkswirtschaft auf philosophisch unterwobenem Hintergrunde zu bieten, welches lebenswahrer anmutet, als die abstrakte Doktrin des Physiokratismus.

Die Grundlage, auf welche Smith die neue Wissenschaft stellte, vereinigt die naturrechtliche, auf die immanenten Zusammenhänge der Wirtschaftsvorgänge gerichtete Auffassung mit den Lehren der schottischen Moralphilosophie. Der ahistorische, auf das Unwandelbare gerichtete Zug der Betrachtung bleibt zwar bestehen, aber er wird durch die Darstellung von Smith, der seine Thesen gerne mit Beispielen aus der Geschichte begleitet, gemildert und so die Lehre dem Leben näher gebracht. Vor allem aber rückt bei Smith der Mensch als aktiver Faktor der Wirtschaft in den Vordergrund. Der erste Satz seines grundlegenden Wertes<sup>1</sup> gilt dem menschlichen Faktor, der Arbeit, welche als Grundlage des Wohlstandes bezeichnet wird. Ohne den naturgesetzlichen Charakter des Vorganges anzutasten, wird die gesellschaftliche Seite desselben in Tausch und Arbeitsteilung scharf erfaßt und gleichzeitig die bewegende Kraft der Volkswirtschaft im Eigennutz, im wohlaußgesetzten Selbstinteresse jene Kraft aufgezeigt, welche die Menschen in arteigener Weise in die Volkswirtschaft durch den Markt eingliedert, der durch den Wettbewerb beherrscht, das harmonische Zusammenwirken der Volkswirtschaft gewährleistet. So ist es Smith gelungen die selbsttätige, von immanenten Kräften der Wirtschaft geleitete Bewegung der Volkswirtschaft als einen Vorgang zu erfassen, der seine Beweggründe aus den Individuen schöpft und doch sozial ausklingt.

Trotzdem die Lehre von Smith auf die Erfassung der Ganzheit des volkswirtschaftlichen Prozesses gerichtet ist, steht schon bei ihm der Markt mit der Preisbildung im Vordergrund, da er ja im Markt das gesellschaftliche Band der menschlichen Wirtschaft erblickt. Schärfert tritt dies bei David Ricardo (1772—1823) hervor, der die Aufgabe der Nationalökonomie in der Ergründung der Markterscheinungen erblickt, welche die Preisbildung und auch die Verteilung des Volkseinkommens beherrschen. Hiermit war zwar das Gebiet der Wissenschaft enger gefaßt, aber auch der Weg zur Vertiefung gewiesen, denn auf diesem einheitlichen Gebiete konnte sich die abstrakt-theoretische Forschung ausleben, und es konnten die Grundgesetze der

<sup>1</sup> An inquiry into the nature and causes of the wealth of nations. London 1776.



Volkswirtschaft scharf formuliert werden. Mit dem Gesetze der Produktionskosten als Regulator der Preise im Mittelpunkt konnten das Lohngesetz, das Rentengesetz, das Gesetz von der Ausgleichung der Profitrate unter Zuhilfenahme des Gesetzes vom abnehmenden Bodenertrag, und des Bevölkerungsgesetzes von Robert Malthus (1776—1834) aufgestellt werden, und die Gesetze vom Zusammenhange zwischen Geldmenge und Preisen im Inland wie bezüglich des internationalen Handels — letzteres ergänzt durch das Gesetz von den komparativen Kosten — ergaben ein umfassendes Bild der Marktbeziehungen von überwältigender Einheitlichkeit.

Diese durch und durch kausale Erklärung der volkswirtschaftlichen Vorgänge bot für jene Zeit des Rationalismus schlechthin das, was sie von der Wissenschaft in bezug auf die Volkswirtschaft forderte, nämlich die Ableitung der wirtschaftlichen Gesellschaftsvorgänge aus den Triebkräften der Individuen und die Erfassung strenger kausaler Gesetze. So scheint die Volkswirtschaftslehre für ewige Zeiten in ihrer Methode und in ihren Grundgesetzen festgelegt zu sein. Von Jean Baptiste Say (1767—1832) formvollendet und systematisch dargestellt — von ihm stammt die Einteilung in Produktion, Güterverkehr, Güterverteilung und Verbrauch —, hat die klassische Lehre, wie dieses System bald bezeichnet wurde, den europäischen Kontinent erobert. Nachdem sie durch John Ramsay Mac Culloch (1789—1864), William Nassau Senior (1790—1864) und Elliot Cairnes (1823—1875) in manchen Punkten vertieft wurde, erreichte sie ihren Höhepunkt mit John Stuart Mill (1806—1875), der mit mancher Ergänzung die Lehre in philosophischer Vertiefung zusammenfaßt.

Die Einwirkung der klassischen Lehre auf die Geister jener Zeit war überwältigend. In Deutschland stehen Kraus, Sartorius, Jakob, Soden, Luden, E. Loh, Hufeland und Rau stark unter dem Einflusse von Smith. Hermann, Rodbertus, A. Wagner und Diegel lehnen sich dann mehr an die Lehren Ricardos an. In Frankreich ist unter dem Einflusse von Say die Anziehungskraft der Smithschen Lehre stark (Courcelle-Seneuil, Levasseur), doch wird diese Lehre bald durch Frédéric Bastiat zu einer Lehre von der Harmonie der Wirtschaftskräfte ausgebaut, und ein wirtschaftlicher Optimismus beherrscht auch die gefeierten Nationalökonomten Leroy Beaulieu, Léon Say und Fr. Passy. Auch in Italien und den Vereinigten Staaten ist die Wirkung der klassischen Schule übermächtig, doch auch im letzteren Lande wird sie durch Carey in eine Bastiat ähnliche Richtung getrieben. In Deutschland vertritt Eugen Dühring die Gedanken Careys, allerdings mit nicht unerheblichen Abänderungen.

Die Hauptwerke von Smith, Ricardo, Malthus und John



Stuart Mill liegen in deutscher Übersetzung vor und sind als Bd. 5, 6, 7, 11, 12, 17 und 18 der Sammlung sozialwissenschaftlicher Meister erschienen. Über die klassische Schule unterrichten: Schumpeter: Epochen der Dogmen- und Methodengeschichte im Grundriß der Sozialökonomie. 2. Aufl. Tübingen 1924, Gide und Rist: Geschichte der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen. 3. Aufl. Jena 1923, Surányi-Unger: Philosophie in der Volkswirtschaftslehre. 1. Bd. Jena 1923. — Amonn: Ricardo als Begründer der theoretischen Nationalökonomie. Jena 1924. — Bezüglich der Einwirkung auf Deutschland auch Br. Schulz: Der Entwicklungsgang der theoretischen Volkswirtschaftslehre in Deutschland. Halberstadt 1928.

#### 4. Rückwirkungen gegen die Naturlehre der Volkswirtschaft

Trotzdem die klassische Lehre allen Anforderungen einer abstrakt-theoretischen Wissenschaft entsprach, mußten sich bald gewisse Zweifel regen. Innerhalb der klassischen Schule selbst tauchten solche auf. Es war kein geringerer als J. St. Mill, der — noch auf dem Boden seiner Vorfahren stehend — im Glauben an die zeitlose Geltung aller durch die klassische Schule verkündeten Gesetze erschüttert wurde und zu dem Ergebnisse gelangte, daß es zwar auf dem Gebiete der Produktion ewige Gesetze gäbe, nicht aber auf dem der Einkommensverteilung, wo der Einfluß der Wandelbarkeit der gesellschaftlichen Einrichtungen auf das Wirtschaftsleben nicht zu leugnen sei.

Besonders der deutsche Geist konnte sich mit den rationalistischen und stark individualistischen Grundlagen der neuen Wissenschaft nicht befreunden. Zwar fand auch hier Smith begeisterte Anhänger, aber eine wirklich organische Verschmelzung seiner Lehren mit der deutschen Denkungsart, wie sie z. B. in Frankreich auf dem Boden der Physiokratie durch Say vor sich ging, blieb aus. Anstatt dessen erschien in den Schriften Adam Müllers (1779—1829) ein beherzter Protest gegen die individualistische und die Wirtschaft vom Boden der geistigen Beschaffenheit der Gesellschaft loslösende Auffassung durch die neue Wissenschaft.

Sein Werk, die „Elemente der Staatskunst“ (1809), ist das Produkt der deutschen romantischen Philosophie. Es wendet sich gegen die naturrechtliche Betrachtungsweise des Wirtschaftslebens und sucht, vom Gedanken an eine unzertrennbare Einheit und den geistigen Charakter der Gesellschaft durchdrungen, eine Auffassung anzubahnen, welche das Wirtschaftsleben als Bestandteil der Ganzheit des Gesellschaftslebens erfäßt. Diesem Ideenkreis, welcher als die romantische Schule der Volkswirtschaftslehre bezeichnet wird, gehören Friedr. v. Gentz, Franz v. Baader und Carl Ludw. v. Haller an.

Während A. Müller den Kampf gegen die klassische Schule von der Höhe der Philosophie aufnimmt, mußte der klassischen Nationalökonomie bald auch von einer anderen Seite her eine Gefahr drohen, welche unmittelbar viel folgenschwerer wurde, da sie starke Nahrung in den Bedürfnissen des täglichen Lebens fand. Die Naturlehre vom Wirtschaftsleben konnte nämlich in ihrer Loslösung von Ethik und Politik, sobald sich einmal die sich aus ihren Grundlagen ergebende Beseitigung der alten Wirtschaftseinrichtungen vollzogen hat, annehmbare Richtlinien für die Wirtschaftspolitik nicht bieten. Obzwar sich die großen Meister jener Grenzen stets bewußt blieben, welche die abstrakte Fassung der Nationalökonomie in der praktischen Anwendung ihrer Lehren forderte, vergaßen viele Nachfolger diese Grenzen nur zu rasch, und sie konnten aus ihrer Lehre nichts anderes herausholen, als die Forderung nach einem freien Waltenlassen der Wirtschaftskräfte.

Das mit dem jugendfrischen Kapitalismus einsetzende Elend der unteren Klassen stand mit jener Auffassung in schreiendem Widerspruch, welche im Glauben an die selbsttätige Regelung des Wirtschaftslebens für die Wirtschaftspolitik nichts anderes zu bieten wußte als das Prinzip der Wirtschaftsfreiheit. Angesichts dieses Elends konnte man sich nicht einfach damit abfinden, es als eine Notwendigkeit hinzunehmen, welche die ewigen Gesetze der Wirtschaft fordern. So konnte auch von dieser Seite her ein Vorstoß gegen die klassische Nationalökonomie nicht ausbleiben. Als erster führte ihn Simonde de Sismondi (1773—1842), indem er in seinem 1819 erschienenen Werke ihr vorwirft, ein Zerrbild der Volkswirtschaft in ihrer Lehre, welche den homo oeconomicus zur Grundlage hat, zu bieten. Auf dieser Grundlage, meint er, sei nur eine reine Chrematistik, eine Kaufmannsökonomie, aufzubauen, welche das moralische Wesen der menschlichen Gesellschaft mißachte. Die ethische Schule nannte man seine Richtung, welche den Ausgangspunkt für die Sozialpolitik bildet. Aber nicht nur die moralische Neutralität und der Individualismus der Klassik mußten zu einer Gegenströmung führen. Auch der arge Kosmopolitismus, welcher, besonders von der materialistischen Auffassung über die Produktivität getragen, der klassischen Lehre eigen ist, mußte zum Widerspruch reizen. Das erwachende Nationalgefühl und die Unzulänglichkeit der materiellen Produktivitätslehre fanden im „Nationalen Systeme der politischen Ökonomie“ von Friedrich List (1789—1846) einen kräftigen Ausdruck.



Alle diese Bestrebungen, der Volkswirtschaftslehre einen Inhalt zu geben, welcher die moralischen und die nationalen Beziehungen des Wirtschaftslebens umfaßt, verdichteten sich zu der deutschen historischen Schule, welche unter Berücksichtigung dieser Gesichtspunkte sich vor allem gegen die absolute und zeitlose Fassung der Wirtschaftsgesetze wendet und die Relativität der Wirtschaftsorganisation in den Vordergrund stellt. Der Gedanke an die Abhängigkeit der Wirtschaft von den Entwicklungsstadien der Menschheit beherrscht sie und macht wieder Ethik und Politik zu Grundpfeilern des nationalökonomischen Denkens.

Zwar lag es Wilhelm Roscher (1817—1897), dem Begründer der ersten historischen Schule, ferne, in Übertreibung der Mängel der klassischen Nationalökonomie ihre Lehre zu verwerfen, und er strebte mehr eine Erweiterung der Wissenschaft durch Einführung der geschichtlichen und ethischen Perspektive an. Doch in Bruno Hildebrand (1812—1871) und Karl Knies (1821—1898) machte die Schule direkt Front gegen die Aufstellung zeitloser Gesetze und stellte sich zum Ziele, die Entwicklungsgesetze der Wirtschaft zu erforschen. Mit Gustav Schmoller (1838—1917) wurde in der jüngeren historischen Schule das Ziel noch weiter gesteckt, indem die Wirtschaft unter Beibehaltung des Gedankens der Entwicklung in ihrem soziologischen Einbaue in die Ganzheit der Gesellschaft und in ihrer ganzen Lebenswahrheit erforscht werden sollte.

Die Rückwirkung gegen die zu weitgehende Abstraktion und die unhistorische Auffassung der Klassiker machte sich auch in England geltend, wo Toynbee, Tooke, R. Jevons, Cliff Leslie, Rogers und Ashley sich ebenfalls der geschichtlichen Betrachtung der Volkswirtschaft zuwandten.

Die Arbeit einer langen Reihe von Gelehrten war in Deutschland der Bewältigung dieser Aufgabe gewidmet. Ugo Brentano (geb. 1844), Karl Bücher (1847—1930), Georg Friedrich Knapp (1842—1926) u. a. arbeiteten in dieser Richtung, und das großangelegte Werk Werner Sombarts (geb. 1863) über den modernen Kapitalismus ist auch eine Blüte dieser Schule.

Auch der wissenschaftliche Sozialismus kann als eine Auflehnung des menschlichen Geistes gegen die Betonung der Unabänderlichkeit der volkswirtschaftlichen Gesetze betrachtet werden. Karl Johann Rodbertus-Jagebow (1805—1875), Heinrich Karl Marx (1818 bis 1883) und Ferdinand Lassalle (1825—1864) stehen zwar auf dem Boden der klassischen Lehre, doch werden von ihnen die Gesetze Ricardos als Gesetze der kapitalistischen Wirtschaftsordnung betrachtet, und die Lehre von Marx spitzt sich zu einer Entwicklungstheorie des Wirtschaftslebens zu, deren Grundlage jenes Entwicklungsgesetz bildet,



wonach sich der Kapitalismus selbst aufhebt und dem Sozialismus zu-  
steuert, indem die Betriebskonzentration (Konzentrationstheo-  
rie) die Zunahme des konstanten (stehenden) Kapitals, ein Heer von  
Arbeitslosen (die industrielle Reservearmee) entstehen läßt und  
die Proletarisierung der Massen (Verelendungstheorie) nach sich  
zieht, was durch fortwährend erneuerte krisenhafte Erschütterungen schließ-  
lich zum Zusammenbruch des Kapitalismus (Zusammenbruchstheorie) und zum Sieg des Sozialismus führt.

Von den führenden Werken der historischen Schule seien hier folgende  
Schriften hervorgehoben: Roscher, System der Volkswirtschaft. Bd. I  
bis V. Stuttgart 1854—1894. Seitdem in vielen Auflagen erschienen. —  
Roscher: Ansichten der Volkswirtschaft aus dem geschichtlichen Stand-  
punkte 1861. — Hildebrand: Die Nationalökonomie der Gegenwart  
und der Zukunft, Frankfurt a. M. 1848. — Knies: Die politische  
Ökonomie vom Standpunkte der geschichtlichen Methode. Braunschweig  
1853 (umgearbeitet unter neuem Titel 1883). — Schmoller: Grundriß  
der allgemeinen Volkswirtschaftslehre, Bd. I—II. Leipzig 1900—1904.

## 5. Die Grenznutzenlehre

Was die historische Schule bot, war für die Wirtschaftspolitik ge-  
wiß von unsagbarer Bedeutung, denn sie ordnete das Wissen über die  
Volkswirtschaft in den Zusammenhang der anderen Gesellschafts-  
kräfte, wie sie im nationalen Bewußtsein, in ethischen Bestrebungen  
und den weiteren Grundlagen der Politik hervortreten, ein. Den for-  
schenden Geist, welcher die allgemeinen grundlegenden Zusammen-  
hänge der Erscheinungen zu erfassen trachtete, konnte sie aber nicht be-  
friedigen. Es mußte der Faden der abstrakt theoretischen Forschung  
wieder aufgenommen werden, wollte man nicht, wie es die historische  
Schule tat, auf eine wirklich theoretische Begründung der volkswirt-  
schaftlichen Vorgänge verzichten.

Dieses Bedürfnis brach sich auch zu gleicher Zeit in England, Frank-  
reich und Österreich Bahn. William Stanley Jevons (1835—1882),  
Marie Esprit Leon Walras (1854—1910) und Karl Menger (1840  
bis 1921) suchten die Ausgangspunkte der klassischen Nationalökono-  
mie nachzuprüfen und einerseits auf das mengenmäßige Moment  
der Wirtschaft, welches mit dem Grundfaktor der Knappheit zu-  
sammenhängt, andererseits auf die subjektiven Wirtschaftsentschei-  
dungen der Individuen ein neues System der Theorie aufzubauen.  
Ein Begriff, welcher beide Momente verbindet, und welchen wir  
unten eingehender erörtern werden, nämlich der Begriff des Grenz-  
nutzens bot die Grundlage für jene beiden Schulen, welche den Faden  
der theoretischen Forschung weiter spannen. Die erste ist die mathe-  
matische Schule, auch die Schule von Lausanne genannt, welche



das ökonomische Grundgesetz im wirtschaftlichen Gleichgewicht erblickt, das sie — da es sich um Quantitäten handelt — mit dem Werkzeuge der Mathematik zu erfassen trachtet. Der zweite Zweig der Grenznutzenschule lehnt sich mehr an die psychologischen Grundmomente der Wirtschaft an; von Wiener Gelehrten begründet, nennt man sie die österreichische oder die Wiener Schule.

Die Schule von Lausanne, welche Walras begründete, fand bei Vilfredo Pareto (1848—1923) ihren weiteren Ausbau. Außer Frankreich hat sie besonders in Italien Anhänger gefunden (so Barone, Amoroso). In Schweden hat Knut Wicksell (1851—1926) eine ähnliche Richtung eingeschlagen. Auch Gustav Cassel hat — obzwar er die Grenznutzenlehre selbst ablehnt — viele Berührungspunkte mit Walras. Menger fand bald in Friedrich Frh. v. Wieser (1851 bis 1926), Eugen Böhm v. Bawerk (1851—1924) sowie Eugen von Philippovich (1858—1917) Mitarbeiter, und auch heute blüht seine Schule unter Führung von Hans Mayer, um den sich eine lange Reihe jüngerer Gelehrter schart (Haneke, Landauer usw.). In Deutschland, welches in Hermann Heinrich Gossen (1810—1858) jenen Gelehrten hervorgebracht hat, der als erster das fundamentale Gesetz der Bedürfnissättigung formuliert hat, und wo Johann Heinrich v. Thünen (1783 bis 1850) als erster die mathematische Forschungsweise anwendete, hat weder die mathematische Schule, noch die österreichische Schule wirklich Fuß fassen können. Die Versuche von Launhardt, Auspitz und Lieben blieben dem deutschen Geiste fremd. Friedrich Benedikt Hermann (1795—1868), Heinrich Diezfel (geb. 1857) und Adolf Wagner (1835—1917), die Hauptvertreter der Theorie in Deutschland, folgten — wohl mit Vorbehalten — der klassischen Schule.

Die neue Theorie, die Grenznutzenschule schien zunächst alles zu beseitigen, was die Klassiker gelehrt haben. Aber dies erwies sich, nach eingehenderer Prüfung als arge Täuschung. Alfred Marshall (1842—1924) versöhnte beide Theorien, indem er die Ergebnisse von Jevons neben jenen der Klassiker in sein System aufnahm. Seine Lehre entfaltete sich als die Cambridger Schule, welche auch der mathematischen Methode stark zuneigt. (Edgeworth, Wicksell, Pigou, Robertson.)

In Italien hat Maffeo Pantaleoni (1857—1924) in ähnlicher Richtung gewirkt, während in den Vereinigten Staaten John Bates Clark, Edwin Seligman, Irving Fisher, Fetter, Taussig, Carver, Davenport u. a. der Synthese von klassischer Theorie und Grenznutzenlehre nahestehen.

Wie die klassische Nationalökonomie, so ist auch die Grenznutzenschule auf die Erforschung der Grundzusammenhänge der Volkswirtschaft, auf die Begründung der Wert- und Tauschvorgänge gerichtet. Auch sie bedient sich zu diesem Zwecke der Isolierungs-



methode und baut auf die Abstraktion des homo oeconomicus, dessen Handeln das hedonistische Prinzip, als Gegenüberstellung von Lust- und Unlustgefühlen leitet, so weit dies Handeln rein wirtschaftlich ist. So ist auch die Grenznutzenlehre reine Ökonomie, wie die Systeme von Quesnay und Ricardo, nur in noch bewußterem Maße. Auch die übrigen Voraussetzungen der Klassiker von der Beweglichkeit der Produktionsfaktoren, welche die nivellierung der Wirtschaft bewirken, von der Einheitlichkeit des Marktes, von dem Zusammenhang zwischen Geldmenge und Preisen usw. finden sich in ihr stärker ausgeprägt, denn auch sie sucht einen idealisierten Markt zu erfassen, welcher nur die Tendenzen des wirklichen Marktes aufzeigt. Trotzdem ist besonders der mathematische Zweig durch seine Lehre vom wirtschaftlichen Gleichgewicht in seiner Grundanschauung viel lebenswahrer, weil er die gegenseitige Abhängigkeit der wirtschaftlichen Faktoren vor Augen hat und so die rein kausale Betrachtung durch die funktionale Betrachtung ersetzt hat, welche den Allzusammenhang der Wirtschaft erfasst.

Im übrigen liegen die Unterschiede gegenüber der klassischen Lehre hauptsächlich auf dem Gebiete der Werttheorie, indem der subjektive Charakter des Wertes herausgearbeitet wurde, was sich allerdings in der österreichischen Schule auch auf die Preis- und Verteilungslehre stark auswirkt. Aber der Markt, die Preisbildung und die Verteilungslehre bleiben auch in der Grenznutzenschule die Hauptprobleme der volkswirtschaftlichen Theorie, wie es in der Klassik der Fall war.

Die deutsche historische Schule, welche gerade zu jener Zeit sich kräftig entfaltete, als die Grenznutzentheorie ihre Laufbahn begann, wandte sich scharf gegen die Bestrebungen Mengers (von Jevons und Walras nahm sie wenig Kenntnis). Schmoller wies die Lehre Mengers schroff zurück und hiermit begann der Methodenstreit, indem Menger in seiner grundlegenden Arbeit die Methode der Sozialwissenschaften eingehend behandelte und nachwies, daß die geschichtlich-ethische Forschung keinen Ersatz für die isolierende Theorie bieten könne. Während aber Schmoller und seine Anhänger letztere prinzipiell zurückwiesen, hat Menger ebenso, wie Walras die Berechtigung der historisch-ethischen Betrachtung nie geleugnet. Sie lassen den neuen Gesichtspunkt neben der reinen Theorie (der Ausdruck stammt von Walras) als Ausgangspunkt der Wirtschaftspolitik gelten.

Von den Hauptwerken der Grenznutzenschule seien hier nur genannt: Gossen: Entwicklung der Gesetze des menschlichen Verkehrs. 3. Aufl. Berlin 1927. — Menger: Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. Wien 1871 (seitdem 2. Aufl. 1923). — Wieser: Theorie der gesellschaftlichen



Wirtschaft. 2. Aufl. Tübingen 1924. — Böhm-Bawerk: Kapital und Kapitalzins. 3. Aufl. Innsbruck. Bd. I—II. 1909 und 1914. — Von der mathematischen Richtung: Walras *Éléments d'économie politique pure*. Paris und Lausanne 1889. (Neuaufsl. 1926.) — Pareto: *Manuale di economia politica*. Milano 1906. (Franz. Übers. 1909.) — Pantaleoni: *Manuale di economia pura*. Firenze 1889. (Engl. Übers. 1898.) — Schumpeter: *Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie*. Leipzig 1908. — Barone: *Grundzüge der theoretischen Nationalökonomie*. Übers. von Staehle. Bonn 1927. (Eine kurze Einführung.) — Die Werke von Jevons und Cournot sind in deutscher Übersetzung in der Sammlung sozialwissenschaftlicher Meister als Bd. 23 und 24 erschienen.

Die Hauptwerke des Methodenstreites sind: Menger: *Untersuchungen über die Methode der Sozialwissenschaften und der politischen Ökonomie insbesondere*. Leipzig 1883. — Schmoller: *Beiträge zur Methodik der Wirtschaftswissenschaften*. *Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik*. 2. F. Bd. IX., 1884. — Hasbach: *Ein Beitrag zur Methodologie der Nationalökonomie*. Schmollers *Jahrbuch* 1885. — Hesse: *Gegenstand und Aufgabe der Nationalökonomie*, 1926. — Ferner wird die Frage eingehend erörtert in Ammons *Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie*. 2. Aufl. Leipzig und Wien 1927.

## 6. Teleologische und anschauliche Theorie

Der Freimut der Anhänger der reinen Theorie, mit welchem sie die Ergänzung der Theorie durch eine wissenschaftlich fundierte Wirtschaftspolitik anerkennen, brachte auch nicht den dauernden Frieden für unsere Wissenschaft. Der Grund hierfür liegt darin, daß jene Zweifel an der Brauchbarkeit der mit der Isolierungsmethode erzielbaren Ergebnisse, welche schon bei A. Müller und Sismondi auftraten und die historische Schule beherrschen, nicht verstummen konnten. Diese Zweifel entspringen dem Gefühl, es müsse jede Betrachtung der Volkswirtschaft, welche sie aus der Einheit und Ganzheit des Gesellschaftslebens löst, unwahr und verfehlt sein, weil sie das Bild der Volkswirtschaft aus den Handlungen der aus der Gesellschaft herausgerissenen Einzelnen rein auf Grund ihrer Tauschakte entwerfen will. Deshalb wird der in diesen Bahnen wandernden Theorie Atomismus und Individualismus vorgeworfen. Das Wesen der Volkswirtschaft sei — meint diese Richtung — von dieser individualistischen Seite her nicht zu erkennen, weil es eben in der Ganzheit und ihrer Ausgliederung in ihre Teile liegt. Die Wirtschaft sei ihrem Wesen nach ein zweckhafter Bau, ein System von Handlungen, welche ihre Grundlage nicht in den individuellen Beweggründen, sondern im ganzheitlichen, aufeinander eingestellten System, in ihrem Aufbaue haben.



Das Wesen liege demnach in der Ganzheit und dieser könne die kausale Betrachtung nicht gerecht werden, sondern nur die teleologische Erfassung des Ganzen.

So ungefähr lautet die Auffassung der sich um Spann scharenden organischen, ganzheitlichen oder universalistischen Schule, welche demnach zwar starke Berührungspunkte mit der historischen Schule und mit den ihr verwandten Schulen aufweist, doch beileibe mehr keine Theorielosigkeit, vielmehr einen Neubau der Theorie vom teleologischen Standpunkte anstrebt.

Dieselbe Unzufriedenheit mit der bisherigen Theorie äußert sich in Deutschland auch im Bestreben, eine anschauliche Theorie zu schaffen. Diese soll nicht die Zusammenhänge zwischen den selbständig betrachteten Teilen der Volkswirtschaft in ihrer ursächlichen Verbundenheit erfassen, sondern das Wesen, das Ganze in seiner Einheit als das, was es ist, begreifen, also eine Wesensschau ermöglichen. Deshalb ist sie auch noch um einen Ton stärker historisch eingestellt, weil das Ganze nur in seiner historischen Gegebenheit zu fassen ist.

„Die verständliche Deutung der ökonomischen Erscheinungen ist Ziel der Nationalökonomie“ sagt Max Weber und diesem Ziele will sein Idealtypus genügen. Und Fr. Lenz meint, „die Einheit des Gemeinwesens mit der Gesamtwirtschaft aus Geist und Blut anschaulich zu gestalten“ sei das Ziel. Ähnlich ist es eine Wirtschaftstheorie in concreto an Stelle der Wirtschaftstheorie in abstracto, was die sozialrechtliche Schule von Diehl durch Anknüpfung an den sozialen und rechtlichen Tatbestand anstrebt.

All diese Bestrebungen — soweit sie auch sonst divergieren, sind zugleich der Niederschlag jener Wandlung, welche sich unter Einwirkung der neueren Philosophie im Ziele menschlicher Erkenntnis vollzog. Für das Zeitalter des Naturrechts und der Aufklärung galt nur die Erfassung von ursächlichen Zusammenhängen als wirkliche Erkenntnis. Loslösung der Erkenntnis von jeder Teleologie war ihr Bestreben. Heute wendet sich das Blatt. Das Zweckhafte tritt wieder in den Bereich des Erkenntniszieles und wird nicht mehr als unwissenschaftlich verworfen. Der forschende Geist will sich nicht mehr damit zufrieden geben, die Teile und ihre Einwirkung aufeinander zu erfassen, er will die Ganzheit als solche, als zweckhaften Bau begreifen.

Hierin liegt die Ursache für den Gegensatz zwischen den Anhängern der reinen Theorie und zwischen der eben geschilderten neuen Betrachtungsweise von Spann und auch der anschaulichen Theorie. Die Neuorientierung gilt nicht mehr bloß der Beachtung der historischen und ethischen Kräfte der Gesellschaft, sondern dem Erkenntnisziele und



Erkenntniswege zugleich. Eine Ernüchterung gegenüber der Kaufelforschung als alleinigem Ziele wissenschaftlicher Erkenntnis bildet den Ausgangspunkt des Gegensatzes, also eine Wandlung darin, was als wissenschaftliche Erkenntnis zu gelten habe.

Auch in den Vereinigten Staaten ist eine starke Rückwirkung gegen die abstrakt theoretische Forschung eingetreten. Die institutionelle Schule oder Behaviorismus nennt sich diese Richtung, welche sich hauptsächlich gegen die Hypothese des Hedonismus wendet und die Theorie unter Berücksichtigung der Vielseitigkeit der Grundkräfte des Wirtschaftslebens hauptsächlich mit Hilfe der Statistik dem realen Leben näherzubringen trachtet. Mitchell, Tugwell, Young, der jüngere Clark u. a. arbeiten in dieser Richtung.

Eine unbedingte Zurückweisung und Verwerfung der isolierenden und kausalen oder heute schon mehr funktionellen Theorie braucht mit diesem Wandel nicht zwangsläufig verbunden zu sein. So weist Salin der Rationaltheorie innerhalb der anschaulichen Theorie einen Raum an; Amonn, der am Gegenpole steht und die reine Theorie vertritt, läßt die teleologische Wirtschaftstheorie als Normwissenschaft gelten, der er nur das Attribut einer empirischen Wissenschaft abspricht.

Im übrigen hat gerade heute auch die abstrakte Theorie eine neue Blüte zu verzeichnen. Sie wird stark durch den Fortschritt der Statistik unterstützt, welcher zur Verifizierung ihrer Sätze und auch zu einer Annäherung an die Wirklichkeit viel beiträgt. Man vergleiche nur Adolfs Webers Handbuch oder Taubigs Theorie des internationalen Handels. Für diese reale Durcharbeitung der Theorie bietet auch die Konjunkturtheorie gute Beispiele; es sei nur auf die Werke von Spiethoff und Mitchell hingewiesen.

Von den deutschen Werken dieser Richtungen seien erwähnt: Max Weber: Roscher und Knies und die logischen Probleme der historischen Nationalökonomie. Arch. für Sozialwiss. u. Sozialpol. 1903—1906. — Wirtschaft und Gesellschaft im Grundriß der Sozialökonomie. Bd. III. Tübingen 1922. — Spann: Das Fundament der Volkswirtschaft. 4. Aufl. Jena 1929, ferner Tote und lebendige Wissenschaft. 3. Aufl. Jena 1929. — Lenz: Aufbau der politischen Ökonomie. Stuttgart und Berlin 1927. — Diehl: Theoretische Nationalökonomie. Bd. I—III. Jena 1922—1927.

## II. Das Wertproblem

### 7. Das Problem des Tauschwertes

Der wirtschaftlichen Tätigkeit liegt ein Interesse der Menschen an den Gegenständen ihrer Umgebung zugrunde. Indem sie als wirtschaftliche Güter, zur Befriedigung unserer Bedürfnisse dienen, bilden wir uns ein Urteil über ihre Wichtigkeit. Dieses Urteil bezeichnen wir als den wirtschaftlichen Wert. Schon Aristoteles entging es nicht, daß dieses Interesse sich in einer doppelten Weise äußert und



demnach zwei Arten des Wertes unterschieden werden müssen. So finden wir schon bei ihm die Unterscheidung von Gebrauchswert und Tauschwert. Der Gebrauchswert bezieht sich auf die unmittelbare Verwendung der Güter, während der Tauschwert ihre Austauschbarkeit zum Gegenstande hat.

Der Wert lenkt zunächst das Interesse dadurch auf sich, daß er als der Kern der Preisbildung erkannt und so im Werte die Grundlage für die Erklärung der Preise gesucht wird. Was bestimmt die Schätzung der am Markte feilschenden Parteien? Um diese Frage dreht sich das Problem des Tauschwertes.

Am nächsten lag es, bei Beantwortung dieser Frage daran anzuknüpfen, daß die Herstellungskosten als Ausgangspunkt für die Bewertung der Güter dienen, da es ja wirtschaftlich unmöglich ist, eine Ware für weniger hinzugeben, als ihre Beschaffung gekostet hat. So stützt sich die Erklärung des Wertes von Anfang an auf den Gedanken, daß die Erlangung der Güter mit Opfern verbunden ist.

Schon früh ist man bestrebt, dieses Opfer genauer zu umschreiben und es zu analysieren. Indem der hl. Thomas von Aquino den gerechten Preis zu bestimmen sucht, fragt er schon nach jenen Aufwendungen, welche man machen muß, um die Ware auf den Markt zu bringen. Petty erblickt schon Ende des 17. Jahrhunderts das Wesen dieser Aufwendungen im Arbeitsopfer, welches die Erzeugung verursacht. Daneben bemerkt man auch die Landnutzungen als Kostenelement und Cantillon hebt sie zu Beginn des 18. Jahrhunderts stärker hervor.

## 8. Die klassische Werttheorie

Bei den Klassikern festigt sich die Ansicht, daß die Produktionskosten den Wert bestimmen. Die Wirtschaft erscheint ihnen als ein Kampf mit der Natur, welche ihre Schätze nur hergibt, indem der Mensch für sie Opfer bringt. Dieses Opfer drückt sich in den Produktionskosten aus. Diese bestimmen, meint Smith — in Anlehnung an Cantillon, der von einem inneren Werte der Güter spricht, — den natürlichen Wert. Dieser ist sozusagen das herauskristallisierte objektive Element des Wertes. Er kann sich jedoch nicht genau durchsetzen, weil die Marktlage fortwährend wechselt und so das Austauschverhältnis der Güter unablässig Schwankungen unterworfen ist. So muß der tatsächliche Tauschwert dem jeweiligen Verhältnis von An-



gebot und Nachfrage Rechnung tragend vom natürlichen Werte abweichend.

Den weiteren Inhalt der klassischen Werttheorie bestimmt die Auslegung des Begriffes der Herstellungskosten. Smith, dessen Blick stets auf das Ganze des Zusammenhanges der gesellschaftlichen Wirtschaft gerichtet ist, sieht das Wesen der Produktionskosten in der Summe jener Aufwendungen, welche nötig sind, um ein Gut tauschbereit zu machen. Er betont zwar, daß das ursprüngliche Wesen der Kosten in einer Summe von Arbeitsaufwendungen, in der Überwindung jener Schwierigkeiten liege, welche die Herstellung der Güter dem Menschen verursacht. Dies geschieht aber in erster Reihe, um gegenüber den Merkantilisten, die auf den Geldreichtum zu viel Gewicht legen, die wertbildende Rolle der Arbeit zu betonen. Smith bezieht sich auch hinzuzufügen, daß die Kosten der Herstellung bloß auf einer primitiven Stufe sich allein in aufgewendete Arbeitsmühe auflösen lassen, während später auch andere Elemente der Kosten entstehen, so der Zins für das aufgewendete Kapital und die Rente, welche für die Benutzung des Grund und Bodens gezahlt werden muß. Seine Kostenelemente sind demnach jene Aufwendungen, ohne welche die Produktion unter Beibehaltung der Voraussetzungen der heutigen wirtschaftlichen Organisation nicht möglich ist.

Das in der Arbeitsaufwendung bestehende Opfer steht in der klassischen Wertlehre als Kostenelement unbestritten, und nur die Einfügung des durch die Kapitalnutzung verursachten Opfers gibt ihr schwere Arbeit. Senior schien die Lösung gefunden zu haben, indem er neben das Arbeitsopfer das in der Abstinenz bestehende Opfer stellt, welches zum Ausdruck bringen soll, daß die Ansammlung von Kapital als ein der Arbeit koordiniertes Opfer zu betrachten sei. Hierdurch schien das Ziel, die Produktionskosten auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, erreicht zu sein, denn beide, Arbeit und Abstinenz, sind Opfer.

Das Wesen des Kostenbegriffes wurde auch durch die Theorie Taren's nicht berührt, als er den Satz aufstellte, nicht die Produktionskosten, sondern die Reproduktionskosten bestimmen den Wert. Diesem Satze liegt die Überlegung zugrunde, daß man, wenn man die Güter bewertet, dies nicht auf Grund ihrer Vergangenheit tut, sondern nach den Verhältnissen der Gegenwart handelt und deshalb sich danach fragt, was die Neuerzeugung eines Gutes kosten würde. Ferrara und auch Diezels vertreten das Kostengesetz als Wertgesetz in dieser Form, doch hat Marshall mit Recht auf die geringe Bedeutung dieser Abänderung der Kostenwertlehre hingewiesen und Loria sich mit der Begründung gegen



sie gewendet, der Wert könne nicht durch etwas rein Hypothetisches, also durch eine reine Möglichkeit bestimmt werden.

Vgl. die obengenannten Werke der Klassiker. Außerdem Cairnes: *Some leading Principles of Political Economy newly expounded*. London 1874. — Ferner Diehl: *Sozialwissenschaftliche Erläuterungen zu D. Ricardo's Grundgesetzen*. I. T. 2. Aufl. Leipzig 1905.

## 9. Die Arbeitswerttheorie

Ricardo, den großen deduktiven Denker der klassischen Schule, konnte der unbestimmte, weil aus verschiedenen, nicht gleichartigen Elementen zusammengesetzte Kostenbegriff seiner Zeitgenossen nicht befriedigen. Er sucht die Produktionskosten auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen. Hierzu verhilft ihm zunächst seine unten zu besprechende Rententheorie, welche die Grundrente nicht als Kostenelement, sondern als Folge der Wertbildung erscheinen läßt. Weniger Glück hat er mit dem Zinse, dessen Ausschaltung ihm nicht gelungen ist. Er hilft sich aber mit der Annahme, daß, obzwar der Kapitalaufwand infolge verschiedener Lebensdauer der Kapitalgüter für die Wertbildung nicht unwesentlich sein kann, das wirkliche Schwergewicht des Wertes doch im Arbeitsaufwande liegt. So kommt er zu seinem Satze, die Güter tauschen sich im allgemeinen in Verhältnisse der in ihnen stekenden Arbeitsmenge aus.

Doch Ricardo bleibt sich dessen voll bewußt, daß dieser Satz streng genommen nur dann gilt, wenn nichts als Arbeit auf ein Gut verwendet worden ist, und zwar für gleiche Zeitdauer. Die Arbeit ist für ihn also nicht allein wertbildend und die Arbeitswerttheorie bedarf einer Ergänzung durch die Berücksichtigung der Rolle des Kapitals, welche Ergänzung jedoch Ricardo nicht gelingen wollte.

Nicht so vorsichtig sind James Mill und Mac Culloch. Sie unterschätzen die von Ricardo betonte Schwierigkeit und unternehmen es, alle Elemente der Wertbildung, auch das Kapital selbst in Arbeit aufzulösen. Jenes Kostenelement, welches in der Kapitalvergütung liegt, wird von ihnen als Entlohnung früherer Arbeit, nämlich jener Arbeit betrachtet, welche die Herstellung der Produktionsmittel verursacht hat. So betrachten sie das Kapital als vorgetane Arbeit, wodurch sie einen einheitlichen Kostenbegriff gewinnen. Die vorsichtige Fassung Ricardos wird fallen gelassen und die Produktionskosten werden einfach als Arbeit betrachtet.

Gierig mußte dieser Kostenbegriff von den Sozialisten aufgegriffen werden. Er bot ihnen die beste Stütze für ihr System, welches



gegen den Kapitalbesitz gerichtet ist. Die Güterkosten sind für sie dem Wesen nach nichts als vorgetane Arbeit. Wenn sich trotzdem auch andere Elemente in den Wert der Güter einschleichen, so ist dies lehren sie, nur eine Folge der heutigen Eigentumsordnung und des kapitalistischen Marktes.

Diese Anlehnung der sozialistischen Wertlehre an die Arbeitswerttheorie vollzog Rodbertus. Schon er behauptet, es gebe außer der Arbeit in der Entstehungsgeschichte der Güter nichts anderes, was noch „in solcher Beziehung zum Menschen stände, daß man sagen könnte, es ‚kostet‘ ihm dies, um sich ein Gut anzueignen“. Auch die Materialien sind nichts „als das Gut selbst auf irgendeiner seiner Stufen vor der Vollendung“ und die Werkzeuge und Maschinen sind durch Arbeit erzeugt und ihre Abnutzung ist nichts als ein Teil jener Arbeit, welche die Werkzeuge und Maschinen selbst gekostet haben. Marx baut dann diese Lehre weiter, indem er sie jedes persönlichen Elementes entkleidet und von der „gesellschaftlichen Arbeit“, also von der Arbeit als einem Teil der „von der Gesellschaft ausgegebenen Gesamtsumme von Arbeit“ spricht. Diese gesellschaftliche Arbeit ist „die gemeinsame gesellschaftliche Substanz aller Waren“. Aller Wert ist sonach vergegenständlichte, „kristallisierte gesellschaftliche Arbeit“. Das Maß dieser Arbeit aber ist die Dauer der Arbeitszeit. So setzt Marx der Arbeitswerttheorie, welche er bei James Mill und Mac Culloch fertig vorfand und bloß straffer zu fassen brauchte, die Krone auf, indem er in der Arbeit nicht nur das Maß, sondern die Substanz des Wertes erblickt.

Die Arbeitswerttheorie bietet die Grundlage für die Mehrwerttheorie. Schon von Thompson angedeutet, hat sie Marx zu einem der Grundpfeiler seiner Theorie gemacht. Sie beruht auf dem Satze, daß auch der Wert der Arbeit durch eine Arbeitsmenge, nämlich durch jene, welche zum Unterhalte des Arbeiters nötig ist, bestimmt wird. Da jedoch in der kapitalistischen Wirtschaft der Arbeiter zu einer längeren Arbeitszeit gezwungen wird, als sein Unterhalt erfordern würde, erzeugt er auch mehr und diese über die zu seinem Unterhalte nötige Arbeitszeit hinaus geleistete Arbeit läßt den Mehrwert entstehen, welcher infolge der kapitalistischen Organisation dem Unternehmer als Profit in die Tasche fließt. Somit beruht die ganze Ausbeutungstheorie des wissenschaftlichen Sozialismus — wir werden sie unten eingehender behandeln — auf der Arbeitswerttheorie. Daß jedoch die Ausbeutungstheorie auch auf Grund einer anderen Wertlehre aufzubauen ist, haben insbesondere Tugan-Baranowski und Cornélissen nachgewiesen.

Tugan-Baranowski behauptet mit Recht, es sei ein grobes Mißverständnis, in der Marxschen Wertlehre eine logische Weiterbildung der



Ricardoschen Lehren zu erblicken.<sup>1</sup> Wir mußten sie trotzdem aufeinander folgen lassen, um die Arbeitswerttheorie in ihrer ganzen Entwicklung überblicken zu können.

Marg: Das Kapital. I. Bd. 7. Aufl. Hamburg 1914. — Zur Kritik das genannte Buch von Tugan-Baranowsky; sowie Gelesnoff: Grundzüge der Volkswirtschaftslehre. Deutsch von Altschul. 2. Aufl. Leipzig-Berlin 1928.

## 10. Die Schwierigkeiten der Produktionskostentheorie

Bald mußte sich zeigen, daß bei der Durchführung des Grundgedankens der Kostenwerttheorie sich von Schritt zu Schritt neue Schwierigkeiten ergeben. Schon Ricardo fühlte diese in hohem Maße. Erstens sah er schon klar, daß der Wert es nicht nur mit den Kosten, sondern auch mit der Seltenheit der Güter zu tun hat. Er suchte dieser Schwierigkeit dadurch aus dem Wege zu gehen, daß er Seltenheitsgüter und reproduzible Güter (beliebig vermehrbare Güter) unterschied. Diese Unterscheidung enthielt die erste Durchbrechung des Kostenprinzipes, weil dasselbe nur für die zweite Gruppe, für die beliebig vermehrbaren Güter aufrecht zu halten war. Allein auch bei diesen erkannte er — wie wir sahen, — die Schwierigkeit, welche in der Verwendung stehenden Kapitals liegt. Hierin lag schon das Zugeständnis, daß auch das aufgewendete Kapital, wenn es in den Gütern in verschiedenem Maße vorhanden ist, Abweichungen vom reinen Arbeitsprinzip verursacht, welche seiner Ansicht nach allerdings in einer allgemeinen Formulierung des Wertprinzipes vernachlässigt werden dürfen.<sup>2</sup> Dieser Vernachlässigung suchte Senior dadurch aus dem Wege zu gehen, daß er den Kostenbegriff in zwei Elemente, in das Arbeits- und das Entsagungsopfer zerlegt. Scheinbar war nun auch der Mitwirkung des Kapitals in der Produktion Rechnung getragen: Mühe und Entbehrung schienen der

<sup>1</sup> Tugan-Baranowsky: Theoretische Grundlagen des Marxismus. Leipzig 1905. S. 159.

<sup>2</sup> Ricardo hat das Arbeitsprinzip auch in einer anderen Richtung durchbrochen. Er hat, wie später zu zeigen sein wird, für den auswärtigen Handel den Satz aufgestellt, daß Produkte von verschiedenem Arbeitsaufwande für einander ausgetauscht werden können und sonach der Wert hier nicht dem Verhältnisse der Arbeitsmengen entspricht. Auf diese Durchbrechung des Arbeitswertprinzipes haben schon Patten und Diehl und neuestens Esslen aufmerksam gemacht. Eigentlich hat Ricardo hiermit, allerdings nur bezüglich des auswärtigen Handels, das Argument von Cairnes bezüglich der nicht im Wettbewerb stehenden Gruppen, vorweggenommen.



Doppelnatur der Kostenelemente gerecht zu werden. Kaum war dieser Standpunkt erreicht, fügen J. St. Mill und Cairnes diesen Kostenelementen in der Ver lustgefahr (im Risiko) des Unternehmers ein drittes hinzu. Gleichzeitig erschütterte jedoch Cairnes das ganze Kostenprinzip in einer bedenklichen Weise dadurch, daß er auf die Hindernisse des freien Wettbewerbes hinwies, welche den Übergang der Arbeit aus einem Produktionszweig in den anderen hemmen und so zu den gegenseitig nicht im Wettbewerb stehenden Gruppen führen, zwischen welchen ein freier Ausgleich der zu strömenden Arbeitsmengen verhindert ist. Er deckte hierdurch eine große Schwäche des Kostenprinzipes auf, denn er beleuchtete jenen Umstand, daß sich das Kostenprinzip nur auf Grund des freien Wettbewerbes, d. h. der freien Bewegung der Produktivkräfte durchsetzen könne. Aber steht die Sache beim Kapital nicht ähnlich? Einen erheblichen, und zwar stets wachsenden Teil desselben bildet doch das stehende Kapital, dessen Übergang von einem Produktionszweig in den anderen mindestens solchen Schwierigkeiten begegnet, wie die Überführung der Arbeit von einer Arbeitsart in die andere.

Sehr lehrreich führte Patten aus, wie diese Ergänzungen und Einschränkungen des Kostenprinzipes in gerader Linie zu dem Standpunkte F. A. Walkers hinführen, welcher den Satz von der Ausgleichung der Kosten fallen läßt und die individuelle Gestaltung der Kosten zum Ausgangspunkte nimmt.<sup>1</sup> Das Kostenprinzip wird hierdurch seiner bisherigen Bedeutung entkleidet und das ganze Wertprinzip jenem Satze Ricardos nahe gebracht, welchen er für die Wertbildung der landwirtschaftlichen Produkte aufstellte, wonach es sich nicht um die Produktionskosten schlechthin, also nicht um das Verhältnis der in den Gütern stekenden Arbeit überhaupt, sondern um die Grenzkosten handelt.

Die Anhänger der Arbeitswerttheorie machten sich die Sache leichter. Sie halfen sich, wie wir sahen, durch ihre Auffassung des Kapitals als vorgetane Arbeit, wodurch sie sich einen einheitlichen Kostenbegriff zurechtlegten. Doch der Preis hierfür war, Ausschaltung all jener Momente, welche nicht mit dem Arbeitsopfer zusammenhängen. Es wird also ganz davon abgesehen, daß die Güter nicht nur jenes persönliche Opfer kosten, welches die Arbeitsmühe dem Menschen auferlegt, sondern auch jene Materie, welche zu verarbeiten ist und ohne welche auch die Arbeit nichts schaffen kann.

Davenport hat in sehr lehrreicher Weise gezeigt, wie die Fassung des Kostenbegriffes zwischen zwei entgegengesetzten Gesichtspunkten

<sup>1</sup> Vgl. S. N. Patten: Die Bedeutung der Lehre vom Grenznutzen. Jahrb. für Nationalök. und Stat. III. F., 2. Bd. (1891), S. 492.



schwankt.<sup>1</sup> Einerseits wird der Kostenbegriff in einer Weise zu fassen gesucht, welche das ursprüngliche Opfer des Menschen bei der Produktion zum Ausdruck bringt, andererseits wird getrachtet, den Begriff vom Standpunkte des Unternehmers der kapitalistischen Wirtschaft zu erfassen. Es ist dies ein Schwanken zwischen der volkswirtschaftlichen und der verkehrswirtschaftlichen Betrachtungsweise, welche der klassischen Theorie nicht klar zum Bewußtsein kam. Doch Cairnes merkt schon die Unsicherheit des Kostenbegriffes. Seitdem hat die englisch-amerikanische Literatur zwei verschiedene Ausdrücke für die zwei Varianten des Kostenbegriffes geprägt, indem der volkswirtschaftliche Kostenbegriff mit dem Worte *Cost* (Erzeugungskosten), der verkehrswirtschaftliche Kostenbegriff mit dem Ausdrucke *Expenses* (Geldausgaben) bezeichnet wird.

## 11. Die Ausgangspunkte der subjektiven Werttheorie

Die objektive Betrachtung des Wertproblems kann das Verdienst für sich beanspruchen, es zuerst zu einer geschlossenen Werttheorie gebracht zu haben. Zu einer Zeit, wo die Versuche das Wertproblem auf subjektiver Grundlage zu erklären, sich noch in einem ganz nebelhaftem Zustande befanden, hat sie schon eine Erklärung für den Wert gehabt. Sie hat zuerst ihren Blick darauf gerichtet, daß das Verhältnis der Güter zueinander, ihre verschiedene Geltung im Wirtschaftsleben nichts willkürliches ist. Sie hat ferner erkannt, daß objektive Tatsachen auf diese Geltung Einfluß haben, und daß in der Bewertung der Güter etwas Überpersonales steckt, was einer allgemeinen Geltung nahekommt. Des weiteren hat sie die Tatsache in ihrer großen Bedeutung erfaßt, daß die Produktionsbedingungen den Wert beeinflussen.

Freilich handelte es sich bei der objektiven Betrachtung nur um eine Beziehung der wirtschaftlichen Geltung, nur um den Tauschwert, welcher zur Erklärung der Austauschverhältnisse der Güter dient. Nicht die Bedeutung der Güter für die Wirtschaftssubjekte schlechthin, sondern bloß ihre Bedeutung vom Standpunkte ihrer Austauschbarkeit war auf dieser Grundlage zu erklären. Dies jedoch scheinbar in einer einwandfreien Weise.

Seitdem über das Wesen des Wertes nachgedacht wird, ist aber das Bestreben nicht zu verkennen, den Wert als etwas Subjektives, mit der bewertenden Person Zusammenhängendes zu erfassen. Der Gedanke liegt doch zu nahe, daß die Bedürfnisse des Menschen für die Bedeutung maßgebend sind, welche er den Gütern beimißt, da

<sup>1</sup> Vgl. Davenport: *Value and Distribution*. Chicago 1908.



letzten Endes die Güter doch der Sicherung der Wohlfahrt der Menschen dienen.

Der Zusammenhang des Wertes mit den menschlichen Bedürfnissen wurde vor allem von den italienischen Schriftstellern des 16.—18. Jahrhunderts (Danzani, Montanari, Galiani) gewürdigt und die deutsche Wissenschaft neigt von Anfang an stark diesem Standpunkte zu (J. Fr. E. Loß, Soden, Huseland, Rau, Hildebrand, Thomas); in Frankreich faßt Condillac diese Auffassung in den Satz zusammen: „Denn der Wert liegt weniger in den Dingen, als in unserem Begehren, und dieses ist unserem Bedürfnisse proportional.“ Ja sogar in England, im Mutterlande der objektiven Werttheorie, neigt schon Barbon der subjektiven Auffassung zu.

Allein es war diese Aufgabe, die subjektiven Zusammenhänge der Wertbildung aufzudecken, viel schwieriger als die der äußeren Beobachtung leichter zugänglichen objektiven Faktoren der Wertbildung zu erfassen. Es war wohl klar, daß die Wichtigkeit des Bedürfnisses, welches durch ein Gut befriedigt wird, entscheidend für den Vorgang der Wertbildung sein muß, doch zeigte es sich immer von neuem, daß die Nützlichkeit, welche das Gut besitzt, doch nicht ohne weiteres mit dem Werte zusammenfällt. So kommt es, daß obzwar schon Aristoteles den Gebrauchswert erkennt, eine Theorie desselben noch von Smith nicht gegeben werden kann.

Das Hindernis, dessen Überwindung nicht gelingen wollte, lag darin, daß der Nutzen stets als Gattungsnutzen der Betrachtung zugrunde lag. Hierdurch war der Weg für eine wirklich subjektive Erfassung des Wertes versperrt, denn eine Unterscheidung von Nutzen und Wert war so nicht zu erreichen.

Diese Schwierigkeit zu überwinden ist Hermann Heinrich Gossen (1854) gelungen, indem er das Problem bei seiner Wurzel anfaßte und den Vorgang der Bedürfnisbefriedigung untersuchte. Die von J. Bentham entfaltete utilitaristische Auffassung (hedonistisches Prinzip) verhilft ihm hierzu, indem er das Ziel des Lebens in der Vermehrung der Lebensgenüsse und der Verminderung der Unlustgefühle erblickt. Die Frage, wie der Lebensgenuß zum Maximum gesteigert werden kann, wird laut Gossen durch die Tatsache entschieden, daß die Bedürfnisbefriedigung mit einer stufenmäßigen Abnahme der Mangelempfindung Hand in Hand geht, bis nach einem gewissen Punkte Sättigung und bei weiterer Fortsetzung des Genußes Übersättigung und direkter Widerwille gegen den Genuß eintritt. Dieses Gesetz der Bedürfnissättigung wurde später (1889) von Wieser zu Ehren seines Entdeckers das Gossensche Gesetz benannt. Wenn aber durch die Zuführung weite-



rer Gütereinheiten die Bedürfnisintensität abnimmt, so wird, meint Gossen, das Höchstmaß an Lebensgenuß erreicht, indem die verfügbaren Güter auf die Fülle der Bedürfnisse so verteilt werden, daß bei allen Bedürfnissen möglichst ein Gleichmaß an Genuß angestrebt wird. Legis nannte diesen Satz das zweite Gossensche Gesetz. Es besagt, daß wir alle unsere Bedürfnisse bis zu demselben Sättigungspunkte zu befriedigen trachten.

Sonach ist es nicht richtig, vom Gossenschen Gesetze schlechthin zu sprechen. Es sind zwei Gesetze, welche im Zusammenhange miteinander hierunter zu verstehen sind. Erstens das Gesetz des abnehmenden Genusses bei fortschreitender Befriedigung und zweitens das Gesetz des Genußausgleiches (wir könnten dasselbe auch als das Gesetz vom einheitlichen Grenznutzenniveau nennen), wonach Zuwächse nicht zur Fortsetzung der Befriedigung ein und desselben Bedürfnisses, sondern für die Befriedigung weiterer Bedürfnisse verwendet werden.

## 12. Die Grenznutzentheorie

Die grundlegende Leistung Gossens liegt in der Erkenntnis, daß die Bedürfnisse nicht unteilbare Ganze sind, sondern in verschiedenen Intensitätsgraden auftreten. Hierdurch wurde es möglich, den Einfluß der Gütermenge auf den Wert auf subjektiver Grundlage zu fassen, denn Bedürfnis und Gütermenge werden durch das Sättigungsgesetz ihrer Allgemeinheit entkleidet und gezeigt, daß es sich bei der Wertbildung nicht einfach um Bedürfnis- und Gütergattungen, sondern um bestimmte Gütermengen handelt, welchen in der Bedürfnisbefriedigung bestimmte Stärkegrade entsprechen. Die Aufteilung der Gütervorräte erweist sich auf dieser Grundlage als nichts willkürliches, sondern durch die oben dargelegte Gesetzmäßigkeit beherrscht.

Obzwar Gossens Werk lange Zeit hindurch<sup>1</sup> unbeachtet blieb war der Boden für die subjektive Wertlehre, besonders durch die Arbeiten der auf mathematischer Grundlage stehenden Denker, sowie durch die utilitaristische Schule Benthams, welche eine Untersuchung der Lust- und Unlustgefühle in den Vordergrund rückte, so stark vorbereitet, daß ihre weitere Verwertung für die Wertlehre nicht mehr ausbleiben konnte. Es fehlte ja nur mehr die ausdrückliche

<sup>1</sup> Erst Jevons, der durch die Geschichte der Nationalökonomie von Knaut auf das Buch aufmerksam gemacht wurde, hat seine Bedeutung erkannt. (S. die Vorrede zur 2. Aufl. seiner Theory of political economy. S. XXXI.)



Feststellung dessen, was den Wert auf subjektiver Grundlage bestimmt. Diesen Schritt taten Jevons (1862), K. Menger (1871) und M. E. L. Walras (1874), ohne zunächst voneinander zu wissen, indem sie ganz im Sinne der von Gossen aufgestellten Gesetze den Maßstab des Wertes in jener Befriedigung bezeichneten, welche die letzte Einheit eines Gütervorrates gewährt. Diesen Nutzen nannte Jevons *final degree of utility*, Walras *rareté*. Menger hatte noch keine Benennung für diesen Begriff; erst Wieser prägte die deutsche Benennung Grenznutzen.

Hiermit steht die subjektive Werttheorie als Grenznutzentheorie vor uns. Ihrem Wesen nach stützt sie sich auf die beiden Gesetze Gossens, welche die Bedürfnisse als Skalen von verschiedenen Intensitätsgraden und die Bedürfnisbefriedigung als Sättigungsvorgang auffassen. Da auch die meisten Güter in Vorräten vorkommen, welche in unter sich vertretbare Teilmengen zerfallen, wird es möglich, die Vorräte als Quantitäten, also rein mengenmäßig zu behandeln. Hierdurch erlangt der Begriff des Grenznutzens seine Bedeutung für die Bewertung der Güter.

Aber in welcher Weise erfolgt die Bewertung von Vorräten auf Grund des Grenznutzens? Hierüber konnte man sich zunächst nicht einigen. Böhm-Bawerk war der Meinung, es handle sich um eine Summierung der Teilnutzen, deren letztes Glied der Grenznutzen ist, während Wieser die Auffassung vertrat, der Wert von Vorräten müsse sich durch eine Multiplikation des Grenznutzens mit der Zahl der Gütereinheiten bestimmen.

Lange konnte die österreichische Schule über diese Uneinigkeit in einer so wichtigen Grundfrage nicht hinwegkommen. Hier hat Hans Mayer eingegriffen. Er führt vor allem das bisher vernachlässigte Zeitmoment in die Analyse ein, indem er darauf hinweist, daß die meisten Bedürfnisse wiederkehrender, periodischer Art sind und daß, da der Zeitablauf ein wesentliches Moment der Wirtschaft ist, auch die Bewertung von Vorräten nur durch die Berücksichtigung dieses Momentes einen konkreten Inhalt erhält. Deshalb genüge es auch nicht jeden Intensitätsgrad in der Bedürfnisskala nur einmal zu veranschlagen, sondern es müsse dem Rechnung getragen werden, daß die Bedürfnisse periodisch wiederkehren. Demnach könne eine Summierung der Teilnutzen nur bei der Bewertung des für eine Periode bestimmten Gütervorrates dem Wirtschaftsverlaufe entsprechen, während in Anbetracht der Periodizität der Wirtschaft und der Wiederkehr derselben Intensitätsgrade in der



Wirtschaftsrechnung eine Kumulierung nach der Lösung Wiesers stattfinden müsse.

Eine Weiterbildung des Grenznutzengedankens enthält das Clark'sche Gesetz. Es besagt, daß der Wert nicht durch die Summe der in einem Gute enthaltenen Bedürfnisbefriedigungen, sondern durch die im Gute noch enthaltene letzte Bedürfnisbefriedigungsmöglichkeit bestimmt wird. Wir schätzen z. B. einen Winterrock, welcher außer dem einfachen Wärmebedürfnis auch das Bedürfnis nach besserer Ausstattung befriedigt, nicht gleich dem Wärmebedürfnis und dem der besseren Ausstattung vereint, sondern bloß nach dem letzten Zuwachs an Befriedigung, welchen uns die betreffende Qualität gewährt. Von den in einer bestimmten Gutsqualität vorhandenen Bedürfnisbefriedigungsmöglichkeiten ist es sonach die letzte noch mögliche Befriedigung, welche den Grenznutzen und somit den Wert bestimmt. So drückt das Clark'sche Gesetz den Einfluß der Qualität der Güter auf ihren Wert aus.

Lit. der subjektiven Wertlehre s. auf S. 18—19. Außerdem Weinberger: Die Grenznutzenschule. Halberstadt 1926. — Bird: The theory of marginal value. London 1922. — C. A. Verrijn Stuart: Die Grundlagen der Volkswirtschaft. Jena 1923.

### 13. Die Zurechnungslehre

Die Zurückführung der Wertschätzung der Güter bis zu ihrer subjektiven Wurzel wurde der Ursprung eines neuen Problems der Werttheorie. Die alte Werttheorie betrachtete, indem sie die Grundlage des Wertes in den Produktionskosten suchte, die Produktivgüter als etwas Primäres in der Wertbildung, sozusagen als die Ursache des Wertes. Sonach bedurfte sie auch keiner Erklärung für den Wert der Produktionsgüter. Für die subjektive Werttheorie hingegen erstand in dieser Richtung eine neue Frage, denn für sie sind ja Produktionsgüter nichts Ursprüngliches, keine Endursache der Wertbildung.

Die Frage, wonach sich der Wert der Produktivgüter, also der Arbeit, des Bodens und des Kapitals, richtet, wäre ja für die subjektive Werttheorie an und für sich sehr einfach. Schon Menger beantwortet sie präzise, indem er feststellt, daß sich der Wert der Produktivgüter ebenso wie jener der Genußgüter, nach dem Grenznutzen richten müsse. Demgemäß muß der Wert der Produktivgüter ein indirekter, von ihrem Ertrage abgeleiteter Wert sein, denn ihre Rolle im Wirtschaftsleben besteht darin, daß sie nützliche Dinge, also Genußgüter hervorbringen.

Schon Menger mußte jedoch wahrnehmen, daß einer unmittelbaren Bestimmung des Wertes der Produktivgüter durch den Grenznutzen ihres Produktes die Komplementarität der Produktiv-



güter ein Hindernis in den Weg legt. Weder Arbeit noch Grund und Boden, noch Kapital erzeugen isoliert, ohne Verbindung miteinander Produkte. Wie ist es demnach möglich, aus dem gemeinsamen Ergebnis der zusammenwirkenden Produktionsfaktoren jene Bedeutung zu bestimmen, welche dem einen und dem anderen Produktivgute am gemeinsamen Ergebnis zuzuschreiben ist? Diese Frage enthält das Zurechnungsproblem.

Menger griff zu dem naheliegenden und in seiner Werttheorie im Vordergrund stehenden Gedanken, die Bedeutung der einzelnen Faktoren könne dadurch festgestellt werden, welcher Nutzensausfall entstünde, wenn der fragliche Produktionsfaktor oder ein Teil desselben in Verlust geraten würde. Der Verlustgedanke liegt also seiner Lösung zugrunde. Weiter entwickelt wurde dieser Gedanke durch Böhm-Bawerk.

Böhm-Bawerk gelangt zu der wichtigen Unterscheidung zwischen ersetzbaren und unersetzbaren Gliedern der komplementären Gruppe. Der Wert ersetzbarer Stücke kann auch in der komplementären Gruppe nicht über den Substitutionswert steigen, denn der Verlust eines Stückes erfordert nur das Opfer der Heranziehung eines neuen Exemplars (Substitutionsprinzip). Noch deutlicher tritt dies in der Verkehrswirtschaft zutage, wo das Ersatzstück auf dem Markte zu einem gegebenen Preise beschafft werden kann. Ersetzbarkeit und anderweitige Verwendungsmöglichkeit bilden Grenzen, innerhalb welcher sich der Wert der ersetzbaren Produktivgüter stellen muß. Handelt es sich hingegen um ein Stück, dessen Verlust die ganze Produktion vereiteln würde (Schlußstück), so muß demselben der Wert des ganzen Produktionsergebnisses zugeschrieben werden.

Mit dieser Lösung war Wieser nicht einverstanden. Nicht der Verlust, sondern der Besitz und der Gebrauch eines Gutes muß, meint Wieser, für den Wert desselben maßgebend sein. Überdies müsse der ganze Ertrag auf die bei der Produktion mitwirkenden Produktivgüter aufgeteilt werden und es dürfe demnach kein unverteilter Rest verbleiben. So kam er zu seiner Lösung, welche das Wesen des Vorganges in einer Aufteilung des Ertrages auf die Produktivgüter sucht. Wieser meint, es müsse der Anteil ermittelt werden, welcher als wirtschaftliches Ergebnis dem einzelnen Produktivgute zuzurechnen sei. Die Zurechnung des produktiven Beitrages der einzelnen Produktivgüter zum Gesamtergebnis sei also das Wesen des Vorganges. Diese Aufgabe wäre gerade so unlösbar, wie jene der Aufteilung des physischen Ertrages, falls jedes Produktivgut nur in einer bestimmten Kombination mit anderen seine



Verwendung finden würde. Dem ist aber nicht so, denn die meisten Produktivgüter kommen in unzähligen Kombinationen zur Verwendung. Der Gesamtwert des Ertrages jeder Kombination ist gleich der Summe jener Anteile, welche den einzelnen mitwirkenden Produktivgütern zuzurechnen sind. Auf diese Weise entstehen nicht einzelne Gleichungen, sondern Gleichungssysteme, und zwar in einer Anzahl, welche nur so viel Unbekannte enthält, als es Gleichungen gibt und demnach können aus diesen Gleichungssystemen die Werte der einzelnen Produktivgüter, also ihre produktiven Beiträge errechnet werden. Es ist also eine Vergleichung der Ergebnisse in verschiedenen Kombinationen, welche nach Wieser zur Ermittlung des produktiven Beitrages, also zu der Zurechnung desselben führt.

Eine Annäherung an die Lösung Mengers und Böhm-Bawers hat Wieser später in seiner Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft versucht, indem er den Unterschied zwischen ersetzbaren und unersetzbaren Gliedern der komplementären Güter in seine Theorie hineinarbeitete. Für erstere hielt er seine frühere Ansicht aufrecht, daß der Wert der Kostenmittel (also der ersetzbaren und anderwärts verwendbaren Güter) aus dem Vergleich ihrer Mitwirkung in verschiedenen Verwendungen festgestellt werden muß. Er nennt dies die *gemeine Zurechnung*. Dieser stellt er für die unersetzbaren Glieder komplementärer Gruppen (spezifische Produktionsmittel) seine Theorie der *spezifischen Zurechnung* zur Seite, welche darauf hinausläuft, daß denselben der Restertrag nach Abzug des Wertes der nicht spezifischen Produktionsgüter zuzurechnen sei.

In der amerikanischen Literatur hat Clark einen dritten Weg beschritten. Unter Anlehnung an Thüners Gedanken geht Clark hierbei von der Voraussetzung aus, daß die Mitwirkung der einzelnen Produktivfaktoren in gleiche Zuwüchse zerlegt werden kann, welche einen abnehmenden Ertrag ergeben, und sucht dann zu ermitteln, welchen Ertragszuwachs bei Gleichbleiben der übrigen mitwirkenden Produktivgüter der Zuwachs einer Teilmenge des fraglichen Produktivgutes ergibt. Da diese Teilmengen untereinander vertretbar sind, und demnach sich der Wert des ganzen Vorrates auch bei den Produktivgütern auf Grund des Grenznutzensatzes bestimmt, so sei die Grenzproduktivität, also die Produktivität des letzten wirtschaftlich noch zulässigen Teilchens des fraglichen Produktivgutes, das Maß der Bedeutung dieses Gutes in jeder Verwendung.

Diesen Gedanken baute Aftalion weiter,<sup>1</sup> indem er darauf hinwies, daß die Zuwüchse an Produktivgütern in ungemein kleinen (infinitesimalen) Dosen angenommen werden müssen, um auf dieser Grundlage

<sup>1</sup> Aftalion: Les trois notions de la productivité et les revenus. Revue d'économie politique. 25. Jahrgang (1911).



die Grenzproduktivität und durch dieselbe den Wert der Produktgüter bestimmen zu können.

Im Kreise der Grenznutzen-theoretiker haben die Lösungsversuche Böhm-Bawerks und Clarks mehr Anhang gefunden, als jene Wiesers. Mit Recht hat demgegenüber Hayek darauf hingewiesen, daß der Grundgedanke der Grenznutzenlehre, wonach die Grenze der Bedürfnisbefriedigung von der Menge der verfügbaren Güter abhängt, bezüglich der Produktgüter nur in der Lösung Wiesers enthalten ist, denn nur der Vergleich der in den verschiedenen Verwendungszweigen erreichten Nutzen berücksichtigt den Zusammenhang zwischen der Menge der Produktgüter und dem Werte derselben.<sup>1</sup> Deshalb genügt es nicht von gegebenen Werten der Genußgüter auszugehen, denn diese selbst sind von der Menge der Produktgüter und von ihrer Aufteilung auf die einzelnen Produktionszweige abhängig. Hier greift die Lösung Hans Mayers ein, welche den gefunden Gedanken bezüglich des Vergleiches der Erfolge in den verschiedenen Produktionszweigen weiterbaut. Hiernach gilt es bei der Zurechnung zunächst die produktive Gesamtkombination, also jene Aufteilung der Gesamtheit der Produktgüter zu ermitteln, welche den größten Erfolg ergibt. Hierdurch ist auch die Grenzverwendung unter Berücksichtigung der verfügbaren Menge der einzelnen Produktgüter bestimmt. Der in der Grenzverwendung erreichte Grenznutzen muß dann als entscheidend für den Wert der Produktgüter bei variablen Produktionskombinationen entscheidend sein, welche den Regelfall bilden, während bei starren Kombinationen das Problem der Zurechnung gar nicht auftritt.

Diese Lösung Mayers vereinigt die Vorzüge der Lösungen Wiesers und Clarks, hat aber über diese den Vorzug, daß sie in der produktiven Gesamtkombination den Zusammenhang zwischen dem Werte der Produktgüter und ihrer Menge, sowie auch den Einfluß der produktionstechnischen Gegebenheiten berücksichtigt. Außerdem hat Mayer auch das Zeitmoment in seine Lösung einbezogen und auch gezeigt, daß in vielen Fällen der Praxis das eigentliche Problem der Zurechnung gar nicht auftritt, so z. B. wenn ein Produktionsmittel zugleich Verbrauchsgut ist, in welchem Falle unmittelbar die Schätzung nach dem Grenznutzen möglich ist.

Wieser: Der natürliche Wert. Wien 1889. — Landauer: Grundprobleme der funktionellen Verteilung des wirtschaftlichen Wertes. Jena 1923. — H. Mayer: Untersuchungen zu dem Grundgesetz der wirtschaftlichen Wertrechnung. Zeitschr. f. Volkswirtsch. u. Sozialpol. Neue F. I. Bd. (1921). E. Hayek: Die ökonomische Zurechnung. Leipzig u. Wien 1931.

<sup>1</sup> Vgl. seinen Artikel in den Jahrbüchern f. Nationalök. u. Stat. III. S. Bd. 69. 1926.



## 14. Der Kampf zwischen der alten und der neuen Werttheorie

Die Verwerfung des Kostenprinzips als Wertbestimmungsgrund, sowie der streithafte Ton der Grenznutzentheoretiker mußten die Anhänger der klassischen Werttheorie zum Widerspruch reizen. In Deutschland trat Diezel, in Amerika Mac Vane für die klassische Theorie in die Schranken. Diezel warf der Grenznutzenlehre hauptsächlich vor, sie vernachlässige den Unterschied zwischen Seltenheitsgütern und reproduzierbaren Gütern. Sie gäbe eigentlich nur eine Erklärung für die ersteren, bedeute aber einen Rückschritt in der Erklärung der Wertbildung der beliebig vermehrbaren Güter. Mac Vane hingegen erhebt den Vorwurf, die Grenznutzentheorie verwische den Unterschied zwischen Kosten und Nutzen, indem sie die Produktionskosten als entgangenen Nutzen auslegt. Ihr Kostenbegriff sei der Privatwirtschaft entlehnt und könne sich nicht auf die Höhe des volkswirtschaftlichen Gesichtspunktes emporheben. Denn volkswirtschaftlich betrachtet müßten die Kosten in jenem Opfer gesucht werden, welches die Produktion dem Menschen auferlegt.

Der lange Streit war nicht ergebnislos. Er führte zunächst zu einer Umdeutung des Kostenbegriffes. Schon Diezel kam im Laufe des Streites dazu, den Begriff der Produktionskosten in jener Nutzen- einbuße zu suchen, welche die Verwendung der Güter für einen bestimmten Zweck durch ihren Entzug von anderen Bestimmungen verursacht. Auch die amerikanischen Schriftsteller kamen mehr oder weniger zu einer ähnlichen Lösung, wobei aber das Opfer, welches die Produktionskosten bedeuten, zumeist nicht ausschließlich als Nutzen- entgang aufgefaßt wurde, indem man trachtete, das Arbeitsopfer in irgendeiner Weise als zweites Element der Kosten einzufügen. Hierbei wurde der Kostenbegriff als Gegensatz des Nutzens gefaßt und *disutility* genannt. Der Fortschritt dieser Auffassung lag darin, daß nun auch dieses Kostenelement als unter dem Grenzgeseze stehend betrachtet wurde, und so der Grenzgedanke auch von dieser Seite her als entscheidend angesehen wurde.

Unwidersprochen blieb diese Umdeutung des Kostenbegriffes nicht. So meint Stolzmann — ganz ähnlich wie Mac Vane —: „Man fragt sich wirklich, was da für den Begriff der Kosten überhaupt noch übrig bleibt. Das ist keine Erklärung der Kosten mehr, das ist ihre begriffliche Vernichtung, die gänzliche Überwucherung der Kosten durch die Nutzwertbetrachtung.“ (Der Zweck in der Volkswirtschaft. Berlin 1909. Seite 703.)



Auf dieser Grundlage wurde dann die Schlichtung des Streites zwischen alter und neuer Werttheorie in jener Richtung gesucht, welche schon Jevons angedeutet hat. Es wurde nämlich das Wertgesetz so ausgelegt, daß Nutzen und Kosten bei der Wertbestimmung sich die Waagschale halten und daß es eigentlich gleichgültig sei, ob wir den Grenznutzen oder das Grenzleid als wertbestimmend ansehen, denn beide müssen eben als Ausfluß der Wirtschaftlichkeit zusammenfallen. Die Ausgleichung beider sei dafür entscheidend, wie weit wir unsere Anstrengungen zur Erlangung von Gütern fortsetzen.

Marshall vergleicht diesen Prozeß der Wertbildung mit den beiden Klingen der Schere und ganz ähnlich meint Seligman das Zusammenwirken von Nutzen und Kosten sei dasselbe, wie jenes von Hammer und Platte, auf welche der Schlag mit dem Hammer geführt werden muß um einen Ton zu erzeugen. Allerdings hat Böhm-Bawerk diesen Versuchen gegenüber, das Kostenprinzip dem Nutzenprinzip zu koordinieren, darauf hingewiesen, daß Nutzen und Produktionsopfer sich bloß in der isolierten Wirtschaft oder beim freien Arbeiter (der nämlich nur so lange arbeitet als ihm beliebt) ins Gleichgewicht setzen können, während — wie auch Seager zugibt — in der Volkswirtschaft, wo die Arbeiter keinen direkten Einfluß auf ihre Arbeitszeit haben, dieses Gleichgewicht sich höchstens in allergrößten Zügen durchsetzen kann.

So entstand eigentlich mit der Disutility-Theorie eine neue Kostentheorie, welche, falls die disutility als reines Arbeitsopfer, als Arbeitsleid aufgefaßt wird, einer subjektiven Arbeitswerttheorie gleichkommt. Diese Arbeitswerttheorie trägt den Stempel der Grenznutzenlehre insofern, als sie das Arbeitsleid als Grenzleid (marginal disutility) den Wert bestimmen läßt. Doch ging ein großer Teil der amerikanischen Schriftsteller, wie oben angedeutet wurde, nicht so weit, da sie neben dem Arbeitsleid in der Form als sacrifice oder unter einem anderen Titel auch die Nutzeneinbuße als Kostenelement einführten. Selbst Mac Vane gab jenen Standpunkt auf, wonach ausschließlich das Arbeitsleid den Inhalt der Kosten ausmache und stellte demselben in einer ziemlich Ähnlichkeit mit Senior das Warten (waiting) gewissermaßen als Zeitopfer zur Seite.

Schumpeter versuchte nachzuweisen, daß man mit dem Momente der Arbeitsmühe bei der Erklärung der Kosten nicht auskommen könne. Auch wies er darauf hin, daß der Genußaufschub, wie ihn das waiting ausdrücke, dem Wesen nach doch auf einen Nugentgang hinauslaufe. Schließlich löse sich so die disutility doch eigentlich in einen Nugentgang auf, da jenes Element derselben, welches die Arbeit in der Form von Arbeitsleid in diesem Begriff vertreten sollte, doch nur als Wert der Arbeit und deshalb nur auf jener Grundlage aufgefaßt werden kann, welche dem zweiten Element der disutility, der Nutzeneinbuße, entspricht. Ganz ähnlicher Ansicht ist übrigens auch Amonn.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Vgl. seine Kritik der Wieser'schen Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft im Archiv f. Sozialwissensch. und Sozialpol. Bd. 53. (1925), S. 308.



Ja, die Zurechnungslehre mußte auch die Anhänger der Grenznutzenlehre zu einer Anerkennung der Rolle der Produktionskosten bei der Wertbildung führen, denn sowohl das Substitutionsprinzip als auch Wiesers Satz von der allgemeinen Nutzgrenze beruhen auf der gegenseitigen Vergleichung der verschiedenen Verwendungsarten der Güter, welche Vergleichen durch das Kostenprinzip vermittelt wird. Dieses verhindert, daß einzelne Güter oder Gütermengen einer Verwendung zugeführt werden, welche einen geringeren Nutzen ergibt, als der allgemeinen Nutzgrenze entspricht. Das Kostengesetz erhielt also bei tieferer Durchführung der neuen Werttheorie in derselben selbst eine wichtige Rolle. Freilich nicht als Endursache, sondern als ein Zwischenglied im Wertbildungsvorgang. Immerhin mußte hierdurch der Gegensatz zwischen objektiver und subjektiver Werttheorie erheblich gemindert werden.

Zum Streite zwischen der alten und der neuen Werttheorie vgl. die Artikel von Böhm-Bawerk, Diegel, Scharling und Zuckerkandl in den Jahrbüchern f. Nationalök. u. Stat. N. F. XIII., XVI., XX. u. XXI. Bd., III. S. I., III. u. XXVII. Bd., ferner jene von Böhm-Bawerk, Mac Vane, Paton und Wieser in den *Annals of the American Academy of political and social science* 1891 u. 1893; auch den Artikel von Mac Vane im *Quarterly Journal of Economics* 1893; sowie von Wieser im *Economic Journal* 1891. — Sodann: Schumpeter: *Wesen und Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie*. Leipzig 1910. — Cornéliissen: *Théorie de la valeur*. Paris 1903. — Eine vorzügliche kritische Gegenüberstellung der beiden Werttheorien gibt Emil Lederer: *Grundzüge der ökonomischen Theorie*. 2. Aufl. Tübingen 1923.

## 15. Einwände gegen die Grenznutzenlehre

Der Kampf um das Wesen der Produktionskosten, sowie bezüglich der Geltung des Kostengesetzes, hat, wie wir sahen, die ursprünglichen Gegner der Grenznutzenlehre einerseits durch die Umdeutung des Kostenbegriffes, anderseits durch das Zugeständnis, welche die Grenznutzenlehre bezüglich des Kostengesetzes machten, einander nähergebracht. Doch wurden von Anfang an gegen die neue Wertlehre teils methodische, teils sachliche Einwände erhoben, welche prinzipieller Art sind, und deshalb den Ausgleich sehr erschweren.

Bezüglich ihrer Methode wurde der Grenznutzenlehre vorgeworfen, sie wolle das volkswirtschaftliche Treiben auf Grund von Gefühlsakten und seelischen Vorgängen erklären und löse so die Volkswirtschaftslehre in Psychologie auf. Ja, noch mehr, sie betreibe letztere in einer Weise, welche sich nicht auf die Sachwissenschaft der Psychologie stützt. Zweitens wird ihr vorgeworfen, sie sei zu subjektivistisch und beachte nicht, daß objektive Kräfte das



Wirtschaftsleben beherrschen. Schließlich meint man, sie sei zu individualistisch.<sup>1</sup>

Sie könne deshalb wohl die Entstehung der Werturteile eines Robinsons, ja vielleicht auch jene Wertungen, welche in einer geschlossenen Hauswirtschaft zustande kommen, erklären, sie eigne sich jedoch, eben infolge ihrer zu individualistischen Einstellung, nicht dafür, jene Werturteile zu erklären, welche in der Volkswirtschaft wirklich eine Rolle spielen.

Diese Einwände trafen insbesondere die österreichische Schule insofern mit Recht, als diese bei der Entwicklung ihrer Ansichten über die Wert- und Preisbildung mit Vorliebe sich solcher Beispiele und auch solcher Gedankengänge bediente, welche der Wirtschaft Robinsons entnommen sind. Dem Vorwurfe, die Grenznutzenlehre sei übermäßig subjektiv aufgebaut und bekümmere sich nicht um die objektiven Kräfte der Wirtschaft, sucht Böhm-Bawerk durch den Hinweis zu begegnen, daß die subjektiven Werturteile als jene Linse aufzufassen seien, welche die Strahlen der objektiven Grundlagen der Wirtschaft ebenfalls aufnimmt und nur auf subjektiver Grundlage reflektiert.

Die amerikanischen Vertreter der Grenznutzenlehre traf dieser Vorwurf weniger. Sie versuchten von Anfang an die Grenznutzenlehre weniger individualistisch aufzufassen. Sie sprechen wiederholt von einem gesellschaftlichen Grenznutzen und trachten auf diese Weise, die Lehre ihres individualistischen Charakters zu entkleiden. Insbesondere Seligman versuchte diesen Standpunkt prinzipiell zu begründen<sup>2</sup> und nachzuweisen, daß der Begriff des Grenznutzens nicht übertrieben subjektiv und individuell gefaßt werden dürfe. Hier zeigt sich eigentlich aber das Bedenkliche dieser Versuche, da der gesellschaftliche Grenznutzen schon einem Preisurteile nahekommt und sonach die prinzipielle Grenze zwischen Wert und Preis bedenklich verwischt. In etwas glücklicherer Weise unternahm es Cornélissen,<sup>3</sup> den Begriff des sozialen Wertes zum Teil auf subjektiver Grundlage aufzubauen.

Vom sachlichen Standpunkt stehen, wenn auch nicht zeitlich, doch dem Wesen nach an erster Stelle jene Einwände, welche gegen die Grundlage des Grenznutzgedankens, gegen das Gossensche Gesetz gerichtet sind. Solche Einwände haben Graziadei, Leris, Cornélissen und Spann erhoben. Sie beziehen sich teilweise auf die Be-

<sup>1</sup> So meint z. B. Diehl (Theoretische Nationalökonomie. I. Bd. Jena 1916. S. 297): „Das alles bedeutet ein Übergreifen auf ein fremdes Wissenschaftsgebiet und muß schließlich zu einem gewissen psychologischen Dilettantismus führen.“ Ähnlich äußert sich auch Ammon: Vgl. Der Stand der reinen Theorie im II. Bd. der Festgabe für E. Brentano. München und Leipzig 1925.

<sup>2</sup> Edwin R. A. Seligman: Social Elements in the Theory of Value. Quarterly Journal of Economics. Bd. XV. 1901. S. 321—347.

<sup>3</sup> Chr. Cornélissen: Théorie de la Valeur. 2. Aufl. Paris 1913.



mängelung jener Vorstellung, als ob sich die Bedürfnisse der Menschen derart entschieden und klar vorstellen ließen, daß wir auf dieser Grundlage instände wären, eine bewußte Skalierung derselben vorzunehmen. Zum Teil jedoch richten sie sich, wie bei Lexis, gegen das zweite Gossensche Gesetz, in dem er bestreitet, daß die Bedürfnisbefriedigung in einer Weise erfolgen würde, welche dem Abbrechen der Befriedigung auf einem einheitlichen Intensitätsgrade der verschiedenen Bedürfnisse zustreben würde. Spann und Graziadei hingegen gehen so weit, daß sie das auch erste das Gossensche Gesetz bestreiten und zu beweisen suchen, daß Güterzuwüchse keineswegs unbedingt die Abnahme der Bedürfnisintensität zur Folge haben. Wenn auch Amonn zurückhaltender ist und sich in eine wirkliche Polemik gegen das Grenznutzengesetz nicht einläßt, so steht er doch den Gossenschen Gesetzen ziemlich skeptisch gegenüber.

Spann behauptet vor allem, daß Güterzuwüchse nur ausnahmsweise und nur unter unnatürlichen Bedingungen einen abnehmenden Nutzen ergeben. Sonach gelte das erste Gossensche Gesetz nur für unmittelbar aufeinander folgende Genußakte, und zwar auch hier bloß dann, wenn wir uns eine isolierte Zielerreichung, also ein Gut vorstellen, welches nur einem und demselben einfachen Bedürfnisse dient. Der Hauptfehler liege aber darin, daß das Gossensche Gesetz die Verbundenheit der Bedürfnisse und die Vielseitigkeit der Verwendungsmöglichkeiten vernachlässige.

Wohl noch schwerwiegender, als die gegen das Gossensche Gesetz gerichteten Angriffe, ist jener Einwand, daß mit Gefühlsintensitäten nicht gerechnet werden kann. Dieser Einwand enthält nichts weniger als die Behauptung, die Grenznutzenlehre könne, trotzdem sie hierauf gerichtet ist, einen eigentlichen Wertmaßstab nicht angeben.

Schon Diegel betonte in seiner Polemik, die Grundnutzenlehre verwerfe den sicheren Maßstab der Produktionskosten bezüglich der reproduzierbaren Güter, um diesen Maßstab mit einem unbrauchbaren zu vertauschen. Auch Neumann, Cuhel und Diehl wenden sich gegen die Vorstellung der Meßbarkeit von Gefühlsgrößen.

Gegenüber diesen Einwänden kann die Grenznutzenlehre vor allem darauf hinweisen, daß Gossen nie behauptet hat, daß die Nutzenkurve nur absteigend ist und daß durch Zugabe von Einheiten sich der erreichbare Nutzen nicht steigern könne. Nur für ein und dasselbe Bedürfnis, nicht für neue Nutzungsmöglichkeiten gilt das Sättigungsgesetz, hier aber unbedingt. Was das zweite Gossensche Gesetz betrifft, so kann es infolge des einheitlichen Aufbaues der Wirtschaft im Ernst nicht bestritten werden. Und was die Unmeßbarkeit von Gefühls-

<sup>1</sup> Amonn in seiner erwähnten Kritik über Wieser, insbes. S. 339.



größen betrifft, so hat Pareto gezeigt, daß die Grenznutzenlehre sich nicht auf ihre Meßbarkeit stützen muß. Sie findet das volle Auslangen damit, daß die Subjekte imstande sind, zwischen zwei Güterkombinationen zu wählen, d. h. zu bestimmen, welche sie der anderen vorziehen. Pareto stellt diese Kombinationen durch Linien, die er Indifferenzlinien nennt, dar, etwa nach dem Muster der Höhenlinien auf der Landkarte. Bei Wirtschaftsentschlüssen muß also keine zahlenmäßige Wahrnehmung der Intensitätsgrade erfolgen, es genügt die Wahl zwischen Güterkombinationen in der Richtung, daß die eine größere Befriedigung gewährenden Kombinationen gewählt werden.

Diehl: Theoretische Nationalökonomie. I. Bd. 2. Aufl. Jena 1922. — O. Conrad: Der Zusammenbruch der Grenznutzentheorie. Jahrbücher f. Nationalök. u. Stat. III. S. 74. Bd. 1928. — Honneger: Volkswirtschaftliche Systeme der Gegenwart. Karlsruhe 1925. — Spann: Tote und lebendige Wissenschaft. 3. Aufl. Jena 1929. — Vgl. auch Amonns erwähnte Wieser-Kritik.

## 16. Die Gegnerschaft der Zurechnungslehre

Wenn auch die Lehre vom Grenznutzen ausgesprochene Gegner hat, so wird sie doch mehr oder weniger entschieden von einer sehr großen Zahl der Theoretiker angenommen. Viele jedoch, die sich wenigstens den Gedanken der Subjektivität des Wertphänomens zu eigen machen, verhalten sich der Zurechnungslehre gegenüber ablehnend, und heute noch stehen sich die Anhänger und Gegner der Zurechnungslehre unausöhnlich gegenüber. Kompromisse, wie bezüglich des Wesens des Wertes oder der Deutung der Kosten, lassen sich eben auf diesem Gebiete nicht schließen, denn entweder hält man die Ergründung eines Zusammenhanges zwischen dem Anteil der zusammenwirkenden Produktionsfaktoren und ihrem Ergebnisse für möglich, und dann muß man die Zurechnungslehre in dieser oder jener Fassung auch annehmen, oder aber man hält es überhaupt für ausgeschlossen, einen solchen Zusammenhang zu finden, und dann muß man jeden Gedanken an eine Zurechnungsmöglichkeit abweisen.

Anfangs glaubte man, die Unmöglichkeit der Zurechnungslehre durch den Einwand erweisen zu können, daß die Aufteilung des Ertrages einer gemeinsamen Produktionsgruppe auf die mitgewirkten Produktionsfaktoren unmöglich sei. Demgegenüber behaupten jedoch die Vertreter der Zurechnungslehre, es handle sich ja nicht um eine physische Zurechnung, also um eine sachliche Aufteilung des Ertrages, sondern um eine Wertzurechnung, somit um die Ermittlung



jenes Anteiles, welchen die einzelnen Produktionsgüter am Werte des Ertrages haben. Mit dem Hinweis auf die Unmöglichkeit einer physischen Aufteilung ist also der Zurechnungslehre nicht beizufommen. Nur in einem Falle wird durch den Hinweis auf die Unmöglichkeit der physischen Zurechnung der Boden der Zurechnungslehre überhaupt entzogen, nämlich, wenn man mit Liefmann und Mohrmann in der physischen Zurechnung den alleinigen Weg für den Gedanken der Wertzurechnung erblickt.

Amonn meint, der Ausdruck „Zurechnung“ sei nicht glücklich gewählt, da er doch immer an eine Aufteilung des Wertes erinnert, während sich ja auch die Anhänger der Zurechnungslehre keine eigentliche Aufteilung vorstellen, sondern nur eine Bestimmung der Wichtigkeit der einzelnen in komplementärer Verbundenheit zusammenwirkenden Produktionsgüter auf Grund eines Vergleiches ihrer Verwendung in den verschiedenen Produktionskombinationen. Der Ausdruck „verrechnen“ wäre demnach tatsächlich dem Grundgedanken der Zurechnungslehre viel näher liegend.<sup>1</sup>

Der Hauptgedanke, welcher zur Ablehnung der Zurechnungslehre führt, besteht wohl darin, daß auch die Wertzurechnung, wie sie die Lehre behauptet, unmöglich sei, da es kein Mittel gibt, diesen Anteil irgendwie vom Gesamtergebnisse der Produktion auszuscheiden. Die Einwände von Voigt, Cassel, Mithoff, Kleinwächter und anderen stützten sich immer wieder auf diese Unmöglichkeit. Hierdurch soll bewiesen werden, daß der ganze Gedanke der Zurechnung in eine Sackgasse führt, aus welcher es keinen Ausweg gibt.

Auch die Lösung Clarks auf Grund der Grenzproduktivität wird sowohl in Europa als in den Vereinigten Staaten von vielen zurückgewiesen. Es wird ihr hauptsächlich entgegengehalten, daß eine Isolierung auch der Wirkung der Grenzzuwächse an Produktionsmitteln unmöglich sei, da der durch einen Grenzzuwachs eines Produktionsgutes auch bei unveränderter Zusammensetzung der übrigen Teile der Komplementärgruppe sich ergebende Wertzuwachs wiederum kein isoliertes Ergebnis sei, sondern einen Anteil auch der übrigen Produktionsmittel enthalte, da sich eben die Produktivität derselben durch jede Änderung der Komplementärgruppe verändern müsse. „Im Produktionsprozeß wirken ... die Produktionsfaktoren nicht analog der Addition, sondern analog der Multiplikation.“<sup>2</sup>

Schon weniger unversöhnlich sind jene Angriffe, welche anerkennen, daß die Zurechnung im Bereiche der Einzelwirtschaft denkbar sei, jedoch behaupten, daß sie durch das Spiel der Kräfte des Marktes in der Verkehrswirtschaft umgestoßen wird und

<sup>1</sup> Vgl. Amonns früher zitierte Wieserkritik S. 330.

<sup>2</sup> W. Mohrmann: Dogmengeschichte der Zurechnungslehre. Jena 1914. Seite 95.



demnach für die Erklärung der Verkehrswirtschaft nichts leisten könne. Diesen Standpunkt vertritt zum Teil Davenport, indem er auf die Rolle des Unternehmers als störende Ursache der Zurechnung hinweist. Otto Conrad gibt die Möglichkeit einer Zurechnung innerhalb der Einzelwirtschaft zu, doch lehnt er eine solche für die Marktwirtschaft mit dem Hinweis ab, daß es in der Sphäre des Preises, also des Verkehrs der Güter eine Zurechnung deshalb nicht geben könne, weil sich Gebrauchsgüter und Ertragsgüter nicht in derselben Hand befinden. Auch Kleinwächter, der sich für einen unversöhnlichen Gegner der Zurechnungslehre hält, gibt eine privatwirtschaftliche Zurechnung zu, doch meint er, „daß mit dieser privatwirtschaftlichen Zurechnung die Frage nach der wirklichen (volkswirtschaftlichen) Zurechnung nicht beantwortet ist.“<sup>1</sup>

Durch ähnliche Einwendungen begibt sich die Kritik der Zurechnungslehre jedoch auf ein bedenkliches Gebiet, denn wird einmal die Möglichkeit der Zurechnung in der Einzelwirtschaft zugegeben, so steht man schon auf der Grundlage der Zurechnungslehre, denn richtig verstanden kann es ja keine Aufgabe der Zurechnungslehre sein, in der Verkehrswirtschaft ohne Zuhilfenahme der Preisgesetze die Preise der Ertragsgüter auf Grund der Zurechnung zu erklären. Alles was die Zurechnungslehre unmittelbar zu leisten hat, und wenn man in keine Begriffssvermengung geraten will, allein leisten kann, ist die Erklärung des Wertes der einzelnen Produktionsgüter aus dem Produktionsergebnisse zusammenwirkender Produktivfaktoren. Es ist kaum zu bestreiten, daß die größte Gegnerchaft der Zurechnungslehre daraus entstanden ist, daß man dies aus dem Auge verlor.

Mohrmann: Dogmengeschichte der Zurechnungslehre. Jena 1914. — Eiesmann: Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. 3. Aufl. Stuttgart-Berlin 1923. — H. Hefendehl: Das Problem der ökonomischen Zurechnung. Essen 1922. — Kleinwächter: Die Lehre vom Grenznutzen und das sogenannte Zurechnungsproblem. Jahrbücher f. Nationalök. u. Stat. III. S. 59. Bd. 1920. — Auch E. Katsjer: Die Frage der Zurechnung in der deutschen Volkswirtschaftslehre. Daselbst 73. Bd. 1928.

## 17. Der Erkenntniswert der subjektiven Werttheorie

Überblicken wir jene erheblichen Meinungsverschiedenheiten, welche bezüglich des Wertproblems auch heute noch bestehen, so wird uns klar, daß es der subjektiven Werttheorie ebensowenig gelungen ist, eine von allen Seiten einheitlich anerkannte Lösung des Wertproblems zu geben, als der Produktionskostentheorie. Die Zahl ihrer Anhänger ist zwar sehr erheblich, doch wollen die Einwände gegen den

<sup>1</sup> Fr. v. Kleinwächter: Die Lehre vom Grenznutzen und das sogenannte Zurechnungsproblem der Wiener nationalökonomischen Schule. Jahrb. für Nationalök. und Stat. S. III, Bd. 59. 1920. S. 126.



Grenznutzengedanken und noch mehr gegen die verschiedenen Durchführungen desselben nicht verstummen. Und diese Einwände beziehen sich oft auf keineswegs nebensächliche, unerhebliche Fragen, sondern berühren nur zu oft das Wesen des Grenznutzenprinzips selbst.

Dieser Umstand verleitete oft dazu, der subjektiven Werttheorie jede Bedeutung abzusprechen. Kann man einem solchen Urteile zustimmen? Die Antwort auf diese Frage kann nur gegeben werden, wenn wir uns zu vergegenwärtigen suchen, ob die subjektive Werttheorie zum Verständnis der Werterscheinung etwas beigetragen hat.

Hierauf kann man keinesfalls einfach verneinend antworten, denn es kann nicht bezweifelt werden, daß uns die neue Wertlehre zu gewissen Erkenntnissen verhalf, welche auf Grund der alten Werttheorie kaum zu erringen waren.

Was zunächst die Theorie der Bedürfnisse betrifft, sind weit-  
schweifige Auseinandersetzungen bezüglich des Verdienstes der Grenznutzenlehre überflüssig, denn erst sie hat die Lehre von den Bedürfnissen geschaffen. Auch die Güterlehre hat sie stark vertieft. Indem sie den Einfluß der Menge auf ihre wirtschaftliche Bedeutung darlegte, kam sie zur Unterscheidung von freien und wirtschaftlichen Gütern, denn nur mit letzteren muß gerechnet werden, weil sie eben knapp sind. Sie erkannte die Bedeutung der Komplementarität der Güter und ihr ist auch die klare Unterscheidung zwischen Verbrauchsgütern (Konsumgütern) und Produktivgütern zu verdanken.

Zwar findet sich diese Unterscheidung schon bei Giammara Ortes (1774), doch wurde sie erst durch die Grenznutzenlehre systematisch in die Theorie eingearbeitet. Menger nannte die Verbrauchsgüter Güter erster Ordnung, die Produktivgüter Güter höherer Ordnung, und zwar je nach ihrer Entfernung von den Gütern erster Ordnung, Güter zweiter, dritter Ordnung usw.

Was nun die Wertlehre selbst betrifft, so kann eine Vertiefung derselben durch die subjektive Werttheorie nicht bestritten werden. Mag man es abweisen, den Wert in jeder Beziehung als eine subjektive Erscheinung zu betrachten, so viel steht doch fest, daß der Boden, auf welchem der Wert keimt, subjektiver Natur ist, und der Wert — wenn er noch so sehr durch objektive Gegebenheiten beeinflusst wird — seinem Wesen nach jenes Prinzip ist, welches die wirtschaftlichen Entscheidungen der Menschen leitet.

Erst die Grenznutzenlehre hat jene Lücke gefüllt, welche daraus entstand, daß man keine Erklärung für den Gebrauchswert hatte,



obzwar sein Vorhandensein nicht geleugnet wurde. Eine reinliche Scheidung zwischen Wert und Preis wurde nur auf Grund der subjektiven Betrachtung des Wertes möglich. Auch ist erst sie zu der Erkenntnis gelangt, daß es keinen Gattungswert, sondern bloß einen konkreten, d. h. auf Grund der gegebenen Verhältnisse bestimmten Wert gibt<sup>1</sup>. Deshalb hat auch nur sie die Erklärung für die sogenannte Antinomie des Wertes gefunden, weshalb nämlich Güter, welche weniger wichtige Bedürfnisse befriedigen, einen geringeren Wert haben können als solche, welche wichtigeren Bedürfnissen dienen.

Ist einmal der Nutzen als abstraktes Interesse an den Gütern, der Wert hingegen als das den Gütern entgegengebrachte konkrete Interesse begriffen, so löst sich die Frage von selbst, weshalb Diamanten einen hohen, Getreide hingegen einen niederen Wert besitzen. Der Nutzen ist eben bloß eine Voraussetzung des Wertes, und die tatsächliche Abhängigkeit von den Gütern muß immer auf bestimmte Teilmengen bezogen werden, von denen wir nur in einem, durch das Verhältnis ihrer Menge zu unseren Bedürfnissen gegebenen Ausmaße abhängen.

Was die dritte Gestalt des Wertes, den Ertragswert betrifft, so war er schon vor der Grenznutzenlehre bekannt, und Rau schenkt ihm schon seine Aufmerksamkeit, doch stand seiner eingehenderen Untersuchung die Auffassung im Wege, welche die Produktionsgüter einfach als Kostenelemente und so als Endpunkt der Wertbildung betrachtete. Erst für die subjektive Werttheorie wurde die Bildung des Ertragswertes ein eigenes Problem.

Gewiß hätte man diese Errungenschaften nach Gebühr gewürdigt, wenn die Vertreter der österreichischen Schule nicht so streithaft aufgetreten wären und den Gegensatz zwischen alter und neuer Werttheorie nicht so scharf zugespitzt hätten. Wenn auch Diezels zu weit ging, als er von den „unglücklichen Schlagwörtern“ der österreichischen Gelehrten sprach, welche alles Unheil angerichtet hätten, so steckt darin doch insofern etwas Wahrheit, als die österreichische Schule — und die Hauptangriffe richteten sich gegen diese — mit einer gewissen Orthodoxie zu Werke gegangen ist, welche den Anschein erweckte, als ob ein unausgleichlicher Gegensatz zwischen der klassischen Werttheorie und der Grenznutzenlehre bestünde.

Wenn behauptet wird, daß die subjektive Wertlehre unsere Wissenschaft in mehreren Richtungen bereichert hat, so ist dies natürlich bei weitem nicht gleichbedeutend mit der Behauptung, sie hätte eine endgültige und reiflos befriedigende Erklärung für das Wertphänomen gegeben. Es ist nicht zu bestreiten, daß sie oft ohne gekünstelte und stark komplizierte Konstruktionen nicht auskommt. Hierin ist auch der Grund dafür zu suchen, daß

<sup>1</sup> Ein entschiedener Gegner der Grenznutzenlehre, Cassel sagt: „Es ist die große geschichtliche Bedeutung der Grenznutzentheorie, in dieser Weise Aufmerksamkeit auf die Notwendigkeit gelenkt zu haben, bei Untersuchungen über den Wertbegriff sich immer einen konkreten Fall vor Augen zu halten.“ Zeitschr. für die ges. Staatswissensch. Jahrgang 55. 1899. S. 434.



sich ein großer Teil der Gelehrten mit ihr nicht befreunden konnte und sich die Angriffe gegen sie, wie wir sahen, mehren. Doch hieraus zu schließen, sie habe nichts zur Förderung unserer Wissenschaft beigetragen, wäre ganz verfehlt. Sie ist, wenn wir von der Arbeitswerttheorie absehen, gegen welche sehr erhebliche Einwände erhoben worden sind, die einzige Erklärung, welche wir für den Wert besitzen. Können wir uns weder ihr noch der Arbeitswerttheorie anschließen und sind wir auch zu keinem Kompromiß in der Wertlehre bereit, so gibt es nur zwei Wege: entweder eine Neubegründung der Wertlehre, oder der Versuch, ohne Wertlehre in unserer Wissenschaft auszukommen.

Den ersten beschritt Spann mit seiner Theorie von der Gleichwichtigkeit. Der Versuch beruht einerseits auf der oben behandelten Kritik des Gossen'schen Gesetzes, andererseits auf der Betonung des Zusammenhanges der einzelnen Leistungen bzw. Nutzen untereinander und der Unbestimmbarkeit herausgerissener Nutzungen. Das Ergebnis Spanns lautet: „Im ausgeglichenen Ganzen besteht nur ein einheitlicher, unauslöschlicher Nutzen; und an diesem müssen begriffsmäßig alle Leistungen gleich teilnehmen, weshalb alle Leistungen gleichwichtig sind<sup>1</sup>.“ Einen Ersatz für die Werttheorie können uns in der vorläufigen Fassung und Durcharbeitung Spanns Ausführungen nicht bieten.

Hier seien über die Entwicklung der Werttheorie im allgemeinen folgende Werke erwähnt: S u d e r k a n d l: Zur Theorie des Preises. Leipzig 1889. — B r e n t a n o: Die Entwicklung der Wertlehre. München 1908. — K a u l l a: Die geschichtliche Entwicklung der modernen Werttheorien. Tübingen 1906. — D i e h l: Die Entwicklung der Wert- und Preistheorie im 19. Jahrhundert. Schmoller-Festschrift I. Band. Leipzig 1908. —

## 18. Die Gegner der Wertlehre

Die Werttheorie ist neuestens auf einen kritischen Punkt gelangt. Es wird nicht mehr um die verschiedenen Äußerungsformen des Wertes noch über subjektiven oder objektiven Ursprung desselben gestritten, sondern die Frage aufgeworfen, ob der Wert überhaupt ein nationalökonomisches Problem ist, und ob es überhaupt nötig sei, die Wertlehre beizubehalten.

Schon um die Wende des 20. Jahrhunderts hat G o t t l - O t t l i l i e n - f e l d das ganze Wertproblem mit dem Auge des Skeptikers betrachtet, und von einer Abrechnung mit der „sterbenden Wertlehre“ gesprochen. Das Wertproblem, meint G o t t l, sei ein Scheinproblem, welches sein Dasein der Herrschaft des Wortes verdankt. Wenn A m o n n auch nicht so weit geht, so meint er doch, daß für die Wissenschaft und die Wirtschaftstheorie der Wert etwas durchaus Primäres, d. h. von

<sup>1</sup> S p a n n: Gleichwichtigkeit gegen Grenznutzen. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik. S. III, Bd. 68. 1925. S. 307.



feinem anderen wirtschaftlichen Phänomen Abgeleitetes ist. Jede Ableitung, meint er, begebe sich außerhalb des wirtschaftlichen Erscheinungskreises, sei demnach mit der Überschreitung des Gebietes der Volkswirtschaftslehre gleichbedeutend. Auch Cassel hält die Wertlehre in unserer Wissenschaft für überflüssig und baut sein System ohne Werttheorie auf, indem er als das grundlegende Problem unmittelbar den Preis behandelt. Am entschiedensten jedoch wendet sich Diehl gegen eine jede Wertlehre, indem er sie einfach für überflüssig bezeichnet.

Gottl-Ottlilienfeld ersetzt den Wertbegriff durch jenen der wirtschaftlichen Dimension. Er versteht hierunter die Richtschnur allen Veranschlagens, etwas Überpersönliches, die „Brücke, die von der Vergangenheit der Preise hinüberführt in die Zukunft der Preise“<sup>1</sup> Sie ist, meint er, eine charakteristische Zahl, eine geltende Größe (S. 17), welche erklärt, weshalb sich die Preise ändern. (Es müßte noch hinzugefügt werden, weshalb sie sich auf dieser Höhe bilden.) Wenn der Begriff auch in vielem von der wirtschaftlichen Dimension Gottls verschieden ist, so könnte man doch Ullisse Gobbis Begriff von der „ökonomischen Konvenienz“ in eine gewisse Parallele mit der ersteren stellen. Nur ist letzterer Begriff mehr persönlich zugespitzt, indem er auf einen Vergleich der Wichtigkeit der Güter mit dem für ihre Erwerbung aufzuwendenden Opfer hinausläuft.<sup>2</sup>

Diesen Bestrebungen wurde vor allem entgegengehalten, daß durch Vermeidung des Wortes „Wert“ das Wertproblem bei weitem noch nicht aus der Welt geschafft sei (A. Voigt), und daß schließlich die neuen Konstruktionen, wie sie auch benannt werden, doch wieder das Wertproblem, wenn auch von einer anderen Seite betrachtet, einführen. Dies hat Diehl bezüglich der Auffassung Gottls überzeugend dargetan. Ausschalten läßt sich das Wertproblem aus unserer Wissenschaft nur, wenn man, wie Amonn, die Grenze der Volkswirtschaftslehre so ziehen will, daß alles, was nicht sozialen Charakters ist, außerhalb ihr bleibt. Doch ist Amonn selbst mit der wertfreien Erklärung des Preises bei Cassel nicht zufrieden, weil sie die Beschaffenheit der Nachfrage nicht erklärt.<sup>3</sup>

Gottl-Ottlilienfeld: Die wirtschaftliche Dimension. Jena 1923.

— Diehl: Vom Lehrwert der Wertlehre. Leipzig 1921.

<sup>1</sup> Die wirtschaftliche Dimension. Jena 1923. S. 23.

<sup>2</sup> Vgl. Memoria sul Principio della Convenienza Economica. Atti del R. Istituto Lombardo di Scienze e Lettere. Milano 1900.

<sup>3</sup> Vgl. Amonns Aufsatz „Cassels System der theoretischen Nationalökonomie“ im Arch. f. Sozialwiss. u. Sozialpol. Bd. 51. 1924. S. 42. — Auch weist Amonn hier (S. 47) darauf hin, daß Cassel selbst nicht umhin kann, den Begriff der subjektiven Schätzung zu gebrauchen.



### III. Das Preisproblem

#### 19. Die klassische Preistheorie

Es ist eine natürliche Folge der objektivistischen Denkart der vorklassischen englischen Nationalökonomie, sowie auch der Klassiker und ihrer Nachfolger, daß sie das Wert- und Preisproblem von einander kaum zu unterscheiden imstande sind. Indem sie den Wert als objektive Erscheinung, und zwar als Markterscheinung fassen, zeigt er sich ihnen stets als Tauschwert und zugleich auch als Preis. Deshalb ist ihre Werttheorie zugleich auch Preistheorie. So entstand aus der objektiven Wertlehre die objektive Preislehre, deren Grundlage ebenfalls die Produktionskostentheorie bildet.

Schon Cantillon spricht den Gedanken klar aus, daß der Kern der Preisbildung im inneren Wert der Waren (*intrinsic value*) liegt und die Gegebenheiten der wechselnden Marktlage, welche Locke in den Vordergrund rückte, nur vorübergehende Abweichungen verursachen. Smith spinnt dann diesen Gedanken weiter aus, indem er zwischen natürlichem Preis (Normalpreis) und Marktpreis unterscheidet. Der natürliche Preis oder der statische Dauerpreis, wie er heute bezeichnet wird, bildet die eigentliche Grundlage des Preises, denn diese kann nur im Werte der Ware liegen, während der Marktpreis jenen Abweichungen entspricht, welche die zeitweiligen Schwankungen im Verhältnisse von Angebot und Nachfrage am Markte verursachen. In diesem Verhältnis von natürlichem Preis und Marktpreis sind die zwei Preisgesetze der klassischen Nationalökonomie enthalten; nämlich das Produktionskostengesetz als Grundlage des Preises und das Gesetz von Angebot und Nachfrage als Ursache der Preisschwankungen.

Selbstverständlich ist auch der natürliche Preis nichts Unabänderliches. Sobald sich die Produktionsbedingungen einer Ware ändern, muß auch er diesen Veränderungen folgen. Aber hier handelt es sich nicht, wie beim Marktpreis, um vorübergehende, sondern um einschneidende, mit den Wohlfahrtsbedingungen der Menschheit verbundene Veränderungen, also um Veränderungen, welche in den objektiv-technischen Verhältnissen der Wirtschaft begründet sind.

Keine der sich auf die klassische Preistheorie stützenden Preislehren kann die Hypothese des natürlichen Preises entbehren. Nur die Benennung des Normalpreises wechselt; so spricht z. B. J. St. Mill von einem notwendigen Preise; Marg nennt ihn Produktionspreis. (Vgl.



Kapital III. 1. 3. Aufl. S. 178.) Freilich macht sich die verschiedene Auffassung des Begriffes der Produktionskosten auch hier geltend.

Schon Ricardo war sich dessen bewußt, daß das Kostengesetz kein allgemeines Preisgesetz ist. Er beginnt auch seine Wert- bzw. Preislehre mit der Feststellung, es gäbe Güter, welche nicht vermehrt werden können. Ihr Wert, also auch ihr Preis könne folglich nicht durch die Produktionskosten, sondern nur durch ihre Seltenheit sowie durch die Kaufkraft und Kauflust der Konsumenten bestimmt werden. So kommt Ricardo zur Unterscheidung zwischen vermehrbaren und nicht vermehrbaren Gütern.

Das von Malthus stark betonte (jedoch schon von Anderson und West erkannte) Gesetz vom abnehmenden Bodenertrag machte eine weitere Unterscheidung nötig. Laut diesem Gesetz kann das Angebot an Bodenprodukten nur mit steigenden Kosten vermehrt werden, da entweder schlechterer Boden in Anbau genommen, oder die bebaute Fläche intensiver bewirtschaftet werden muß, was nur bei steigenden Kosten möglich ist, da der Ertrag des Bodens nicht im Verhältnis mit den aufgewendeten Kosten wächst. Die Vermehrung der Güter bzw. des Angebotes steht sonach nicht bei allen Gütern unter demselben Gesetz. Dies haben Malthus und MacCulloch, den Ricardoschen Grundgedanken weiterbauend klar herausgearbeitet. Während die Agrarprodukte unter dem Gesetze des abnehmenden Bodenertrages stehen, also dem Gesetze des abnehmenden Ertrages unterworfen sind und demnach bei zunehmender Nachfrage im Preise steigen müssen, gilt für die Industrieprodukte das Gesetz des zunehmenden Ertrages, wie es das im Werden begriffene kapitalistische Zeitalter bewies, weshalb hier die Zunahme der Nachfrage ein Sinken der Preise begünstigen muß. Später wurde von Marshall diesen beiden Ertragsgesetzen ein drittes, jenes des ständigen Ertrages beigelegt, welches besagt, daß in gewissen Fällen die Ausdehnung der Nachfrage das Verhältnis von Kosten und Ertrag nicht beeinflußt und so von der Produktionsseite her keinen Einfluß auf die Preisgestaltung besitzt.

Diese Beachtung der Ertragsgesetze ist für die Preisbildung von großer Wichtigkeit, weil sie die verschiedene Tendenz der Preisbildung der Bodenprodukte und der Industrieprodukte erklärt. Das Kostengesetz selbst wird jedoch durch sie nicht berührt, denn ob die Kosten steigen oder sinken, sie beherrschen die Preisbildung. Ja noch mehr. Es gilt das Kostengesetz in unabgeänderter Form, ob es sich um den zunehmenden, oder den abnehmenden Ertrag handelt. Es tritt stets als Gesetz der höchsten Kosten in Kraft, nämlich in dem Sinne, daß im Preise



die Kosten des Grenzproduzenten, also jenes Produzenten ersetzt werden müssen, dessen Produkt für das Gleichgewicht von Angebot und Nachfrage noch nötig ist. Stellt sich nämlich der Preis niedriger, so kann die nötige Menge nicht zu Markt gebracht werden, und es muß der Preis steigen. Also auch bei zunehmendem Ertrage sind die höchsten Kosten preisbestimmend, nur ist hier die Preistendenz sinkend, falls die Nachfrage ausdehnungsfähig ist.

Von der Überlegung ausgehend, daß es kaum die Kosten eines einzigen Produzenten sein können, welche den Preis bestimmen, hat Marshall das Kostengesetz dahin ausgelegt, daß in der Landwirtschaft die höchsten Kosten, bei zunehmendem Ertrage hingegen die Kosten der repräsentativen Erzeuger entscheidend sind, worunter Produzenten zu verstehen sind, welche das Gut unter durchschnittlichen Verhältnissen erzeugen. Egeris hat darauf hingewiesen, daß der Preis hauptsächlich durch jene Erzeuger beeinflusst wird, welche den überwiegenden Teil des Angebotes zu Markte bringen.

Bzüglich der klassischen Preislehre nehme man außer den Hauptwerken der Klassiker Diehls Theoretische Sozialökonomik. Leipzig 1895; sowie Diehls: Sozialwissenschaftliche Erläuterungen zu D. Ricardos Grundgesetzen, 3. Aufl., Leipzig 1921—22, zur Hand. — Vgl. auch Amonn: Ricardo als Begründer der theoretischen Nationalökonomie. Jena 1924.

## 20. Würdigung der klassischen Preislehre

Die Klassiker haben die schon vorhandenen Kenntnisse über die Preisbildung einheitlich ausgebaut. Sie haben vor allem das Kostengesetz als Verbindungsglied zwischen Wert und Preis tiefer durchgearbeitet und den Einfluß der technischen Momente auf den Preis hervorgekehrt. Indem sie hierbei die Einwirkung der Ertragsgesetze berücksichtigen, haben sie die vorgefundene Preislehre erheblich vertieft. Auch haben sie schon erkannt, daß das Kostengesetz nicht für alle Güter gilt.

Allerdings haben sie die Tragweite dieser Einengung des Kostengesetzes infolge ihrer Lehre vom Wettbewerb nicht erfasst. Sie unterschieden wohl zwischen Wettbewerbspreis und Monopolpreis, worin entschieden ein Fortschritt lag, unterschätzten hingegen das Gebiet des letzteren, indem sie hierbei vornehmlich die Seltengheitsgüter vor Augen hatten.

Mit der Unterscheidung von Normalpreis und Marktpreis haben die Klassiker ein wichtiges Moment der Preisbildung erkannt. Es ist dies der Einfluß des Zeitraumes, innerhalb welchem sich die Preisfaktoren auswirken. Der Normalpreis ist der Preis für lange Zeiträume, welche den Preisfaktoren Zeit lassen, sich auszuwirken, während der Marktpreis der Preis für kurze Zeiträume ist, welche unter den Einfluß vorübergehender Momente gelangen. Bewußt und syste-





matisch wurde das Zeitmoment durch Marshall in die Theorie eingebaut.

Doch standen den Ergebnissen der klassischen Preislehre schwere Schattenseiten gegenüber. Zunächst die Unbestimmtheit des grundlegenden Begriffes, nämlich des Kostenbegriffes. Gipfelt ihre Preislehre bezüglich der vermehrbaren Güter im Einflusse der Produktionskosten, so sollte doch ein ganz bestimmter Begriff der Kosten den Ausgangspunkt bilden. Dies war jedoch nicht der Fall, denn dieser Begriff schwankte bedenklich zwischen der verkehrswirtschaftlichen (die Entlohnung der Produktionskräfte) und der volkswirtschaftlichen Auffassung (Arbeit und Materialien).

Aber die Schwierigkeiten reichen noch weiter. Wir sahen, daß der freie Wettbewerb die unerläßliche Grundlage für die Wirkung des Kostengesetzes bildet. Wenn also Cairnes jene Hindernisse aufgedeckt hat, welche der Freiheit des Wettbewerbes im Wege stehen, so mußte hierdurch das Kostengesetz einen argen Stoß erleiden. Es ist jedoch nicht schwer zu beweisen, daß Cairnes die Hindernisse des freien Wettbewerbes noch gar nicht in ihrem ganzen Umfange erkannte.

Geriet so das Kostengesetz bedenklich ins Wanken, so wurde eine andre Schwäche der Preislehre zwar durch St. Mill erkannt, doch als Unvollständigkeit der Preiserklärung damals noch nicht in ihrer wahren Bedeutung gewürdigt. Es ist dies die Unzugänglichkeit der Nachfrageseite für die klassische Preislehre. Steuwart, in Deutschland besonders Hermann, haben wohl den Einfluß der Zahlungsfähigkeit der Käufer auf den Preis erkannt, und Smith münzte den Begriff der wirksamen Nachfrage. Weiter kam man aber nicht. Was hatte es aber einen Sinn, vom Gesetz des Angebotes und der Nachfrage zu sprechen, wenn die Nachfrage nicht ergründet werden konnte?

Die Lösung war auf der Grundlage der klassischen Lehre absolut nicht zu finden. Nur eine subjektive Preislehre kann sie bieten, und hier liegt der Grund für das Umsichgreifen der langsam heranreifenden subjektiven Preistheorie.

## 21. Die Grundlagen der subjektiven Preistheorie

Was der klassischen Lehre nicht gelingen wollte und auch nicht gelingen konnte, nämlich das Eindringen in das Wesen der Nachfrage, war für die subjektive Werttheorie selbstverständlich. Ihre subjektivistische Einstellung mußte sie von Anfang an dazu disponieren, dem Zusammenhang zwischen den subjektiven Beweggründen des wirt-



schaftlichen Handelns, den Erwägungen der Marktparteien und der Preisbildung nachzuspüren und so vor allem die Nachfrageseite zu untersuchen.

Allerdings war es auch für sie kein Leichtes, den Weg hier zu finden, denn was half es, wenn schon *Davanzati*, *Montanari* und *Galiani* den Zusammenhang der Preise mit der Nützlichkeit betonten, ohne in das Wesen der Nachfrage näher eindringen zu können. Die Hervorhebung der Seltenheit als Preisfaktor seitens *Condillacs* und *Seniors* war gewiß wichtig für die Wertlehre, für die Preislehre brachte sie jedoch in ihrer Unmittelbarkeit blutwenig.

Die Zerlegung der Nachfrage in ihre Komponenten war eine der wichtigsten Voraussetzungen für die richtige Erfassung des Wesens der Nachfrage in ihrem Verhältnis zum Preis. Solange zwischen Wert und Preis nicht klar unterschieden wurde, konnte auch das Verhältnis des Preises zu seinen subjektiven Bestimmungsgründen nicht verstanden, sondern nur geahnt werden. Tatsächlich steht es hiermit bei den italienischen Vorläufern der subjektiven Werttheorie ebenso schlecht, wie bei den objektiven Werttheoretikern. Wert und Preis werden vermengt, und der Wert wird auch, wenn er mit subjektiven Beweggründen in Verbindung gebracht wird, einfach als Tauschfähigkeit aufgefaßt. Doch schon bei *Condillac* beginnt eine Scheidung der beiden Begriffe, indem der Wert als subjektives Urteil über die Bedeutung der Güter, der Preis hingegen als eine Resultante des Aufeinanderwirkens von Wertschätzungen am Markte begriffen wird. Ähnlich bei *Turgot*, auch bei *Schaeffle* und besonders bei *Hermann*, und letzterer betrachtet schon den Gebrauchswert direkt als Wurzel des Preises. So klärt sich das Verhältnis von Wert und Preis als ein genetisches Verhältnis, und es reift der Gedanke, daß die Preise durch subjektive Werturteile mit der Nachfrage zusammenhängen und als Aufeinanderwirkung dieser entstehen. So wird besonders durch deutsche Theoretiker die Ansicht entwickelt, daß der Wert (als Gebrauchswertschätzung) von der Nachfrageseite her und in Verbindung mit der Zahlungsfähigkeit die Grundlage des Preises bildet.

Langsam wird auch ein zweites Hindernis der subjektiven Preislehre aus dem Weg geräumt. Es ist dies die Ansicht, daß es sich bei der Preisbildung um Wertäquivalente handelt. Sie wurde von der Mehrzahl der Physiokraten vertreten, und erst *Turgot* und *Condillac* wenden sich gegen sie und betonen, daß der Beweggrund des Tausches eben in der ungleichen Bedeutung der gegeneinander ausgetauschten Güter liegt. Schon bei *Rau* zeigt sich dann ein



weiterer Fortschritt, indem er erkennt, daß die Wertschätzung der Parteien die obere Grenze für den zu gewährenden Preis bildet.

Nachdem sich einmal diese Gedanken durchgerungen haben, war die Bahn für den Gedanken frei, die Grundlagen der Preisbildung im Bedürfnisstande der tauschenden Parteien zu suchen. Der Tausch bedeutet eine Verbesserung der Wirtschaftslage beider Parteien, indem jede derselben deshalb tauscht, weil sie das zu erwerben gesuchte Gut höher schätzt, als das dafür hinzugebende Gut. Hieraus ergeben sich schon auch die zwei auf subjektiver Basis ruhenden Grundgesetze des Tausches, nämlich daß jeder so lange tauscht, bis für seinen Bedürfnisstand sich hieraus ein Vorteil ergibt, und daß es jede Partei vorzieht, falls die Marktlage dies erfordert, lieber mit einem geringeren Gewinn zu tauschen, als dem Tausche ferne zu bleiben, solange ihm hieraus noch ein Gewinn erwächst. Klar formuliert wurden diese zwei Preisgesetze von Karl Menger.

## 22. Das Gesetz der Grenzpaare

Die eben ausgeführten Erwägungen mußten notwendigerweise dazu führen, das Grundgesetz der Preisbildung aus den subjektiven Wertschätzungen der Marktparteien und aus jener Wirkung zu entwickeln, welche der Tausch auf die wirtschaftliche Lage, auf den Bedürfnisstand der tauschenden Parteien ausübt. Menger, Jevons und Walras betraten diesen Weg.

Vom isolierten, also außermärklichen Tausche ausgehend, beginnt Menger seine Ausführungen mit der Feststellung, daß der Anbieter einer Ware nur dann zum Tausche bereit sein wird, wenn ihm für sein Gut von einem anderen Gut wenigstens so viel geboten wird, als dasselbe seiner subjektiven Schätzung nach im anderen Gute ausgedrückt wert ist. Die andere Tauschpartei wird ebenso verfahren.

So ergeben sich aus den subjektiven Wertschätzungen der Parteien zwei Preisgrenzen, innerhalb welcher sich der Preis feststellen muß. Innerhalb dieser zwei Grenzen kann sich der Preis je nach dem Ergebnisse des Feilschens beider Parteien beliebig bestimmen, denn jede der beiden Parteien hat schon ihren Vorteil vom Tausche, wenn sich der Preis so stellt, daß sie vom anderen Gute etwas mehr erhält, als ihrer vergleichenden Schätzung entspricht. Jede Marktpartei wird aber bestrebt sein, den Preis möglichst so zu gestalten, daß



sich ihr Tauschgewinn je höher stellt, daß sie also je mehr vom anderen Gute erhält.

Wenn also A 100 Scheffel seines Getreides gleich 40 Eimer Wein bewertet, so kann er nur dann mit jemanden, der Getreide für seinen Wein bietet, einen Tausch eingehen, wenn das andere Wirtschaftssubjekt dem Getreide gegenüber dem Weine einen geringeren Wert beimißt, wenn also z. B. B. 40 Eimer Wein gleich 80 Scheffel Getreide bewertet. In diesem Falle wird der Tausch zustande kommen, und es muß sich der Preis von 40 Eimer Wein zwischen 80 und 100 Scheffel Getreide stellen.

Auf dem Markte, meint Menger, bleiben die Grundlagen der Preisbildung dieselben. Die Abweichung vom isolierten Tausche besteht nur darin, daß der Wettbewerb eine Einengung der Preisgrenzen zur Folge hat. Denn falls mehrere Personen um die Erlangung einer Ware wetteifern, werden diejenigen, die die Ware höher schätzen, ihr Preisangebot so lange erhöhen, bis die Parteien, welche nur weniger für das Gut zu geben geneigt sind, vom Tausche verdrängt sind, weil eben der zu zahlende Preis ihre Wertschätzung schon übersteigt. Die Käufer von geringerer Kaufkraft, also die weniger tauschfähigen Käufer, werden so vom Tausche ausgeschlossen, und dasselbe geschieht — nur in entgegengesetzter Richtung — mit den weniger tauschfähigen Käufern, die zu viel für ihre Ware verlangen. Demnach muß der Preis zwischen jene Grenzen fallen, welche durch die Wertschätzungen jener Parteien gegeben sind, die das auszutauschende Gut am geringsten, das einzutauschende Gut hingegen am höchsten bewerten. Diese Parteien werden als die tauschfähigsten bezeichnet. Sowohl seitens des Angebotes als seitens der Nachfrage kommen als preisbestimmende Faktoren je zwei Schätzungen in Betracht. Einerseits die Schätzung der in der Reihe des Angebotes, bzw. der Nachfrage noch eben zum Tausche gelangenden Parteien, also die Schätzungen der unter den tatsächlich zum Tausche kommenden Parteien am wenigsten tauchkräftigen Subjekte, andererseits aber sowohl auf der Seite des Angebotes als auch auf jener der Nachfrage die Wertschätzungen jener Parteien, welche unter den schon nicht zum Tausche gelangenden Parteien die tauchkräftigsten sind, welche also bei einer Veränderung der Marktlage als nächste zum Tausche kommen können. Dieses von Böhm-Bawerk klar formulierte Gesetz erhielt von ihm den Namen des Gesetzes der Grenzpaare.

Eine beachtenswerte Vertiefung verdankt die subjektive Preislehre den Ausführungen von Seager und Hobson. Sie haben gezeigt, daß der Preis innerhalb der Preisgrenzen ziemlich freie Bewegungsfreiheit besitzt, welche jener Partei einen Vorteil sichert, die über größere Markt-



kenntnis und über größere Geschicklichkeit im Tausche verfügt oder sonst außerwirtschaftliche Einflüsse innerhalb des Tausches in Bewegung setzen kann. Hobson nennt den sich so innerhalb der Tauschgrenzen ergebenden Gewinn forced gain (erzwungenen Gewinn).

Clark und Seligman waren bestrebt, den Atomismus der österreichischen Preislehre zu mildern, indem sie die Marktparteien nicht individuell, sondern als Gesellschaftsklassen auffassen. So tritt die gesellschaftliche Schichtung des Marktes als Massenerscheinung in den Vordergrund, und an die Stelle des Grenzkäufers tritt die Grenzklasse, d. h. jene Schichte, welche noch eben geneigt ist, die Ware zu erwerben. Auch Wieser spricht in seiner Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft von Grenzreihen.

Selbstverständlich liegt der Grund dafür, daß der Preis innerhalb der Schätzungen der Grenzreihen fällt, wie Davenport richtig betont, nicht in diesen Schätzungen selbst, sondern darin, daß in Anbetracht der Beschaffenheit von Angebot und Nachfrage die Preisgrenzen sich hier ergeben. (The Economics of Enterprise. New York 1913. S. 54.) Und mit Recht weist Clark darauf hin, daß auch die zu Markte kommende Menge nichts Willkürliches ist, da der Wettbewerb das Angebot zur Erzeugung der mit Rücksicht auf die Kosten mit Gewinn noch absetzbaren Menge anspornt. (Essentials. New York 1907. S. 114.) So werden durch das Gesetz der Grenzpaare auch die objektiven Preisfaktoren, nicht wie Mac Vane und Scharling meinten, vernachlässigt. Auch den Einwand, daß in diesem Gesetze nur die Schätzung der Käufer berücksichtigt wird, da ja der Grenznutzen für den kapitalistischen Verkäufer auf Null herabsinkt, hat Philippovich durch den Hinweis entkräftet, daß ja beim Verkäufer nicht der Gebrauchswert der Ware, sondern ihr Tauschwert in Betracht kommt.

Am klarsten hat dies Clark herausgearbeitet, indem er darauf hinwies, daß der Angelpunkt der Lehre von den Grenzpaaren in der Bestimmung der Menge der zu Markte kommenden Waren liegt. Von ihr hängt es ab, welche Paare zu Grenzpaaren werden. Auch Davenport lehrt ähnliches. Clark spricht direkt von einer natürlichen Menge der Güter, welche bei freiem Wettbewerb zu Markte gebracht wird, und welche den Preis den Kosten gleichsetzt.

Außer Mengers Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. Wien 1871, f. Böhm-Bawerk: Kapital und Kapitalzins. II. Bd. 4. Aufl. Jena 1921. — Wieser: Theorie der gesellschaftlichen Wirtschaft. 2. Aufl. Tübingen 1924.

## 23. Der Preis als Gleichgewichtsproblem

Während die klassische und auch die österreichische Schule den Bestimmungsgrund der Preise suchen, und denselben in den Produktionskosten oder in der Schätzung der Grenzpaare zu finden glauben, erblickt die mathematische Schule im Preisprobleme ein Problem der wirtschaftlichen Mechanik, ein wirtschaftliches Gleichgewichtsproblem.



Die Grenznutzenlehre eignet sich vorzüglich für eine solche Einstellung des Problems. Das Streben nach dem Nutzenmaximum ist leicht zum Ausgangspunkt der Preistheorie auszugestalten, und ohne Schwierigkeiten ist die Brücke von hier zum Tausche zu bauen, denn der Tausch ist ein vorzügliches Werkzeug der Nutzensteigerung. Indem das Individuum Güter, welche für ihn eine geringere Bedeutung besitzen, für solche eintauscht, die es höher schätzt, erhöht es sein Nutzenniveau. Das Gleichgewicht erreicht hiernach der Markt, wenn keine Partei mehr einen Grund hat, in den ihm zur Verfügung stehenden Gütern eine Veränderung vorzunehmen. Es ist dies, wie wir sahen, derselbe Satz, den Menger aufgestellt hat.

Hieraus ergeben sich die Ausgangspunkte der mathematischen Preislehre, zu welcher sich diese Betrachtung entfaltete, weil für sie die Güterquantitäten und ihre Veränderungen den Kern des Problems bilden.<sup>1</sup> Der erste Satz, den schon Jevons aussprach, lautet, daß infolge der Vertretbarkeit der Waren von derselben Beschaffenheit für eine Ware auf einem Markte nur ein Preis bestehen kann. Dieser Preis muß den Bedingungen des ökonomischen Gleichgewichtes entsprechen. Voraussetzung ist hierfür, daß Angebot und Nachfrage gleich sind, daß also das ganze Angebot abgesetzt werden kann, denn solange diese Bedingungen nicht erfüllt ist, kann der Markt nicht zur Ruhe kommen, da die überflüssige Ware oder die nicht befriedigte zahlungsfähige Nachfrage zum weiteren Tausch anreizt. Die einzelnen Preise ergeben sich als der Schnittpunkt zweier Kurven, nämlich der Nachfragekurve, welche dem Bedürfnisstande auf Grund der Zahlungsfähigkeit der Käufer entspricht, und der Angebotskurve, welche als Kostenkurve aufgefaßt werden kann. Die Preise müssen sich beim Gleichgewichte so gestalten, daß sie dem Grenznutzen der Güter entsprechen, da, solange dies nicht der Fall ist, kein Gleichgewicht zustande kommen kann, weil es noch immer Subjekte gibt, für welche ein weiterer Tausch noch Vorteil bringt. Der Markt läßt sich so in eine Reihe von Gleichungen auflösen, deren Zahl gerade genügt, um für die Preise eine eindeutige Lösung zu ermöglichen.

Schon Walras löst die Frage in diesem Sinne, Wiesell hat dann mit Hinblick auf den ganzen Bedürfnisstand den Grenznutzen als jene Nutzen Differenz definiert, welche zwischen dem Gesamtnutzen aller im Besitze des Individuums stehenden Güter mit Ausnahme des

<sup>1</sup> Eine vorzügliche Darstellung dieser Problematik gibt Schumpeter in seinem Buche: Wesen und Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie. Leipzig 1908.



Nutzen jener Gütereinheit sich ergibt, welche wirtschaftlicher Weise noch eben eingetauscht werden kann. So ist es der mathematischen Preistheorie gelungen, den Gleichgewichtszustand der Volkswirtschaft zugleich als Gleichgewicht der Einzelwirtschaften zu definieren, da das marktliche Gleichgewicht auch die Bedingungen jenes der Einzelwirtschaften erfüllt. Dem Wesen nach stimmt auch diese Betrachtung mit dem Satze Mengers überein.

Schon Walras erweiterte diese Gleichungen derart, daß sie sich nicht nur auf den Konsumgütermarkt, sondern auch auf den Produktivgütermarkt erstrecken und somit der Sachlage Rechnung tragen, daß auch die Bestimmung der zu Markte kommenden Menge der einzelnen Güter, sowie die Gestaltung der Preise der Produktionsfaktoren in diesen Zusammenhang hineingehören. Er stellt zu diesem Zwecke Gleichungen zwischen der angebotenen Menge und der Nachfrage nach Produktionsgütern einerseits, sowie zwischen den Produktionspreisen und den Preisen der Produktionsfaktoren andererseits auf und führt hierbei den Begriff der Produktionskoeffizienten ein, worunter er jene Mengenverhältnisse versteht, welche nach den Erfordernissen der Wirtschaftlichkeit und der Produktionstechnik zur Erzeugung einer Mengeneinheit der Konsumgüter nötig sind. Wie in jeder mathematischen Preistheorie, spielen diese Gleichungen und diese Produktionskoeffizienten auch bei Cassel eine große Rolle. Auf Grund der Einbeziehung der Produktivgüter in das Gleichungssystem ergeben sich Lohn und Zins ebenfalls auf Grund dieser Gleichungen. Ja auch das Maß der Kapitalbildung selbst wird so bestimmt.

So erscheint für die mathematische Preislehre die ganze Verkehrs-wirtschaft als ein Verlaufs von gegenseitigen Abhängigkeitsverhältnissen, und diese Betrachtungsweise öffnete ihren Blick auch für eine Tatsache der Preisbildung, welche früher keine Beachtung fand. Es ist dies die gegenseitige Abhängigkeit aller Preise voneinander. Sie mußte zu dieser Erkenntnis durch die Auffassung des Preisproblems als Gleichgewichtsproblem geführt werden, denn das Gleichgewicht setzt die gegenseitige Bedingtheit voraus. Nur wenn alle Preise mit Ausnahme des zu ergründenden Preises feststehen, kann dieser zu einer bestimmten Größe werden, denn er ist ein Faktor jenes Gleichgewichtes, welches auf der Nachfrageseite durch Aufteilung des Einkommens auf die verschiedenen Güter, auf der Angebotsseite durch die Aufteilung der Produktivgüter auf die verschiedenen Produktionszweige infolge der Einheitlichkeit der Wirtschaft verwirklicht werden muß.



Diese gegenseitige Bedingtheit der Preise ist auch von Zwi edineck-Südenhorst auf nicht-mathematischem Wege gefunden worden. Sie bildet einen der wichtigsten Bestandteile unserer heutigen Preislehre und wird auch von Spann, der sonst der Lehre vom wirtschaftlichen Gleichgewichte ganz ablehnend gegenübersteht, betont, freilich mit ganz abweichender Begründung.

Bezüglich der mathematischen Preistheorie ist Walras: *Éléments d'économie politique pure*. Paris-Lausanne 1926 grundlegend. Sodann Pareto: *Manuel d'économie politique* Paris 1909. — Wicksell: *Vorlesungen über Nationalökonomie*. I. Bd. Jena 1913. — Schumpeter: *Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie*. Leipzig 1908. — Cassel: *Theoretische Sozialökonomie*. 4. Aufl. Leipzig 1922. — Hierzu Neubauer: *Die Casselsche Preistheorie*. Zeitschr. für d. ges. Staatsw. 89 Bd. 1930, sowie Ammon's Cassel Kritik.

## 24. Die Bedeutung der subjektiven Preistheorie

Die österreichische Schule und die mathematische Schule liefen jahrzehntelang nebeneinander einher, ohne sich um jene Unterschiede zu kümmern, welche zwischen beiden bestehen. Erst neuestens werden Versuche unternommen, ihr gegenseitiges Verhältnis zu klären. Die Unterschiede zwischen ihnen bestehen hauptsächlich in der Forschungsrichtung, indem die österreichische Schule mehr das Verhältnis von Wert und Preis untersucht, die mathematische Richtung hingegen mehr dem Gleichgewichtsproblem ihr Interesse zuwendet. Doch in den Ergebnissen stimmen beide überein. Deshalb wollen wir auch ihre Bedeutung zugleich würdigen.

Die klassische Schule hat, wie in der Wertlehre auch in der Preistheorie die objektiven Grundlagen herausgearbeitet. Sie hat insbesondere eine Analyse des Angebotes gegeben, während sie in das Wesen der Nachfrage nicht eindringen konnte. Die subjektive Preislehre hat vor allem diese empfindliche Lücke gefüllt und eine Theorie der Nachfrage begründet. Sie bietet für die Nachfrage jene Analyse, welche die klassische Theorie bezüglich des Angebotes durchgeführt hat. Sie beleuchtet hierdurch zugleich den Zusammenhang, in welchem die Preisbildung mit den Wirtschaftsentscheidungen der Individuen steht. Eine Preistheorie, welche die Preisbildung nicht bis zu dieser Quelle zurückzuführen vermag, steht ohne Zusammenhang mit den Elementartatsachen der Wirtschaft. Es hat sich auch gezeigt, daß die Begründung der Nachfrage für die Theorie nicht wenig zu bieten hat. So ist z. B. die Schichtung des Marktes auf dieser Grundlage ersatzbar geworden, ebenso wie die von Marshall zuerst erörterte



Elastizität, d. h. jene Eigenschaft der Nachfrage, daß sie auf eine Änderung des Preises bei verschiedenen Waren ungleich reagiert.

Es ist eine ferner nicht zu unterschätzende Leistung der Grenznutzenlehre, daß sie der Ansicht entgegengetreten ist, als ob sich auf Grund der objektiv-technischen Bedingungen ein einzig möglicher Preis am Markte ergeben würde, und zeigte, daß die Preisbildung eine gewisse Elastizität besitzt, welche dem Preise zwischen den Preisgrenzen Bewegungsfreiheit läßt. Hierdurch wurde es möglich, den Einfluß von Marktkennntnis, Tauschgeschicklichkeit usw. auf den Preis zu erklären. In der Einkommenverteilung hat sich diese Erkenntnis besonders fruchtbar erwiesen, weil sie es ermöglicht, die Einwirkung von Machtverhältnissen auf den Preis zu erfassen.

Einen fruchtbaren Weiterbau des schon dem klassischen System zugrunde liegenden Gedankens brachte die mathematische Richtung durch ihre Hypothese vom wirtschaftlichen Gleichgewichte. Der natürliche Preis, oder wie er neuerdings genannt wird, der statische Dauerpreis fällt mit dem Gleichgewichtspreise der mathematischen Lehre zusammen, nur enthält letzterer schon den Zusammenhang mit der Grundtendenz des Marktes und bedeutet deshalb einen Fortschritt, weil er auch den Zusammenhang mit der Nachfrage in sich birgt.

Ebenso bedeutend ist die Lehre von der gegenseitigen Bedingtheit der Preise, welche den Klassikern noch fremd war. Sie hat die Preislehre über jene Enge hinausgeführt, wonach stets die Erklärung für einzelne Preise gesucht wurde, während doch die Preise ein System bilden, und dieses System zu erklären ist, wenn wir die Preisbildung ergründen wollen. Auch die zeitliche Kontinuität der Preise hat ihre wirkliche Erklärung nur durch die subjektive Preislehre erhalten, welche zeigt, daß die Wirtschaftsrechnung stets von vorhandenen Werten ihren Ausgangspunkt nehmen muß.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die klassische Lehre den Wettbewerbspreis und den Monopolpreis auf verschiedener Grundlage erklären mußte und mit letzterem nicht weit kam. Erst die subjektive Preislehre konnte mit einem einheitlichen Preisprinzip wirklich Ernst machen, und erst sie fand auch die Lösung für den Monopolpreis, welcher nur durch die gegenseitige Abhängigkeit von Preis und nachgefragter Menge zu erklären ist, wie dies Cournot schon 1838 erfaßt hat.

Von methodologischem Standpunkt ist die Bedeutung der subjektiven Preislehre von der weittragendsten Bedeutung. Schon St. Mill dämmert die Unzulänglichkeit der kausalen Erklärung des Preises. Die mathematische Preislehre hat den entscheidenden Schritt getan, das



Preisproblem als Funktionalzusammenhang zu betrachten, welcher die gegenseitige Bedingtheit der Faktoren des Preismechanismus zur Grundlage hat. Erst diese Betrachtung bringt das wahre Wesen des Marktes zum Ausdruck, denn sie zeigt die gegenseitige Bedingtheit von Nachfrage, Angebot und Preis.

## 25. Die universalistische Preislehre

Während die Preistheorie der meisten Autoren, wenn sie auch nicht einer der bisher behandelten Schulen angehören, die bisher dargelegten Gedankengänge verwendet, hat es Spann versucht, von seinem universalistischen Standpunkte aus die Preistheorie auf andere Grundlagen zu stellen.

Worum es Spann hier zu tun ist, kann darin zusammengefaßt werden, daß er den Aufbau der Preistheorie von unten her, also die Erklärung aus den Wertschätzungen verwirft und dem Preise nicht jene zentrale Rolle in der Volkswirtschaft zugesteht, welche am schärfsten in der mathematischen Theorie zum Ausdruck kommt. Der Preis ist für Spann nicht die führende, sondern eine geführte Erscheinung der Volkswirtschaft. Die Preise sind zahlenmäßige Ausdrücke, hinter welchen der organische Zusammenhang des ganzen Wirtschaftsaufbaues mit seinen leistungsmäßigen und technischen Bedingungen steht. Die Preise kommen also nicht als Wirkungen von Mengenverhältnissen, sondern als Ausfluß des leistungsmäßig-organischen Aufbaues der Volkswirtschaft zustande. Sie sind auch nicht eindeutig, denn hinter dem Mengenhaften steht auch hier das Unmengenhafte, der leistungsmäßige Aufbau der Wirtschaft mit seinen unverbrauchlichen Leistungen, wie es ein Handelsvertrag, staatliche Einrichtungen usw. sind, welche bald vergütet, bald nicht vergütet werden.

Spann beleuchtet gewiß ein wichtiges Moment der Preisbildung. Es ist dies die Einbettung des Marktes in die lebendige Ganzheit des Wirtschaftsverlaufes. Was nachgefragt und was angeboten wird, hängt sicherlich von dem Aufbaue der Wirtschaft und ihrer Ausgliederung ab. Hiermit wird jener Hintergrund beleuchtet, auf welchem sich im lebendigen Verlaufe der Wirtschaft das Preissystem aufbaut.

Es ist interessant zu sehen, wie weit Spann in seiner Preislehre doch viele Berührungspunkte mit der von ihm so geschmähten mathematischen Preislehre hat. So ist ein Hauptstück seiner Preislehre die gegenseitige Bedingtheit der Preise, welche ja von den Mathematikern gelehrt wird. Auch die Betonung der technischen Momente — freilich hier auf leistungsmäßiger Grundlage — berührt sich stark mit den Produktionskoeffizienten. Auch die von Spann betonte Elastizität der Preise steht,



wenn auch nicht mit der mathematischen, so doch mit der österreichischen Preislehre im Einklang.

Spann: Tote und lebendige Wissenschaft. 3. Aufl. Jena 1929. — Andrae: Einführung in die Volkswirtschaftslehre. Leipzig 1929. — H. E. Vogel: Hauptprobleme der theoretischen Volkswirtschaftslehre. Berlin 1931.

## IV. Die Einkommenverteilung

### A. Allgemeiner Überblick

#### 26. Das Problem des wirtschaftlichen Kreislaufes

Das Verdienst, jenen Komplex von Fragen erkannt zu haben, welchen wir heute unter den Begriff oder Einkommenverteilung zusammenfassen, gebührt den Physiokraten. Ihre Einseitigkeit, mit welcher sie den Produktivitätsbegriff faßten, führte sie zur Erkenntnis dieses Problemkreises.

Indem nämlich die physiokratische Lehre davon ausging, die Natur allein sei die wirkliche Quelle der Produktivität, mußte sie sich die Frage stellen, wie es denn möglich sei, daß auch jene Mitglieder der Gesellschaft leben können, die keine Naturquellen unmittelbar zur Verfügung haben. So kam sie zu der Erkenntnis des wirtschaftlichen Kreislaufes, d. h. jenes Vorganges, daß ein gegenseitiger Austausch der Dienste stattfindet, welcher den Überschuß der Grundbesitzer an die anderen als sterile Klassen bezeichneten Schichten der Bevölkerung weiterleitet und auf diese Weise vom Reinertrage, welcher in den Händen der produktiven Klasse entsteht, auch sie einen Teil erhalten läßt.

So wird das Problem der Einkommenverteilung im Tableau Economique von Quesnay gestellt und zu erklären gesucht, wie das Ergebnis der Produktion einer Volkswirtschaft, — heute das Nationalprodukt oder das Sozialprodukt genannt — unter den verschiedenen Schichten der Bevölkerung aufgeteilt wird.

Infolge ihres einseitigen Produktivitätsbegriffes ist die physiokratische Lehre auf den Gedanken aufgebaut, daß eine Klasse, die Grundbesitzerklasse, die übrigen Klassen erhält, indem sie durch Verwendung eines Teiles des in ihren Händen entstehenden Reinertrages zur Beschaffung von Industrieerzeugnissen und durch Tragung der Steuerlast die Lebensbedingungen für die übrigen Schichten der Gesellschaft bietet. In einer gewandelten Form mußte dieser Grundgedanke später auch in der sozialistischen Lehre wiederkehren, da auch sie infolge ihrer Arbeitswerttheorie auf einen einseitigen Produktivitätsbegriff aufgebaut ist. Selbstverständlich ist die Grundlage dieses Satzes beim wissenschaftlichen Sozialismus



verändert. Nicht die Grundbesitzer, sondern die Arbeiter erscheinen als die produktive Klasse. Auch erhält die These eine Spitze gegen die erhaltenen Klassen, welchen vorgeworfen wird, daß sie von der Aneignung der Frucht fremder Anstrengungen, also von der Ausbeutung anderer leben. Ja, bei Henry George, Oppenheimer und Loria erscheint geradezu der Boden als Quelle der Ausbeutung, nachdem schon Ricardos Lehre darauf hinausläuft, daß infolge des abnehmenden Ertrages und der hierdurch verursachten Erhöhung der Getreidepreise der Grundbesitzer in der Form der Grundrente den eigentlichen Vorteil aus der Zunahme des Volksreichtums zieht.

## 27. Das Kostenprinzip als Regulator der Verteilung

Jenes Grundprinzip, welches die Aufteilung des Sozialproduktes unter den verschiedenen Gesellschaftsklassen beherrscht, erblickten schon die Physiokraten im Tauschverkehr, welcher die Verbindung zwischen den verschiedenen Klassen herstellt und die Verteilung automatisch vor sich gehen läßt. Als Regulator dieses Vorganges haben schon sie das Kostenprinzip betrachtet, indem der Markt den Arbeitern jenen Anteil zuführt, der zur Erhaltung ihrer Arbeitskraft nötig ist, während der Rest den Grundbesitzern und den Kapitalisten zufällt.

Diese, in ihrem Grundbaue höchst einfache Erklärung des Verteilungsvorganges, wonach die Aufteilung des Sozialproduktes, mit Ausnahme des Anteils der Grundbesitzer, durch das Prinzip geregelt wird, daß die Preise für die Dauer nur Kostenelemente enthalten können, haben dem Wesen nach die Klassiker beibehalten. Deutlich kommt dies bei Ricardo zum Ausdruck. Nur in einem Punkte ist eine Verschiebung zu bemerken. Sie hängt damit zusammen, daß sich bei den Klassikern der Standpunkt bezüglich der Produktivitätsfrage ändert, indem sie den Produktivitätsbegriff auf alle Produktionsfaktoren ausdehnen und somit auch die Fruchtbarkeit der Arbeit und des Kapitals lehren. So gelangt an Stelle des Grundbesitzers der Kapitalist, welcher die Produktion leitet, in dem Mittelpunkt des Verteilungsvorganges. Doch für das Grundprinzip der Verteilung hat dies bei den Klassikern keine weiteren Folgen, weil sie infolge ihrer Preislehre, welche ja auf das Kostenprinzip aufgebaut ist, am Gedanken festhalten, daß jeder Faktor der Produktion aus dem Preise seinen Anteil zugewiesen erhält, welcher seinen Kosten entspricht. Ja der Grundgedanke des Kostenprinzips erhält bei Ricardo noch eine Verstärkung, und zwar durch Heranziehung des Bevölkerungsgesetzes von Malthus, wonach ja die Arbeiterschaft



durch die Bevölkerungsvermehrung selbst jene Lage schafft, welche ihren Lohn nicht über die Kosten steigen läßt. Durch die unten zu behandelnde Rententheorie Ricardos bleibt auch die Sonderstellung des Grundbesitzers unangetastet.

Mit dieser Erklärung fügt sich die Verteilungslehre glatt in die Grundgedanken der klassischen Theorie ein, und dasselbe Prinzip, das Kostenprinzip, auf welches ja ihr ganzes Lehrgebäude aufgebaut ist, beherrscht auch ihre Verteilungslehre.

## 28. Die Theorie der Grenzproduktivität

Als wir im ersten Kapitel dieser Arbeit die allgemeinen Linien der Entwicklung unserer Theorie zeichneten, konnten wir feststellen, daß die Abweichung zwischen der klassischen Lehre und der Grenznutzenschule sich nur für den ersten Augenblick als ein unüberbrückbarer Gegensatz zeigte. Obzwar die erstere die Volkswirtschaft von der Kostenperspektive, die zweite von der Perspektive des Nutzens betrachtet, bleibt die Grundperspektive, die Auffassung der Volkswirtschaft als eines Systems von rationalen Handlungen des homo oeconomicus unverändert, welches System, von immanenten Gesetzen beherrscht, sich zu einer Einheit zusammenfügt.

Diese Gemeinsamkeit der Grundlage beider Lehren zeigt sich auch in der Verteilungslehre, obzwar sich der Gegensatz zwischen Kosten- und Nutzenstandpunkt natürlich auch hier geltend macht. Die klassische Lehre betrachtet, wie wir gesehen haben, das Verteilungsproblem als eine Auflösung des Preises in seine Elemente, also als eine Analyse des Preises, indem Lohn und Kapitalgewinn die natürlichen Elemente des Preises bilden, ohne deren Vergütung die Ware nicht zu Markte kommen könnte. Auch die Grenznutzenlehre geht von dem Satz aus, daß der Wert der Produkte den Ausgangspunkt für die Verteilung bildet, indem dieser Wert sich auf jene Faktoren, die Produktivfaktoren verteilt, welche am Zustandekommen des Produktes mitgewirkt haben. Nur erscheint für sie der ganze Vorgang als eine Wertzurechnung, während die Klassiker ihn als eine Auflösung des Preises in Erzeugungskosten betrachteten.

Allerdings trennen sich hier die Wege beider Theorien. Denn während die klassische Lehre von Ricardo an den Fixpunkt der Verteilung im Arbeitslohn erblickt, welcher durch die Erhaltungskosten des Arbeiters bestimmt wird, gibt es in der Verteilungslehre der Grenznutzentheorie keinen solchen Fixpunkt, d. h. alle drei Faktoren, Arbeit,



Kapital und Boden sind gleicherweise in ihrer Mitwirkung Bedingungen der Produktion und erhalten ihren Anteil auf derselben Grundlage, nämlich als Ausfluß ihrer Mitwirkung an der Produktion, also infolge ihrer Produktivität.

Der Gedanke, daß die Produktivität auf die Verteilung Einfluß hat, ist schon bei Smith zu finden, indem er sagt, Steigen und Sinken des Kapitalgewinnes hänge gerade so, wie jenes des Lohnes, von der Zu- oder Abnahme des Volksreichtums, also von der Produktivität der Volkswirtschaft ab. Thünen macht dann diesen Gedanken zum Drehpunkt der Verteilungslehre, und gibt ihm durch Verwertung des Grenzgedankens jene Wendung, welche in der Grenznutzenlehre später im Anschluß an ihre Zurechnungslehre auflebt. Die folgerichtige Anwendung des Grenznutzengedankens auf das Verteilungsproblem ist vor allem das Werk Wiesers. Von dem Gedanken ausgehend, daß auch der Verteilungsvorgang seine Grundlage in der Nutzensphäre finden müsse, da auch die Produktionsfaktoren ihres Nutzens halber geschätzt werden, kommt er unter Anwendung des Grenznutzengedankens zu dem Ergebnis, daß der Grenzertrag, der produktive Beitrag, auch zugleich die Höhe der einzelnen Einkommenzweige bestimmen müsse. So entsteht die Lehre von der Grenzproduktivität als Verteilungslehre. Sie besagt, daß sich die Höhe von Lohn, Zins und Grundrente nach dem Grenzertrage der Arbeit, des Kapitals und des Bodens richtet, welchem dieser Grenzertrag als Anteil ihrer Mitwirkung an der Produktion zugerechnet werden müsse.

In Amerika fand diese Lehre im Anschluß an die direkt an Thünen anknüpfenden Ausführungen Clarks die weitgehendste Verbreitung. Clark leitet seine Theorie, die Lehre von der spezifischen Produktivität (specific productivity) aus der Verallgemeinerung des Gesetzes vom abnehmenden Ertrag ab, indem er annimmt, jede weitere Zugabe von Arbeit oder Kapital ergäbe einen abnehmenden Ertrag. Beim Grenzproduzenten, welcher die wirtschaftlich noch erlaubte letzte Verwendung von Arbeit und Kapital vornimmt, bestimmen sich Lohn und Zins durch den Ertrag, welchen sie hier ergeben, da weniger als der hier erreichte Ertrag dem Arbeiter und dem Kapitalisten nicht zufallen können, ein Mehr hingegen durch die Einheitlichkeit des Preises, welche auch hier gilt, verhindert werde. Hierzu ist zu bemerken, daß Clark die Grundrente als Zins betrachtet und im statischen Preis keinen Gewinn annimmt, da ihn die Konkurrenz wegschwemmen würde.

Die Lehre von der Grenzproduktivität wird auch die Lehre von der funktionellen Verteilung genannt. Diese Benennung hat Clark in die Literatur eingeführt, und Böhm-Bawerk hat den Begriff klar herausgearbeitet, indem er zwischen dem tatsächlich den



einzelnen Personen zufallenden Anteil (personelle Verteilung) und zwischen jenem Anteil unterschied, welcher auf Grund seiner Teilnahme an der Erzeugung jedem Produktionsfaktor rein auf Grund der wirtschaftlichen Gesetze zufallen würde. Die funktionelle Verteilung ist sonach eine Kategorie der reinen Ökonomie, sozusagen das wirtschaftliche Skelett der Verteilung, von welchem infolge Einwirkung der Machtverhältnisse und des ganzen Marktmechanismus die personelle Verteilung stark abweichen kann. Dem Wesen nach steht diese Auffassung wiederum in keinem Gegensatz zur klassischen Lehre, denn auch vom natürlichen Lohn und Zins, wie ihn die Klassiker lehrten, können der tatsächliche Lohn und Zins als Marktpreise abweichen.

Die Lehre von der Grenzproduktivität ist sehr verbreitet. Außer der österreichischen Schule hat sie besonders in Amerika ihre stärksten Vertreter, wo die führenden Nationalökonomien, wie z. B. Seligman, Seager, Carver, Flug, Taussig usw. sie vertreten. In Schweden lehrt sie Wiksell, in Frankreich Aftalion, und letzterer hat viel Scharfsinn darauf verwendet, sie weiter auszubauen und tiefer zu begründen. (Vgl. seinen auf S. 34 genannten Aufsatz.)

Sie ist aber nicht unangefochten geblieben. Zuerst hat sie Veblen in der Clark'schen Formulierung stark angegriffen, und es folgten Angriffe von Davenport, Adriance und Hobson sowie Edgeworth. Es wurde ihr die Unzulässigkeit der Annahme unendlich kleiner Zuwächse (in welcher Richtung sie besonders von Aftalion ausgebaut wurde), ferner die Unhaltbarkeit der Ermittlung der Produktionsergebnisse auf Grund der Zuführung von Dosen an Arbeit und Kapital vorgehalten. Daß jene Autoren, wie vor allem Ciesmann, welche das Zurechnungsproblem für unlösbar halten, auch die Lehre von der Grenzproduktivität ablehnen müssen, versteht sich von selbst.

## 29. Das Residualprinzip als ergänzendes Prinzip

Alle Theorien, welche den eigentlichen Grundpfeiler der Einkommenverteilung darin erblicken, daß die Höhe eines Einkommenszweiges als unabänderliche Größe bestimmt ist, und nur zwei ursprüngliche Einkommenszweige (Lohn und Zins) annehmen, bewerten das Residualprinzip als ausheffendes Prinzip in der Verteilungslehre. Geht man nämlich davon aus, daß sich nur zwei Faktoren, Arbeit und Kapital am Werte des Produktes oder am Preise der Ware teilen, so ist, falls für die Höhe eines dieser Einkommen ein selbständiges Erklärungsprinzip gefunden werden kann, auch die Höhe des zweiten indirekt bestimmt, da ihm nur der Rest des Ertrages oder des Preises zufallen kann. Das zweite Einkommen stellt sich sonach als Restgröße dar.



Schon die Verteilungslehre der Physiokraten kann bis zu einem gewissen Grade im Sinne des Residualprinzips gedeutet werden. Hölzländer<sup>1</sup> faßt sie auch so auf, daß sie die Grundrente als Anwärter für den Überschuß des gesellschaftlichen Produktionsergebnisses betrachtet. Auch in der klassischen Verteilungslehre ist der Residualgedanke vorzufinden, denn sie hat ein selbständiges Erklärungsprinzip für den Arbeitslohn und für die Grundrente, nicht aber für den Kapitalprofit. An die Stelle des Grundherrn, der im Sinne der physiokratischen Lehre als Anwärter für den Überschuß des Ertrages über die Kosten erschien, tritt hier der mit dem Kapitalisten mehr oder weniger verschmolzen betrachtete Unternehmer. Auch die Ausbeutungstheorie hat eine gewisse Verwandtschaft mit dem Residualprinzip, und zwar, wenn es auch paradox erscheinen mag, unter gewissen Berührungspunkten mit jener Auslegung des Verteilungsprozesses, welche wir in der klassischen Lehre vorfinden, denn die Ausbeutungstheorie ist der Meinung, daß der Profit alles verschlingt, was über die Kosten übrigbleibt. Auf einem ganz anderen Weg kommt auch Supino zu einer Residualtheorie des Unternehmergewinnes und Tausjig erklärt den Gewinn ebenfalls als Residuum.

Merkwürdigerweise ist auch der Gedanke aufgetaucht — und zwar bei keinem Geringeren, als bei F. A. Walker — den hierzu gewiß am wenigsten geeigneten Einkommenszweig, den Arbeitslohn, als ein Residuum darzustellen. Wir werden uns später mit diesem interessanten Versuche, w welchem Jevons, Longfield, Sidgwick nahestehen, befassen müssen.

### 30. Der Markt der Produktivgüter

Wir haben die Lehre von der funktionellen Verteilung als die Verteilungslehre der reinen Ökonomik bezeichnet. Sie nimmt einen durch andere Momente nicht gestörten rein wirtschaftlichen Verlauf zum Ausgangspunkt ihrer Erklärung. Sie vernachlässigt hierbei bewußtmaßen den Unterschied zwischen Wert und Preis, indem sie auch den Preis als reine ökonomische Kategorie betrachtet und es außer Betracht läßt, daß der Preis als Gesellschaftsergebnis den Faktoren, welche nicht der reinen Ökonomie angehören, wie der Besitzverteilung, den Machtverhältnissen und der Geschicklichkeit im Feilschen einen Einfluß, wenn auch nur innerhalb der ökonomischen Möglichkeiten, auf die Verteilung sichert. Den Einfluß dieser Faktoren vernachlässigt diese Theorie bewußt, da sie die rein wirtschaftlichen Gesetze der Verteilung zu bestimmen sucht.

Es liegt hier also eine bewußte Abweichung von der Wirklichkeit als ein methodisches Hilfsmittel vor. Doch die Wissenschaft konnte hierbei nicht stehen bleiben und mußte eine weitere Annäherung

<sup>1</sup> Vgl. seine Studie „The residual claimant theory“ im Quarterly Journal of Economics. Bd. XVII, 261—279 p.



an den wahren Sachverhalt anstreben. Nur das Einarbeiten des Einflusses der bei der Preisbildung mitwirkenden Gesellschaftskräfte konnte hierzu führen.

Die Grundlage hierzu bot die Einbettung der Verteilungstheorie in die Preislehre, indem als Schauplatz der Verteilung der Markt der Produktionsgüter erfaßt wird. Auch hierfür war die Grundlage schon in der klassischen Lehre vorhanden. Betrachtete doch schon Ricardo den Lohn als Preis der Arbeit. Aber die Synthese, die einheitliche Anwendung dieses Begriffes auf die Gesamtheit der Produktivfaktoren fehlte.

Der Anfang mit dieser Synthese wurde durch Say in seiner Lehre von den produktiven Diensten gemacht,<sup>1</sup> doch ruht bei ihm das Gewicht noch auf dem Gedanken der Produktivität. Erst Walras erfaßt wirklich die Bedeutung des Begriffes vom Markte der Produktionsgüter als Ausgangspunkt der Einkommenverteilung. Als Vertreter der reinen Ökonomie wendet sich aber sein Interesse nicht dem Unterschiede zwischen Wert- und Preisbildung, sondern dem rein ökonomischen Gleichgewichte zu. Ähnlich ergeht es auch Böhm-Bawerk, der wohl die Verteilung als Markterscheinung erfaßt, aber sein Interesse gilt wiederum nicht der Tatsache selbst, daß Marktvorgänge die Grundlage der Verteilung bilden, sondern dem Unterschied zwischen Gegenwarts- und Zukunftsgütern, welcher für seine Erklärung des Zinses wichtig ist. Deshalb betrachtet er auch diesen Markt als den Markt für Zukunftsgüter.

Schon in den Ausführungen Böhm-Bawerks ist die Grundlage für eine Verteilungslehre gelegt, welche von der funktionellen Verteilung ausgehend und an diese angelehnt das Problem erfaßt, aber sich dem sich in der Wirklichkeit abspielenden Vorgange erheblich nähert, und so die Brücke zur personellen Verteilung aufbaut. Der Tausch von Gegenwarts- und Zukunftsgütern, wie Böhm-Bawerk diesen Markt auffaßt, ist durch die Ungleichheit der Parteien gekennzeichnet, da Arbeiter und Kapitalisten dadurch im Nachteil gegenüber dem Unternehmer sind, daß sie die von ihm dargebotenen Gegenwartsgüter dringend benötigen, und diese, weil sie nur in der Zukunft genußreif werden, einen geringeren Wert haben als die

<sup>1</sup> „Remarque“ — sagt SAY — „la parfaite analogie qui existe entre les fermages, les salaires, les bénéfices du fermier, les intérêts touchés par le capitaliste. Toutes ces valeurs sont le prix d'un service productif dont l'entrepreneur s'est servi pour créer un produit“. SAY: Cours complet d'économie politique. Paris, 1840. II. Bd. S. 5.



Gegenwartsgüter. Letzten Endes schießen ja die Unternehmer die Subsistenzmittel für jene vor, welche Zukunftsgüter anbieten.

Sobald wir uns darüber klar werden, daß die Einkommen als Preise am Markte entstehen, erhält der Verteilungsvorgang eine von der reinen Wertzurechnung abweichende Gestalt. Preis- und nicht unmittelbar Wertgesetze entscheiden über die Höhe der Einkommen. Angebot und Nachfrage der Produktivgüter entscheiden freilich innerhalb der von der funktionellen Verteilungslehre festgestellten Gesetze über die Höhe der Einkommen, aber sie lassen erhebliche Abweichungen von einer rein funktionellen Verteilung entstehen, denn innerhalb der Preisgesetze wirkt sich die ganze Ungleichheit der Besitzverhältnisse auf den Verteilungsmechanismus aus.

Während Böhm-Bawerk den Marktvorgang in der Verteilungslehre wohl betont, aber sein Interesse doch noch durch andere Momente gefangen nehmen läßt, ist es für Cassel, der das Wertproblem, wie wir sahen, einfach beiseite schiebt, und sein ganzes System auf die Erklärung der Tauschvorgänge einstellt, nichts als selbstverständlich, daß der Verteilungsvorgang als ein Preisvorgang, und zwar als ein Vorgang der Preisbildung der Produktionsfaktoren anzusehen ist.<sup>1</sup> Wie die Casselsche Preistheorie, so nimmt Amonn auch seine Verteilungslehre dem Wesen nach an und erklärt klar: „Es kann sich in der Theorie der Preisbildung der Produktionsmittel und zugleich der Einkommensbildung nur darum handeln, die besonderen Bedingungen kennen zu lernen, unter welchen Angebot und Nachfrage sich hier bildet und wie Angebot und Nachfrage sich hier auf die Preisbildung auswirkt.“<sup>2</sup> Doch eben die genaue Durchführung dieser Untersuchung ist es, welche die meisten Autoren schuldig bleiben.<sup>3</sup>

Hiermit ist die Auffassung der Verteilungstheorie als Preisproblem durchgedrungen. Sie liegt so nahe, daß sich ihr selbst Autoren, welche der Lehre von der Grenzproduktivität nahestehen, nicht immer verschließen können, wie ja schon das Beispiel Böhm-Bawerks zeigt. Auch Marshall schwankt zwischen beiden Lehren, und Pierson steht schon in seiner Verteilungslehre auf dem Boden der Preistheorie. Unter den

<sup>1</sup> Cassel sagt hierüber: „Das so verallgemeinerte Preisbildungsproblem schließt in sich das Problem der wirtschaftlichen Verteilung ein... Die Lösung des Verteilungsproblems ist von diesem Gesichtspunkt ebenfalls in unserem System simultaner Gleichungen mit einbegriffen.“ (Theoretische Sozialökonomie. Leipzig, 1918. S. 120.)

<sup>2</sup> Grundzüge der Volkswohlfstandslehre. I. Bd. Jena 1926. S. 244.

<sup>3</sup> In meiner Volkswirtschaftslehre (I. Bd., Leipzig 1927) habe ich den Versuch gemacht, diese Durchführung zu geben.



Amerikanern sind es Commons und Davenport, welche diese Richtung vertreten, und sie beherrscht auch die Verteilungslehre von Liepmann, Schumpeter, Hobson und Oppenheimer.

Die Zurechnungslehre als Erklärungsprinzip der Einkommenverteilung zu verwerten, versucht Schumpeter, indem er sagt: „Das Wesen ... liegt in der Auffassung, daß Lohn, Rente und Zins Preise seien, die sich am Markte als Ergebnisse der Wertschätzung für Bodenleistungen, Arbeit und Kapital bilden.“<sup>1</sup> Doch so einfach liegt die Identität zwischen Wert- und Preistheorie nicht, denn die Zurechnungslehre baut folgerichtig durchgeführt die Verteilungstheorie auf die Wertgesetze, während die neueren Theorien direkt an die Preisgesetze anknüpfen. Es fehlt eben das Zwischenglied, welches die Zurechnung als einen, aber auch nur einen Faktor der Preisbildung in die Theorie einordnet.

### 31. Machtmoment und Verteilungslehre

Jener Schritt, welcher durch die direkte Anlehnung des Verteilungsvorganges an die Preisgesetze gemacht wurde, bahnt den Weg für eine fruchtbare Synthese zwischen der sozialistischen Erklärung und der Erklärung auf Grund der subjektiven Werttheorie.

Wir erwähnten schon, daß der Sozialismus in der Verteilung einen Kampf um die Güter erblickt, welcher mit ungleichen Waffen geführt wird, da die Arbeiter infolge ihrer Besitzlosigkeit dem Unternehmer ausgeliefert sind, welcher sie deshalb ausbeutet. Es ist dies die Erklärung der Verteilung auf Grund eines reinen Machtkampfes, welcher infolge Ungleichheit der Parteien durch Mißbrauch der Arbeitskraft entschieden wird. So gelangt die sozialistische Lehre zur Ausbeutungstheorie, welche das Wesen ihrer Verteilungslehre ausmacht.

Sie findet sich schon bei Rodbertus und wird dann von Marx weiter ausgebaut. Sie stützt sich bei Marx einerseits auf die Arbeitstheorie, andererseits auf die Theorie von der industriellen Reservearmee, d. h. auf das Vorhandensein einer Schar von überschüssigen Arbeitern, welche infolge der Akkumulation des Kapitals freigesetzt werden. Oppenheimer vertritt die Ausbeutungstheorie in einer veränderten Form, indem er sie auf die Rolle des Großgrundbesitzes, auf die Bodensperre gründet, welche die Reservearmee entstehen läßt. Daß sich die Verteilung eng an die Preisbildung anschließt, wird von der Ausbeutungstheorie anerkannt. Eine historische Fundierung der Ausbeutungstheorie gab Loria.

Die Synthese mit dieser Theorie, welche das Machtmoment gerade-

<sup>1</sup> Vgl. seinen Aufsatz „Das Rentenprinzip als Verteilungslehre“. Schmollers Jahrbuch. XXXI. Jahrg. 1907. S. 32.



zu in den Mittelpunkt der Verteilungslehre stellt, wird für die subjektive Werttheorie dadurch möglich, daß sie innerhalb der Preisgrenzen dem Einfluß der Machtmomente, welche sich am Markte aus der ungleichen Lage der Parteien ergeben, leicht einen Platz einräumen kann. Wir sahen, daß schon Böhm-Bawerk mit dieser Synthese begann, wenn er auch durch die Begründung der Höher-schätzung der Gegenwartsgüter dieser Erklärung die gegen die bestehende Ordnung sich richtende Spitze abbrach. Von sozialistischer Seite war es Tugan-Baranowsky, der sich auf die Grundlage der subjektiven Werttheorie stellend dem Ausbeutungsgedanken auf Grund der Gesetze der Preisbildung einen neuen Inhalt zu geben suchte. Wenn er auch davon ausgeht, daß der Tausch zwischen organisierten sozialen Klassen anderen Gesetzen unterworfen sei, als der Tausch zwischen Individuen, bei welchem die subjektiven Wert-schätzungen den Ausschlag geben, und den Tausch zwischen sozialen Klassen (Arbeiter und Unternehmer) auf die Machtverhältnisse zurückführt, so nähert er sich doch dem fruchtbaren Gedanken, daß es zwischen den Preisgesetzen und dem Einfluß der Macht auf gewisse Preise, nämlich auf die Preise der Produktionsmittel, einen Zusammenhang gibt. Weiter wird dieser Gedanke von sozialistischer Seite durch Gelesnoff, von bürgerlicher Seite durch Truchy verfolgt.

Durch diese Bestrebungen ist die Vereinheitlichung der Verteilungslehre um einen erheblichen Schritt weitergekommen. Bürgerliche und sozialistische Verteilungslehre stehen sich nicht mehr ohne Verständnis und ohne Berührungspunkte gegenüber. Beide gewinnen hierdurch, ohne ihre Grundgedanken preiszugeben. Die sozialistische Lehre kann, wie Gelesnoff zeigte, den Einfluß der Produktivität der Arbeit auf die Verteilung zugeben, ohne den Gedanken der Ausbeutung aufzugeben, ja sie kann sogar die so umstrittene Arbeitswerttheorie als Begründung der Ausbeutung in den Hintergrund treten lassen, wie Tugan-Baranowsky nachwies. Die bürgerliche Nationalökonomie hingegen findet innerhalb ihrer Gesetze Raum für den Einfluß der Machtverhältnisse auf die Verteilung, welchen ein erheblicher Teil ihrer realistisch denkenden Vertreter nie geleugnet hat. Ob dann von Ausbeutung gesprochen wird, oder die Ungleichheit der Verteilung einfach als Tatsache ohne Kommentar hingenommen wird, bleibt Sache der wirtschaftspolitischen Einstellung. Für die Vereinheitlichung der Theorie und für die realistische Betrachtung scheint uns hierdurch jedenfalls viel gewonnen zu sein.

Streitlich wird die Synthese zumeist nur im Prinzipie vertreten und die Anwendung der Preisgesetze auf die Verteilungslehre mit Hinblick auf die Mitwirkung der Machtmomente selten konsequent durchgeführt. Tugan-Baranowsky und Truchy bleiben jedenfalls auf dem halben Wege stehen, indem sie noch immer einen vom individuellen Tausch abweichenden Verlauf des kollektiven Tausches annehmen, und auch



Gelesnoff führt den Gedanken nicht zu Ende, während Corné-  
lissen schon weiterkommt. An einem anderen Orte habe ich versucht,  
zu zeigen, daß die Machteinflüsse sich ungezwungen aus denselben Preis-  
gesetzen erklären lassen, welche die Preisbildung im allgemeinen beherr-  
schen, nur müssen die veränderten Daten des Marktes der Produktivgüter  
in den Verlauf eingesetzt werden. Amonn vertritt ebenfalls diesen Stand-  
punkt. Die außerwirtschaftlichen sozialen Momente der Einkommenver-  
teilung werden auch von Fetter, Cannan und Pigou, aber auch  
von vielen deutschen Autoren berücksichtigt.

Monographien über die Einkommenverteilung im allge-  
meinen sind in der deutschen Literatur spärlich: Petrazncki: Die  
Lehre vom Einkommen 1895, sowie Kleinwächter: Das Einkommen  
und seine Verteilung 1896, ziemlich veraltet. — Über den heutigen Stand  
der Theorie unterrichten Die Wirtschaftstheorie der Gegenwart. III. Bd.  
Wien 1928. — Amonn: Grundzüge der Volkswohlfstandslehre, I. T.,  
Jena 1926. — Cassel: Theoretische Sozialökonomie, 4. Aufl., Leipzig  
1927. — Sehr reich an Monographien ist auf diesem Gebiete die ameri-  
kanische Literatur. So: Carver: The distribution of wealth. New York  
1911. — Commons: Distribution of wealth. New York 1900 usw. —  
Vgl. auch Hobson: Distribution of wealth. London 1907.

Über die Theorie der Grenzproduktivität handelt ausführ-  
lich Landauer: Grundprobleme der funktionellen Verteilung. Jena  
1923 — Clark: The distribution of wealth. New York 1902. —  
Aftalion: Les trois notions de la productivité et les revenus. Revue  
d'économie politique. 25. Bd. 1911.

Das Machtmoment in der Einkommenverteilung tritt  
stark in den Vordergrund bei Tugan-Baranowsky: Soziale Theorie  
der Verteilung. 1913. — Auch bei Loria: Theorie der reinen Wirtschaft.  
Untersuchung der Gesetze des Einkommens. München u. Leipzig 1925. —  
Natürlich am schärfsten in der Ausbeutungstheorie von Marx: Das  
Kapital. III. Bd., 6. Aufl. Hamburg 1922.

Dogmengeschichtlich: Cannan: A history of the theories of  
production and distribution in English pol. economy 1776—1848. —  
Wilbrandt: Lehre von der Verteilung des Produktionsertrages in der  
Festsage für Schmoller. I. T. Leipzig 1908.

## B. Die Grundrente

### 32. Die Differentialrente

Die Grundrententheorie der Physiokraten, welche diesem Ein-  
kommenzweig zuerst eingehendere Beachtung schenkten, ist sehr ein-  
fach. Sie stützt sich auf ihre Fruchtbarkeitslehre. So erscheint ihnen  
die Grundrente als das einzige Reineinkommen, als wirklicher  
Überschuß des Ertrages über die Kosten, während alle übrigen  
Einkommen nur einer Vergütung der zur Hervorbringung der Lei-  
stung nötigen Kosten gleichkommen.



Eine scharfe Wendung in der Auffassung über die Grundrente brachte die Lehre vom abnehmenden Bodenertrag sowie das Malthus'sche Bevölkerungsgesetz. Nicht mehr die Steigebigkeit, sondern die Kargheit der Natur wird durch sie in den Vordergrund gerückt. Mit zunehmender Bevölkerung muß Boden minderer Qualität für die Versorgung herangezogen und der schon bebaute Boden intensiver bearbeitet werden, was bei abnehmendem Ertrage nur mit einer Erhöhung der Kosten möglich ist. Da die Kosten des mit dem höchsten Kostenaufwande bewirtschafteten Bodens den Preis der Bodenprodukte bestimmen, der Preis jedoch am Markte für alle gleich ist, genießen alle Landwirte, welche nicht an der Grenze der Produktion stehen, ein Einkommen, welches aus dem Unterschiede zwischen ihren Produktionskosten und jenen des Grenzproduzenten fließt. Die Grundrente erscheint sonach nicht mehr als Reineinkommen der Volkswirtschaft, sondern als eine Folge der Preisbildung, also als das Einkommen jener Landwirte, die unter günstigeren Verhältnissen produzieren, als die Landwirte, welche an der Grenze der Produktion stehen. Sie erhält somit das Gepräge einer reinen Differentialrente.

Hiernach ist die Grundrente auch kein Kostenelement, sondern ein aus der Bestimmung der Preise durch die Grenzkosten entstehender Überschuß. Der Getreidepreis ist nicht deshalb hoch, weil eine Grundrente gezahlt wird, sondern die Grundrente wird gezahlt, weil der Getreidepreis hoch ist.

Dies ist der Inhalt der Ricardo'schen Grundrententheorie, welche somit den Gedanken verdrängte, daß die Grundrente eine Bereicherung der Gesellschaft sei. Als Differentialrente nimmt die Grundrente das Wesen einer reinen Verkehrerscheingung an und erscheint als jener Vorteil, welchen die unter günstigeren Bedingungen arbeitenden Landwirte aus der Preisbildung ziehen.

Der Urheber dieser Theorie von der Differentialrente war James Anderson. Obzwar schon in einem im Jahre 1775 geschriebenen Werke enthalten, welches jedoch erst 1779 veröffentlicht wurde, ist die Grundrentenlehre Andersons zuerst in einer Abhandlung im Jahre 1777, also ein Jahr nach dem großen Werke von Smith publiziert worden. Im Jahre 1815 wurde sie von Malthus und West entwickelt, und Ricardo hat sie in seinen Principles, 1816, eingehend behandelt. Seitdem wird sie zumeist als die Grundrentenlehre von Ricardo behandelt. Dies wird dadurch erklärlich, daß sie sich fest in seine Wert- und Preislehre einfügt und zu einem wichtigen Bestandteil derselben wurde.

Durch die Theorie der Differentialrente wird die Erscheinung der absoluten Rente, also des Gedankens, daß jeder Boden Rente abwirft, beiseite geschoben. Die prinzipielle Möglichkeit einer absoluten Grund-



rente, also einer Rente, welche auch an der Grenze der Produktion erscheint, fällt hierdurch zwar nicht weg, doch waren Ricardo und J. St. Mill der Ansicht, der Fall der absoluten Grundrente sei vom praktischen Standpunkte aus irrelevant, da stets die Möglichkeit vorhanden ist, bei einer Preissteigerung der Bodenprodukte neuen Boden zu bebauen oder schon bebauten Boden intensiver zu bewirtschaften.

Die Entstehung der Differentialrente kann vor allem als Folge der größeren Fruchtbarkeit besserer Böden auftreten (Qualitätsrente); bei Ausdehnung der Produktion tritt die Intensitätsrente hinzu als Ergebnis der steigenden Kosten. Thünen, der die Theorie von der Differentialrente selbständig behandelt, fügte noch die Rente der Lage hinzu, welche aus Vorzügen vorteilhaft gelegener Grundstücke entsteht.

In der erwachenden amerikanischen Theorie wurde Ricardos Lehre insbesondere durch Carey scharf angegriffen. Sie steht mit seinem System, wonach in der Volkswirtschaft alles harmonisch verläuft, ebenso im Gegensatz wie mit dem ähnlichen System des Franzosen Bastiat. Beide wollten beweisen, daß die Arbeit mit zunehmender Kultur fruchtbarer wird, die Produktionskosten sonach nicht steigen, sondern fallen und es deshalb keine Differentialrente geben könnte. Nicht auf die Erhöhung der Produktionskosten des Getreides, sondern auf die zunehmende Fruchtbarkeit sei die Grundrente zurückzuführen. Auch glaubte Carey, Ricardo dadurch widerlegen zu können, daß er behauptete, die Urbarmachung des Bodens verfolge die entgegengesetzte Richtung, als Ricardo behauptete. Doch liegt hierin überhaupt keine Widerlegung der Differentialrente, denn solange der Preis der Bodenprodukte für alle Produzenten gleich ist und Unterschiede in der Bodenqualität und Bebauungsintensität bestehen, tritt die Differentialrente auf. Auch die Einwände von Knies trafen nicht den Kern der Ricardoschen Grundrententheorie.

### 33. Die Verallgemeinerung des Rentenprinzips

Der Gedanke, daß die Unterschiede in den Produktionskosten infolge der Einheitlichkeit des Preises in den Verteilungsvorgang eingreifen, wurde bald weiter vertieft. Man mußte bald wahrnehmen, daß die Erzeugungskosten auch bei den gewerblichen Betrieben erhebliche Unterschiede aufweisen. Wird dies einmal erkannt, so ist der Gedanke, welchen Schöffle und Mangoldt aussprachen, nicht mehr zu unterdrücken, daß nämlich nicht nur der Grund und Boden, sondern auch die industriellen Betriebe Differentialrenten abwerfen können.

Auch Marshall, sonst ein Anhänger der Ricardoschen Grundrententheorie, muß dies anerkennen, nur sucht er den Unterschied zwischen der Grundrente und dieser industriellen Rente dadurch hervorzuheben, daß er meint, letztere sei nur vorübergehender Natur. Er nennt sie auch deshalb nur Quasirente, da sie, sobald sich der Wettbewerb dieser Verbesserungen bemächtigt und sie verallgemeinert, seiner Ansicht nach verschwinden muß. Doch an eine wirkliche Ausglei chung der Kosten ist wohl nie zu denken.



Eine Weiterführung des Grundgedankens der Differentialrente hat Marshall gegeben, indem er ihn auf den Markt der Konsumgüter anwendet. Hier ist es die Verschiedenheit der Zahlungsfähigkeit der Käufer, welche zur Rentenbildung führt, indem bei Einheitlichkeit des Preises sich für jene Käufer ein rentenartiger Gewinn ergibt, welche infolge größerer Zahlungsfähigkeit mehr für die Ware zu geben geneigt wären. Diesen Gewinn nannte Marshall die Konsumentenrente. Edgeworth und Pigou haben diese Erscheinung dann eingehender untersucht.

Noch weiter geht die amerikanische Literatur. Vor allem Clark, dann Commons und Carver versuchen das Gesetz vom abnehmenden Ertrag seines ökonomisch-technischen Wesens zu entkleiden, indem sie es auf die Ebene der Wertbildung und der Rentabilitätsrechnung zu bauen trachten. So wird dieses Gesetz mit dem Gesetze vom abnehmenden Grenznutzen verbunden, woraus dann eine Verallgemeinerung des Gesetzes vom abnehmenden Ertrage entsteht. Da die Abnahme des Ertrages hiernach eine Werterscheinung ist und sich aus dem Sinken des Grenznutzens mit vermehrter Produktenmenge ergibt, so muß es nicht nur für den Grund und Boden, sondern für alle Produktionsfaktoren gelten.<sup>1</sup> Setter meint, das Gesetz vom abnehmenden Ertrage sei überhaupt nur ein Spezialfall des Gesetzes vom abnehmenden Grenznutzen, und Commons stellt fest, daß die Wichtigkeit des Gesetzes vom abnehmenden Ertrage nicht in der Abnahme der Produktenmenge unter bestimmten Produktionsverhältnissen liege, sondern in der Abnahme des Nutzens mit der Vermehrung der Produktenmenge. Hierdurch wird das Rentenprinzip in der amerikanischen Literatur weiter verallgemeinert und zu einem allgemeinen Verteilungsprinzip ausgebaut. Das aus dem Unterschiede der Produktionskosten sich zugunsten der mit niedrigeren Kosten erzeugenden Produzenten ergebende Mehreinkommen wird als Produzentenrente (producer's surplus) bezeichnet.

Die allgemeinere Fassung des Rentenbegriffes führte auch zum Begriff der Monopolrente. Die Beobachtung der großen Monopole ihrer Heimat ließ die amerikanischen Gelehrten erkennen, daß die Monopolstellung eine solche Einschränkung der Produktion ermöglicht, welche im Monopolpreise zu einem Mehreinkommen verhilft, welches ganz das Wesen einer Rente hat.

### 34. Die absolute Grundrente

Während die Verallgemeinerung des Rentenprinzips den Gedanken der Differentialrente weiterbaut, führt insbesondere die

<sup>1</sup> Eine eingehende Auseinandersetzung mit dieser Richtung gibt Diehl im II. Bande seiner Theoretischen Nationalökonomie, S. 85—120.



sozialistische Einstellung des Problems zurück zu dem Gedanken der absoluten Rente, also zur Auffassung, daß die Grundrente eine Folge des Privateigentums ist und sonach nicht bloß als Folgeerscheinung der Unterschiede in den Produktionskosten auftritt.

So sucht vor allem Rodbertus die Quelle der Grundrente einerseits in der Fruchtbarkeit des Bodens, andererseits im Grundeigentum. Das Privateigentum setzt den Grundbesitzer in den Stand, den Arbeitern nur jenen Lohn zu gewähren, welcher zu ihrem Unterhalte nötig ist; die Fruchtbarkeit des Bodens führt aber zu einem viel höheren Ertrag. Dieser fließt den Grundbesitzern und Kapitalisten zu. Weshalb erhält aber, fragt sich Rodbertus, der Grundbesitzer, welcher ja ebenfalls Kapital bei der Produktion verwendet, mehr als dem aufgewendeten Kapitale entspricht? Die Antwort findet er darin, daß die Landwirtschaft den Materialwert, welchen sie aus dem Grund und Boden, also von der Natur bezieht, nicht zu vergüten braucht. Während also der Kapitalist einen Kapitalaufwand machen muß, da die Werkzeuge und Materialien vorgetane Arbeit enthalten, steht es beim Grundbesitzer anders. Auch er verwendet Kapital, aber nur für die Werkzeuge und Materialien, während der Boden seine Kräfte unentgeltlich zur Verfügung stellt. Der auf ihn entfallende Teil des Überschusses ist die Grundrente. Auch für Marx ist die Grundrente Mehrwert, d. h. unbezahlte Arbeit.

Gelangen so die Sozialisten auf Grund der Arbeitswerttheorie, sowie der Ausbeutungstheorie dazu, die Grundrente als absolute Rente, und zwar als Besitzrente zu betrachten, so führt auch die Entwicklung der bürgerlichen Nationalökonomie bald in diese Bahn. Es wird immer klarer erkannt, daß die Sozialisten den Einfluß des Privateigentums auf die Einkommenverteilung mit Recht betonen, und daß die naturrechtliche Betrachtungsweise der volkswirtschaftlichen Vorgänge bezüglich der Einkommenverteilung am meisten versagt. Hauptsächlich A. Wagners Verdienst muß diesbezüglich hervorgehoben werden, aber auch die historische Schule hat viel zu dieser Erkenntnis beigetragen. So tritt die Rolle jenes Umstandes immer schärfer hervor, daß auch der Grund und Boden in beschränkter Menge vorhanden ist und daß dieser Umstand in Verbindung mit dem Privateigentum dazu genügt, um auch abgesehen von der Verschiedenheit der Bodenqualitäten eine Grundrente entstehen zu lassen, welche sonach als Besitzrente erscheint. Schumpeter, Cassel und Amonn stimmen darin ziemlich überein, daß die Selten-



heit des Bodens die Grundrente entstehen läßt, und so neben der Differenzialrente, deren Erscheinung mit dieser Auffassung keineswegs im Gegensatz steht, es auch eine absolute Grundrente gibt. Die Grundrente ist eben der Preis für die Überlassung von Bodennutzungen, wobei, wie Schumpeter und Wicksteed betonen, darin nichts Besonderes liegt, daß die Nutzungen von Böden besserer Qualität einen höheren Preis erzielen.

Obzwar noch Marshall sich anstrenzte, die Ricardosche Grundrententheorie zu retten, hat sie doch auch in England, z. B. in Wicksteed entschiedene Gegner. Natürlich wird hierdurch das Wesen der Differenzialrente als Preiserscheinung nicht berührt, nur wird das Wesen der Grundrente als aus der Seltenheit des Bodens fließende Besitzrente gefaßt. In Deutschland hält Diehl an der Ricardoschen Rententheorie fest.

Über die Grundrente vgl. Thünen: Der isolierte Staat. Sammlung sozialwissensch. Meister, Bd. 13, 2. Aufl. Jena 1921. — Ricardo: Grundsätze der Volkswirtschaftslehre. In derselben Sammlung 5. Bd., 3. Aufl. Jena 1923. — Rodbertus: Soziale Briefe an v. Kirchmann. Berlin 1851. — Schäffle: Die nationalökonomische Theorie der abschließenden Absatzverhältnisse. Tübingen 1867. — Wiedineck-Südenhorst: Kritische Beiträge zur Grundrentenlehre. Zeitschr. f. d. ges. Staatswissenschaft, Bd. 67. — Oppenheimer: Ricardos Grundrententheorie und die Marxsche Lehre von der absoluten Grundrente. Arch. f. Geschichte des Sozialismus. 1911. — Wieser: Die Theorie der städtischen Grundrente in: Wieser: Gesammelte Abhandlungen. Herausg. v. Hanek. Tübingen 1929. — G. Otte: Das Differentialeinkommen im Lichte der neueren Forschung. Berlin 1930.

Zur Geschichte der Lehre: Berens: Versuch einer kritischen Dogmengeschichte der Grundrente. Leipzig 1868. — Inama-Sternegg: Theorie des Grundbesitzes und der Grundrente in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts. Schmoller-Festgabe, Bd. I. Leipzig 1908.

## C. Der Kapitalzins und der Unternehmergewinn

### 35. Das Problem

Die klassische Lehre entstand in jener Zeit, in welcher die industrielle Produktion durch die Verwendung von Kapital umgestaltet wurde. So gelangt neben der Arbeit die Kapitalverwendung in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung. Es wird erkannt, daß neben der Arbeit auch diese Kapitalverwendung ihren Anspruch bei Verteilung des Ertrages der Produktion stellt. So wendet sich das Interesse der Klassiker vorzüglich jenem Einkommen zu, welches dem Unternehmer auf Grund der Verwendung des Kapitals in der Produk-



tion zufällt. Sie bezeichnen dieses Einkommen als Kapitalgewinn (Profit).

Zweifellos ist hiermit auch das Zinsproblem erfaßt. Jedoch nur in seiner unmittelbaren Beziehung zur Produktion. Es handelt sich hier nämlich um den ursprünglichen Zins, um jenen Ertragszuwachs, welcher in der Produktion der Kapitalverwendung zuzuschreiben ist und welcher es dem Unternehmer ermöglicht, für die Kapitalleihe einen Preis zu bezahlen. Dieser ursprüngliche Zins, welcher sich im Gewinne der Unternehmer vorfindet, verbleibt jedoch nur insofern dem Unternehmer, als er mit Eigenkapital arbeitet. Sobald er Leihkapital verwendet, hat er für dieses dem Kapitalisten eine Vergütung zu zahlen. Erst diese Vergütung, also nur ein Teil des Kapitalgewinnes ist der wirkliche Leihzins.

Hiermit spaltet sich jedoch das ursprünglich einheitliche Problem des Gewinnes in zwei Teile. Es entsteht einerseits das Problem des Leihzinses, andererseits jenes des Unternehmergewinnes. Beide sind Probleme der Kapitalverwendung; während jedoch der Leihzins mit dem Wesen der Kreditwirtschaft zusammenhängt, wurzelt das Problem des Unternehmergewinnes mehr in der Organisation der kapitalistischen Produktion sowie in der kapitalistischen Marktorganisation.

### 36. Der Kapitalgewinn als Residualeinkommen

Schon Smith sagt am Anfang seiner Ausführungen über die Einkommenverteilung, daß der Wertzuwachs, welchen die Produktion ergibt, sich in zwei Einkommen spaltet: in den Lohn und in den Gewinn. Hierzu läßt er auf Grund des Privateigentums am Boden noch in gewissen Fällen die Grundrente treten. Indem Ricardo dann letztere durch seine Rententheorie als Preiselement ausschaltet, gelangt er zu einer Verteilungslehre, in welcher der Kapitalgewinn sich als reines Residualeinkommen darbietet. Der Profit ist nämlich, nachdem der Arbeitslohn sich durch die Unterhaltskosten der Arbeiter bestimmt, jener Teil des Ertrages, welcher nach Abzug des Arbeitslohnes dem Unternehmer verbleibt.

Wie sehr diese Auffassungsweise dem Grundgedanken der Klassiker entspricht, geht hauptsächlich daraus hervor, daß Smith wie Ricardo stets auf die Behauptung zurückkehren, daß Lohn und Profit sich in entgegengesetzter Richtung bewegen, daß also der Profit desto niedriger ist, je höher die Löhne steigen und umgekehrt.<sup>1</sup> Da der Preis

<sup>1</sup> Mac Cullloch macht in dieser Beziehung Einschränkungen für dynamische Zustände der Volkswirtschaft (Steigerung der Produktion).



allein durch die Produktionskosten beherrscht wird, meint Ricardo, daß ein Wachsen des Gewinnes ein Sinken des Lohnes zur Folge haben muß und umgekehrt, wogegen mit abnehmender Produktivität der Landwirtschaft immer mehr vom Preise an die Landwirte als Grundrente abzugeben ist, da die Erzeugung der für die Arbeiter nötigen Lebensmittel an der Grenze der Produktion stets mehr Arbeit erfordert, welche im Preise der landwirtschaftlichen Produkte, die zugleich den Löwenanteil der Lebenskosten der Arbeiter ausmachen, zu vergüten ist. Mit der Zunahme der Bevölkerung wird die Lebenshaltung der Arbeiter verteuert, was in Form der Grundrente den unter vorteilhafteren Bedingungen produzierenden Landwirten zugute kommt. Die hierdurch verursachte Steigerung der Preise kann also zu keiner Erhöhung des Profits führen, weil die Unternehmer die Preissteigerung mit höheren Nominallöhnen bezahlen müssen, und so hierdurch nichts gewinnen.

Schon J. St. Mill macht gelegentlich die Bemerkung, daß die Quelle des Profits darin zu suchen sei, daß die Arbeiter mehr erzeugen als zu ihrer Lebenshaltung nötig ist. Die Lebensdauer vieler Verbrauchsgüter — meint er — sei eine längere, als die zu ihrer Erzeugung benötigte Arbeit, und hierin liege eigentlich der Grund des Profits. Nach solchen Anklängen war nicht mehr viel dazu nötig, um im Kapitalgewinn eine direkte Beraubung der Arbeiter zu erblicken. Die Residualtheorie des Profits verwandelt sich hierdurch zur Ausbeutungstheorie. Der Grundgedanke der Klassiker, der Profit sei eine Verkehrserscheinung, also eine Folge der Preisgesetze, wird hierbei vollkommen beibehalten. Nur wird der Unterschied zwischen den Ankaufskosten der Arbeit und den Verkaufskosten der Produkte hervorgekehrt.

Der Kapitalist bezahlt — meint Marx — die Arbeitskraft zu ihrem Werte, d. h. nach jener Arbeitszeit, die nötig ist, um die Arbeitskraft zu erhalten, andererseits verkauft er aber die erzeugten Produkte zum Preise der in ihnen enthaltenen Arbeit. Deshalb könne auch, meint Rodbertus, der Arbeiter sich die Zunahme der Produktivität nicht zu Nutzen machen. Er erhält nach wie vor nur den Lohn, der dazu ausreicht, seinen notdürftigsten Unterhalt zu bestreiten. So gelangt Rodbertus zu dem Satze der abnehmenden Lohnquote.

Die Erklärung der Klassiker, sowie der Sozialisten stützt sich also darauf, daß der Gewinn im Preise enthalten sein muß. Ist er aber ein Bestandteil der Produktionskosten? Smith, Say und J. St. Mill nehmen dies an, obzwar letzterer schon einen überdurchschnittlichen Profit kennt, welcher zwar im Preise natürlich enthalten ist, jedoch keinen eigentlichen Kostenbestandteil bildet. Torrens will den Gewinn überhaupt nicht als Kostenbestandteil gelten lassen, sondern erblickt in ihm einen Überschuß über die Kosten. Die reine Arbeitswerttheorie, wie sie durch James Mill und Mac Culloch ausgebildet wurde, zählt hinwiederum den Gewinn entschieden zu den Produktionskosten, da er das Entgelt für die vorgetane Arbeit darstellt. Nicht so einfach ist die Sache beim Meister



selbst, bei Ricardo zu entscheiden. Wohl enthält der Preis auch seiner Ansicht nach den Gewinn, doch ist dieser nur insofern Kostenelement, als er Ersatz für das aufgewendete Kapital bietet, sonst ist er ein Residuum, welches vom Preis und von der Lohnhöhe abhängt. Ganz entschieden kein Bestandteil der Kosten, sondern „Mehrwert“, also ein die Kosten übersteigender Wert ist der Profit für Marx. Im Kostpreis ist nur  $c + v$ , also konstantes und variables Kapital enthalten, der Produktionspreis hingegen enthält schon den Gewinn, also den Überschuß gleich der Durchschnittsprofitrate.

### 37. Die Ausgleichung der Profitrate

Die klassische Lehre und der Sozialismus berühren sich in ihrer Profittheorie nicht nur in der Auffassung des Gewinnes als Restgröße, sondern auch in ihrer Ansicht über die Tendenz der Gestaltung des Profits. Smith und Ricardo stimmen darin überein, daß der Profit eine sinkende Tendenz zeigen müsse. Smith findet die Ursache hierfür in der Zunahme der Kapitalansammlung, während Ricardo auf den von ihm behaupteten allgemeinen Zusammenhang der Einkommenverteilung zurückgreift, wonach die Kosten der Lebenshaltung den Mittelpunkt der Verteilung bilden, weil sie die Lohnhöhe bestimmen. Wachsen die Lebenskosten, und dies muß stattfinden, sobald die Bevölkerung zunimmt, da schlechterer Boden in Bebauung genommen werden muß, dessen Produktionskosten höher sind, so muß die Grundrente steigen, wodurch auch der Nominallohn gehoben wird. Es entfällt also vom Preise mehr auf den Arbeitslohn, und demnach bleibt weniger für den Profit übrig. Der Satz von der fallenden Profitrate ist auch ein wesentlicher Bestandteil der Lehre von Marx. Seiner Ansicht nach liegt eben hier der Grund dafür, daß sich die kapitalistische Produktion ad absurdum führen müsse, denn die Kapitalisten werden durch das Sinken der Profitrate dazu getrieben, die Produktion immer auf breitere Grundlagen zu stellen, wodurch sie der Tendenz in die Arme arbeiten, daß der Kapitalismus sich selbst aufheben müsse.

Wie Smith und Ricardo trotz der verschiedenen Begründung unter sich und auch mit Marx bezüglich der sinkenden Tendenz der Profitrate einig sind, so sind sie es auch darin, daß es einen einheitlichen Kapitalgewinn, eine Durchschnittsprofitrate gibt. Auch die Begründung ist, trotz der verschiedenen Schattierungen, dieselbe und der klassischen Lehre durchaus geläufig. Die Vereinheitlichung des Kapitalgewinnes wird nämlich auf die Wirkung der Konkurrenz zurückgeführt. Die Voraussetzung, von welcher hierbei



ausgegangen wird, ist die Beweglichkeit der Produktionsfaktoren, insbesondere des Kapitals. Zeigt sich nämlich in einem Produktionszweig eine besondere Gewinnmöglichkeit, so wird hierdurch das Kapital angezogen, und mit der Zeit muß der überdurchschnittliche Gewinn verschwinden.

Auch Marx leitet die Ausglei chung der Profitrate aus dem Wettbewerb ab. Gemäß seiner Arbeitswertlehre müßten Kapitalien von verschiedener organischer Zusammensetzung einen verschiedenen Profit abwerfen, da ja nur das variable, für lebendige Arbeit verausgabte Kapital Mehrwert erzeugt. Aber im Kostpreis, welcher sich nach dem Geldwerte des aufgewendeten Kapitals richtet, entfällt der Unterschied der organischen Zusammensetzung des Kapitals für den Unternehmer (für den Kapitalisten laut der Terminologie *Margens*), denn „Ihm kostet eine Ware, zu deren Produktion er 100 £ auslegen muß, gleich viel, ob das Verhältnis von konstantem zum variablen Kapital 90:10 oder 10:90 ist“ (Kapital III. 1., 3. Aufl. Hamburg 1911. S. 132). „Diese Gleichheit der Kostpreise bildet die Basis der Konkurrenz der Kapitalanlagen, wodurch der Durchschnittsprofit hergestellt wird“ (daselbst).

Natürlich darf der Satz von der Ausglei chung der Profitrate nicht so verstanden werden, als ob Ertragewinne oder vorübergehende Unterschiede im Gewinne der Unternehmungen als eine Unmöglichkeit hingestellt werden würden. Sie werden vielmehr sowohl von *Smith* als von *Ricardo* zugegeben. Nur für die Dauer wird ihre Möglichkeit mit der oben gegebenen Begründung geleugnet.

Im engsten Zusammenhange mit der Lehre vom freien Wettbewerb wurde der Satz von der Ausglei chung der Profitrate von den Nachfolgern der klassischen Schule übernommen. Doch wird bald erkannt, daß erhebliche Hindernisse dieser Ausglei chung im Wege stehen. Besonders zu erwähnen sind die Untersuchungen von *Hermann*, der allem, was mit der Bewegung des Kapitals zusammenhängt, besondere Aufmerksamkeit schenkt. Er beachtet insbesondere die Hindernisse, welche das stehende Kapital der Ausglei chung der Profitrate in den Weg legt. Diese sieht auch *Schäffle*, doch hält auch er dem Wesen nach an dem Satze von der Ausglei chung des Gewinnes fest. Auch bei neuesten Schriftstellern, so vor allem bei *Böhm-Bawerk*, finden wir immer noch einen ähnlichen Standpunkt.

Der Satz von der Ausglei chung der Profitrate beruht einerseits auf der Überschätzung der Wirkung des Wettbewerbes, anderseits auf einer zu starken Anlehnung des Begriffes vom Unternehmergewinn an jenen des Kapitalzinses. Beide waren wichtige Bestandteile der klassischen Theorie, und so ist ihr Standpunkt in dieser Hinsicht verständlich. Je mehr man jedoch die Hindernisse des Wettbewerbes kennenlernte und den Unternehmergewinn als selbständige Einkommenskategorie erkannte, desto mehr mußte sich auch der diesbezügliche Satz der Klassiker abschwächen. Schon bei *Pierstorff*



ist dies bemerkbar. Vollends, als man erkannte, welche Rolle das persönliche Moment in der Unternehmung spielt, mußte man den Satz, wie es z. B. Diehl und Amonn klipp und klar tun, fallen lassen.

Im sozialistischen Lager selbst erstand dem Satze von der Ausgleichung der Profitrate vor allem in Tugan-Baranowski ein entschiedener Gegner. Er bestritt den Satz von Marg, wonach die sogenannte ursprüngliche, also bezüglich der einzelnen Betriebe entstehende Profitrate wegen der Verschiedenheit der Zusammensetzung des Kapitals eine verschiedene sei. Vielmehr stellt er sich auf den Standpunkt, daß diese Zusammensetzung auf die Höhe des Profites gleichgültig ist und so auch für die gesellschaftliche Ausgleichung kein Raum vorhanden sei, denn nicht die Arbeitskosten, sondern die kapitalistischen Produktionskosten bilden die Grundlage für die Entstehung des Profites. Ebenso wendet er sich gegen das Gesetz von der fallenden Profitrate. Im Gegenteil meint Tugan-Baranowski, die Tendenz der Profitrate müsse eine steigende sein, da das Mehrprodukt, über welches die Gesellschaft verfügt, sich vermehrt. Allerdings erkennt er auch die Hemmnisse der steigenden Tendenz, welche aber dem Wesen der Sache keinen Abbruch tun.

### 38. Die Trennung von Unternehmergewinn und Kapitalzins

Der Begriff des Kapitalgewinnes umfaßt jenen Teil des Preises, welcher nach Abzug des Arbeitslohnes verbleibt. Er ist seinem Wesen nach ein Residualeinkommen, wie dies seit Ricardo klar erkannt wurde. Daß dieses Residuum zwei wesentlich verschiedene Elemente enthält, indem es für die Zinsen des geborgten Kapitals aufkommen muß und außerdem noch etwas für den Unternehmer selbst abwerfen kann, wurde zwar nicht verkannt, aber in den weiteren Ausführungen übergangen. Das Interesse dieser Zeit heftete sich eben an die aktive Rolle des Unternehmers, in dessen Händen das Ergebnis der Produktion entsteht.

Je mehr aber die Verwendung fremden Kapitals platzgriff und je näher man das Problem des Kapitalgewinnes untersuchte, desto klarer mußte es werden, daß hinter ihm sich zwei wesensverschiedene Einkommen verbergen: der Zins als Rentnereinkommen und der eigentliche Unternehmergewinn als arteigenes Einkommen des Unternehmers, als Ergebnis seiner arteigenen Leistung. Die klare Herausarbeitung dieses Sachverhaltes verdankt unsere Wissenschaft Sr. R. Hermann, J. B. Say und S. A. Walker.

Hermann hat (1832) zuerst die Tragweite der Tatsache klar erfaßt, daß viele Unternehmer mit Leihkapital arbeiten, dies aber nur tun können, wenn aus dem Unterschiede zwischen Produktionskosten



und Produktionserlös etwas übrigbleibt. Seine Nutzungstheorie des Kapitalzinses führt ihn zu der Erkenntnis, daß der Unternehmer nur dann fremde Kapitalnutzungen erwerben wird, wenn auch für ihn hieraus ein Vorteil erwächst. Er wird also für das geliehene Kapital nur so viel zu zahlen geneigt sein, daß aus der Nutzung desselben auch für ihn als Gewinn etwas abfällt. So teilt sich die Leistung der Kapitalnutzung in zwei Teile: den Kapitalzins, welcher dem Kapitalisten ausgezahlt wird, und in den Unternehmergewinn, welcher dem Unternehmer verbleibt.

Wilbrandt hat wohl recht, wenn er meint, daß im kapitalarmen Deutschland, wo im Gegensatz zum reichen England damals das Zins-einkommen noch unbedeutend war, der Unternehmervergewinn schon deshalb als Ergebnis der Unternehmertätigkeit die Aufmerksamkeit auf sich lenken mußte. (Vgl. seinen Beitrag zur Schmoller-Festschrift 1908. Bd. I, VIII, S. 23—24.) Im übrigen sagt schon Smith im VI. Kap. des I. Buches: Das Einkommen „derived from stock, by the person who manages or employs it, is called profit. That derived from it by the person who does not employ it himself but lends it to another, is called the interest.“ Man beachte auch Raus Unterscheidung von natürlicher und ausbedungener Kapitalrente (Vgl. Lehrbuch 7. Aufl. [1863.] s. 279.)

Say gelangt durch seine klare Abgrenzung des ausbedungenen Einkommens vom Unternehmereinkommen zur Unterscheidung von Gewinn und Zins. (Vgl. Cours complet. 2. Aufl. Paris 1840. S. 26—28.) F. A. Walker wird auch durch die Würdigung der aktiven Rolle des Unternehmers dazu geführt, zwischen dem Gewinn desselben und dem Zins des Kapitalisten, der ohne selbst das Kapital zu verwerten, dasselbe ausleiht, zu unterscheiden.

### 39. Der Gewinn als Globaleinkommen

Die Unterscheidung vom Gewinn und Zins enthält an sich noch keine wirkliche Profittheorie. Die größte Schwierigkeit für eine solche liegt darin, daß der Gewinn den Zins aus der Verwendung des eigenen Kapitals in sich birgt. Einen bequemen Ausweg bot nur die Residualtheorie, indem sie alles zum Profit rechnet, was nicht Arbeitslohn ist. Sie zeigt den Gewinn als Globaleinkommen, welches als eine Zusammensetzung aus verschiedenen Elementen erscheint. Die Untersuchung dieser Elemente hat schon Malthus, McCulloch und J. St. Mill beschäftigt. Als Bestandteile des Unternehmervergewinnes werden die Leistung des Unternehmers (schon von Say), dann die Kapitalverwendung (schon bei Smith), sodann die Verlustgefahr (Risiko) schon bei J. St. Mill erkannt, wozu sich später (besonders bei Schäßle) die Erkenntnis



gestellt, daß der Gewinn auch rentenartige Bestandteile enthalten kann.

Die verschiedene Wertung dieser Elemente des Gewinnes führt dann dazu, den Gewinn als Unternehmerlohn, d. h. als Entgelt für die Leistung des Unternehmens (wages of superintendence) als Kapitalprofit, oder nach ideeller Abtrennung der übrigen Elemente als Entgelt für das Wagen aufzufassen. Immer wird daran festgehalten, daß der Gewinn ein Konglomerat von verschiedenen Bestandteilen ist, von denen der eine oder der andere als besonders wichtig hervorgehoben wird.

Auf welches dieser Elemente das Gewicht zu legen sei, diesbezüglich schwankte die Theorie lange. Smith hat den Zusammenhang des Gewinnes mit der Größe des verwendeten Kapitals betont. Sa y rückt die Leistung des Unternehmers stark in den Vordergrund, und trotzdem schon Smith darauf hinwies, daß sich der Profit nicht nach der aufgewendeten Arbeit des Unternehmers richtet (I. T. VI. Kap.), stand lange Zeit die Lehre vom Unternehmerlohn im Vordergrund. Auch M a n g o l d t, dessen Untersuchungen über den Gewinn zu den besten Leistungen auf diesem Gebiete gehören, sagt: „Der Unternehmergewinn ist... der Preis, welchen das Publikum für die Dienste zahlt, die ihm der Unternehmer leistet.“ Allerdings vertritt er in seinem posthumen Werke (Volkswirtschaftslehre, Stuttgart 1868) einen anderen Standpunkt, auf den wir noch kurz zurückkommen. Als Preis für das Wagen (Risikoprämie) faßt A d o l f W e b e r auch heute noch den Gewinn auf. D a v e n p o r t spricht sogar vom Profit „as a form of wages“ und meint, die Unternehmerarbeit „is the labor of the risk taker.“ (The Economics of Enterprise New York 1913. S. 404.)

Daß rentenartige Elemente im Gewinn enthalten sein können, wird allgemein anerkannt. Die Profittheorie unmittelbar auf die Rententheorie aufzubauen hat S. A. W a l k e r unternommen. Da die Preise die Kosten des Grenzproduzenten decken müssen, alle übrigen Produzenten hingegen unter vorteilhafteren Bedingungen arbeiten, verbleibt ihnen — meint W a l k e r — ein Überschuß über ihre Kosten, während die Grenzproduzenten als „no-profit employers“ keinen eigentlichen Gewinn beziehen und nur jenes Residuum erhalten, welches durch ihre Arbeit und als Verzinsung ihres Eigenkapitals entsteht. Einen ähnlichen Standpunkt vertritt auch C a r v e r, indem er darauf hinweist, daß der Unternehmer die Produktionsfaktoren nach ihrer Grenzproduktivität entlohnt und hieraus einen Gewinn zieht. Auch M a r s h a l l erklärt, allerdings nur gewisse Gewinne, auf ähnlicher Grundlage. Er führt hierzu den Begriff der Quasirente ein. (Vgl. oben S. 73.)

Einen Fortschritt gegenüber der einfachen Residualtheorie brachten diese Erklärungen insofern, als sie die Reichhaltigkeit jener Quellen nachwiesen, aus welchen ein Gewinn entstehen kann. Doch sind in den meisten hierher gehörenden Theorien Kostenelemente und Reingewinn bedenklich vermischt. So sind Unternehmerlohn, Zins



aus eigenem Gewinn und Risikoprämie als Kostenbestandteile zu betrachten. Wie ein Überschuß über diese Posten hinaus entstehen kann, ist auf der bisher erwähnten Grundlage nur aus dem Rentenprinzip oder auf Grund der Ausbeutungstheorie zu erklären.

Es ist nicht zu bestreiten, daß der übliche Gewinn von kleinen und typischen Unternehmungen tatsächlich einen anderen Charakter trägt, als die Profite der großen bahnbrechenden Unternehmungen. Für erstere dürfte Mangoldt das Richtige getroffen haben, indem er darauf hinwies, daß die Vorteile der Selbständigkeit und der angeseheneren Stellung dazu genügen, um Leute dazu zu bewegen, als Unternehmer aufzutreten, wenn sie auch keine großen Gewinne erzielen.

Eine große theoretische Ungenauigkeit, ja ein direkter Verstoß gegen die Klarheit der Grundbegriffe liegt darin, wenn man den Gewinn als Preis, — sei es als Preis der Arbeit oder des Wagens, — auffaßt. Einen Preis hat nur, was einen Markt hat, und die Unternehmertätigkeit hat als solche keinen Markt. Sie wird — wenn wir vom Gehalt der Direktoren absehen — nicht nachgefragt und angeboten, und deshalb kann sich auch der Gewinn nicht nach den einfachen Preisregeln bilden.

#### 40. Die dynamische Theorie des Unternehmergewinnes

Die größte Schwierigkeit für die Erklärung des Unternehmergewinnes liegt in der Theorie des wirtschaftlichen Gleichgewichtes. Ob wir uns das Gleichgewicht auf Grund der klassischen Preisgesetze oder auf jener der Grenznutzenlehre vorstellen, bleibt sich hierbei gleich. Der Wettbewerb schwemmt — von Monopolverhältnissen abgesehen — alles weg, was reiner Überschuß wäre, und so bleibt im Zustande des statischen Gleichgewichtes kein Raum für einen Gewinn. Walras hat zuerst diese Konsequenz aus der Lehre des marktlichen Gleichgewichtes gezogen, und Pantaleoni, sowie die Anhänger der mathematischen Schule sind ihm auf diesem Wege gefolgt. Wenn die Klassiker noch nicht diesen Schluß aus ihrer Lehre gezogen haben, so ist dies ihrem Hange zur Arbeitswerttheorie zu verdanken.

Aus dieser Schwierigkeit gibt es nur einen Ausweg, welcher den Gewinn als Allgemeinerscheinung auch innerhalb des statischen Gleichgewichtes erklären kann. Es ist der von Clark beschrittene Weg, den Gewinn als Ergebnis der ungenauen Funktionierung des Preismechanismus zuzuschreiben. Diese Erklärung nennt man die Friktionstheorie, weil sie den Gewinn aus Ungenauigkeiten und Reibungen des Marktmechanismus erklärt. Diese Erklärung hat nicht wenig für sich, da der Unternehmer die zwei Märkte, den Markt der Produktionsgüter und der Konsumgüter trennt und



zwischen ihnen steht, sonach aus Unstimmigkeiten zwischen beiden Gewinn ziehen kann.

Für die dynamische Volkswirtschaft entfallen die Schwierigkeiten, welche das statische Gleichgewicht der Entstehung von Gewinnen in den Weg legt. Jene Kräfte, welche in der statischen Volkswirtschaft durch Gleichsetzung des Preises mit den Produktionskosten der Gewinnbildung im Wege stehen, und höchstens dadurch Gewinne entstehen lassen, daß sie unvollkommen wirken, legen der Entstehung von Gewinnen keine Hindernisse mehr in den Weg, sobald eine Entwicklungsphase der Volkswirtschaft einsetzt, denn die neuen Produktionsmethoden sind im Zeitpunkte ihres Aufkommens der Konkurrenz noch nicht zugänglich. Hier liege, meint schon Clark, die eigentliche Quelle größerer Unternehmergewinne. So entstand die heute stark verbreitete dynamische Theorie des Unternehmergewinnes.

In die deutsche Literatur ist dieser Gedanke von Schumpeter eingeführt worden.<sup>1</sup> Er sucht nachzuweisen, daß, solange sich kein wirtschaftlicher Fortschritt vollzieht, die Preise der Produktionsmittel in der kapitalistischen Wirtschaft sich so stellen müssen, daß sie den Preis erschöpfen, und der Unternehmergewinn kann nur dadurch entstehen, daß der Übergang von einem statischen Zustande, in welchem es keine Wertüberschüsse gibt, zu einem neuen statischen Zustande, in welchem wiederum keine solchen Wertüberschüsse bestehen können, nicht ohne Hilfe des Unternehmers vor sich gehen kann. Der Unternehmergewinn entsteht also nur dadurch, daß die Volkswirtschaft nie rein statisch ist, sondern immer dynamische Kräfte sich entfalten läßt, deren Träger eben der Unternehmer ist. Die englisch-amerikanische Literatur konnte hier an Walker anknüpfen, der ja eigentlich eine ähnliche Ansicht entwickelt hat, bloß ohne den Unterschied zwischen stationärer und fortschreitender Volkswirtschaft zu machen. Deshalb mußte er sich bei Ableitung des Profits ausschließlich auf das Rentenprinzip stützen. Schon Seager erklärt den Gewinn, zwar noch etwas zaghaft, als Ergebnis des wirtschaftlichen Fortschrittes. Die Vertiefung dieses Gedankens hat vor allem Hobson durchgeführt. Die Stärke des Unternehmers, meint Hobson, liege in den Gebieten fortschreitender Industrien.<sup>2</sup> Sie sind die eigentliche Quelle der Gewinne, und der Profit ist der Preis des wirtschaftlichen Fortschrittes. Der rentenartige Charakter der Gewinne wird auch durch diese Erklärung anerkannt.

Pierstorff: Die Lehre vom Unternehmergewinn. Wien 1884. — Brentano: Der Unternehmer. Berlin 1907. — S. A. Walker, The source of business profits. New York 1887. — Eckert: Unternehmer-einkommen in der Festgabe für Schmoller. Bd. I. Leipzig 1908. — G. Brieß: Untersuchung zur klassischen Nationalökonomie mit bes. Berücksichtigung des Problems der Durchschnittsprofitrate. Jena 1915. —

<sup>1</sup> Vgl. seine Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. München 1912.

<sup>2</sup> Vgl. Hobson: The industrial system, New York 1909.



R. Hilferding: Böhm-Bawerks Marg-Kritik. Wien 1904. — Schumpeter: Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. 3. Aufl. München 1931.

#### 41. Die Produktivität als Grundlage der Zinstheorie

Das eigentliche Zinsproblem, nach dem der Zins als Einkommen aus der Kapitalleihe in seiner Reinheit erfaßt wird, lautet folgendermaßen: Weshalb wird für die Überlassung von Kapital ein Preis in der Form des Zinses gezahlt?

Daß hierin ein Problem liegt, welches mit der Kapitalverwendung, also mit dem ursprünglichen Zinse, welcher in der Produktion entsteht, zusammenhängt, ist von Anfang an klar. Auch die Theorie Turgots, welche als Fruchtifikationstheorie bezeichnet wird, enthält schon diesen Gedanken, indem sie den Zins aus der Möglichkeit ableitet, das Kapital in Grund und Boden anzulegen und hieraus folgert, daß es sich nur dann anderen Verwendungen zur Verfügung stellt, wenn es auch dort ein Einkommen erzielen kann.

In der Theorie Turgots äußert sich die Einseitigkeit des Physiokratismus. Nachdem die klassische Lehre diese überwunden hat, mußte auch die Erklärung des Zinses auf einer anderen Grundlage gesucht werden. Am nächsten lag hier der Produktivitätsgedanke, welcher ja verborgen auch hinter der Fruchtifikationstheorie steckt. Nur mußte er dem neuen Produktivitätsbegriff entsprechend umgemodelt werden. Dies ist auch schon bei Lauderdale der Fall, der die Fruchtbarkeit des Kapitals als Arbeitersparnis oder sonstige Arbeitsleistung zu erweisen sucht.

Die Ursache des Zinses sieht Lauderdale darin, daß das Kapital, ob es zum Bau oder zur Anschaffung von Maschinen dient oder als Vorschuß für Rohmaterialien, für Lohnkosten, für Intensivierung der Landwirtschaft, oder aber zur Aufrechterhaltung der Zirkulation verwendet wird, stets Arbeit erspart oder solche Arbeit leistet, welche sonst überhaupt nicht geleistet werden könnte.

So entstand die Produktivitätstheorie des Zinses. Böhm-Bawerk unterscheidet die naive und die motivierte Produktivitätstheorie, indem er Say und seine Gefolgschaft in die erste, Lauderdale, Malthus, Thünen und noch einige Schriftsteller in die zweite Kategorie einreißt, da sie sich nicht mehr mit einem einfachen Hinweis auf die Produktivität des Kapitals begnügen, sondern wie wir bei Lauderdale sahen, sie auch zu begründen suchen.

Schon Say spricht von den produktiven Diensten des Kapitals, welche verliehen werden und so eine gewisse Selbständigkeit erlangen. Hermann hat dann diesen Gedanken weiterentwickelt, in-



dem er zu beweifen trachtet, daß die Nutzung von dauerbaren Gütern, aber auch von Gütern, welche zwar ihre Form während des Gebrauches ändern, ihren Tauschwert weiterbehalten, ſich zu verſelbſtändigen fähig iſt und leitet dann den Zins daraus ab, daß die Überlaſſung von ſolchen Nutzungen vergütet werden muß. So entſtand die Nutzungstheorie des Zinſes, welcher ſich Mangoldt, Schäffle und Knies anſchloſſen. Sie wird durch Menger vervollſtändigt, indem er die Nutzungen als Verfügung über in beſchränkter Menge vorhandene Güter auffaßt, welche für eine beſtimmte Zeit überlaſſen werden. Hierdurch fügt Menger dem Nutzungsbegriff das höchſt wichtige Moment der Zeitdauer hinzu.

#### 42. Enthaltſamkeit und Zeitmoment

Die Entwicklung der Zinſtheorie wurde ſtark durch zwei Momente beeinflusst. Einerſeits durch die Bemühungen, den Begriff der Produktionskoſten zu erklären, andererseits durch die ſozialiſtiſchen Angriffe, welche auf die Arbeitswerttheorie geſtützt den Gewinn — und mit ihm auch den Zins — als Beraubung der Arbeiter hinſtellten. In beiden Richtungen mußte der Gedanke Seniors, welcher dem Arbeitsleid als Koſtenelement die Abſtinenz, die Enthaltſamkeit der Kapitaliſten zur Seite ſtellte, als eine willkommene Löſung begrüßt werden. Sie ermöglichte den Zins als Koſtenelement der Produktion zu erklären und ſie rechtfertigte zugleich den Zins als Einkommen, welchem ein der Arbeit ebenbürtiges Opfer zugrunde liegt. Hierin liegt der Grund für die Anziehungskraft der Abſtinenztheorie, welcher ſich auch James Mill, Courcelle-Seneuil und Cherbuliez anſchloſſen.

Die Abſtinenztheorie betont zunächſt das Opfermoment als Verdienſt des Kapitaliſten, um die ethiſche Berechtigung des Zinſes zu erweiſen. Indem ſpäter das in ihr von Anfang an enthaltene Zeitmoment ſtärker betont wird, gelangt jenes fruchtbare Moment zu einer großen Rolle in der Zinſtheorie, welches ſchon in der Mengerſchen Theorie hervortritt. Das Zeitmoment eignet ſich vorzüglich zur Kennzeichnung des ökonomiſchen Tatbeſtandes, welcher in der Kapitalleihe liegt, da die Beſchränktheit jener Mittel, welche als Kapital zur Verfügung ſtehen, mit dem Zeitmomente ebenſo in Verbindung ſteht als das Ergebnis der mit Hilfe des Kapitals durchgeführten Produktion. Erſteres Moment hat vor allem Mac Vane herausgearbeitet, als er an Stelle der Abſtinenz das Warten (wait-



ing) als Leistung des Kapitalisten betonte, welches im Zinse zu vergüten ist. Cassel hat dann dieser an sich negativen Leistung die Kapitaldisposition als positive Verfügung über die durch Warten entstandenen Mittel zur Seite gestellt, und zwar als selbständigen Produktionsfaktor. Hierdurch ist die Theorie des Wartens oder der Kapitaldisposition als Weiterbildung der Abstinenztheorie entstanden, wie sie auch Adolf Weber vertritt.

Mit Recht meint Adolf Weber, daß sich diese Theorie mit der Produktivitätstheorie Thünens wohl verträgt, indem sie den Gedanken der Grenzproduktivität verwerten kann. Von der Opferseite gefaßt spricht Carver von einem „marginal sacrifice of saving“. Ich würde hier nur darauf aufmerksam machen, daß sich die Theorie des Wartens und der Kapitaldisposition sehr nahe auch mit der Nutzungstheorie von Menger berührt.

Böhm-Bawerk gab sich mit diesen Erklärungen nicht zufrieden. Da der Wert der Produktionsgüter durch jenen der von ihnen erzeugten Güter bestimmt wird, bleibe hier, meint er, kein Raum für einen Wertzuwachs. Dieser müsse demnach erwiesen werden, da es auf Grund der Wertgesetze nur zu verständlich sei, weshalb die Substanz des Kapitals vergütet werde, nicht aber woraus der Zins gezahlt wird.

Die Antwort erteilt Böhm-Bawerk in seiner Agiotheorie, welche den Zins als jenen Wertzuwachs erklärt, welcher aus der Höhererschätzung gegenwärtiger Güter entsteht. „Die natürliche Wertdifferenz zwischen gegenwärtigen und zukünftigen Gütern . . . ist die Quelle, aus welcher aller Kapitalzins seinen Ursprung zieht.“<sup>1</sup> Als Gründe, welche zu der Höhererschätzung von Gegenwartsgütern führen, bezeichnet Böhm-Bawerk 1. die Verschiedenheit des Verhältnisses von Bedarf und Deckung in den verschiedenen Zeiträumen, 2. die systematische Unterschätzung zukünftiger Bedürfnisse, 3. die Mehrgiebigkeit von zeitraubenden Produktionsumwegen.

Von diesen Gründen wandte sich die Kritik hauptsächlich gegen den dritten, welchen Borkiewitz und auch Irving Fisher, der sich mit seiner theory of impatience sonst auf gemeinsamer Grundlage mit Böhm-Bawerk befindet, bestreiten. Und doch ist gerade dieser dritte Grund dem Wesen nach schon von Jevons zur Begründung des Zinses herangezogen worden (Theory of political economy). 3. ed. London 1888. S. 223—228). Sonst ist die Agiotheorie Böhm-Bawerks besonders in Amerika mit Begeisterung aufgenommen worden, so besonders von Setter und Taussig. Auch Wickseil und italienische Schriftsteller mit Ausnahme von Pantaleoni, der sich scharf gegen sie wendet, schlossen sich ihr an. Ricca Salerno und Graziani waren bestrebt, dieselbe der Wirklichkeit da-

<sup>1</sup> Dgl. Kapital und Kapitalzins. 3. Aufl. Innsbruck 1909. II. Abt. S. 486.



durch näherzubringen, daß sie die Höhererschätzung der Gegenwartsgüter nicht in absoluter, sondern mehr in relativer Weise zu deuten suchten. Sie wiesen darauf hin, daß der Kapitalist, da er mit Gegenwartsgütern versehen ist, die Zukunftsgüter in geringerem Maße unterschätzt als der Unternehmer, der zur Produktion Gegenwartsgüter benötigt. So ist nach ihrer Auffassung der verschiedene Grad der Unterschätzung der Zukunftsgüter die hauptsächlichste Triebkraft für den Tausch zwischen Gegenwartsgütern und Zukunftsgütern. Fetter hingegen überbietet Böhm-Bawerk in der Herausarbeitung des reinen Zeitwertes. In Deutschland fand die Agiotheorie wenig Anklang. Sie wird auch von Birk stark angegriffen.

Überblicken wir die Entwicklung der Zinstheorie, so heben sich zwei Momente als Grundlagen hervor. Das eine ist das Zeitmoment, welches von der reinen Produktivitätstheorie abgesehen, in jeder Theorie eine Rolle spielt, das andere der Produktivitätsgedanke. Im Zeitmomente ist einerseits das Opfermoment der Entsagung, andererseits das Überbrückungsmoment von Zeitintervallen der Produktion und die Dispositionsmacht des mit Kapital ausgerüsteten Produzenten enthalten. Schon in der Nutzungstheorie ist es zu bemerken und bei Jevons und Cassel spielt es ebenso eine Rolle wie bei Böhm-Bawerk. Auch das Produktivitätsmoment ist in der Theorie des Wartens sowie in der Agiotheorie (hier im dritten Grund Böhm-Bawerks) enthalten.

#### 43. Die dynamische Zinstheorie

Dieselbe Schwierigkeit, welche Böhm-Bawerk zu seiner Agiotheorie führte, nämlich die These der Zurechnungslehre, wonach der Wert der Produktivgüter durch jenen der aus ihnen erzeugten Konsumgüter bestimmt wird und sonach kein Raum für einen Überschuß über den Kapitalwert bleibt, führt Schumpeter zu seiner dynamischen Zinstheorie. Hiernach gibt es im statischen Gleichgewicht nur zwei Einkommenszweige: Lohn und Rente; der Zins kann deshalb seine Quelle nur in der wirtschaftlichen Entwicklung, also in der Dynamik der Wirtschaft haben. Er entsteht daraus, daß die Entwicklung der Produktionsmethoden Überschüsse hervorbringt, welche nur so lange als Wertüberschüsse bestehen können, bis sich die Verbesserungen verallgemeinern und der Bewertung der Produktionsmittel zur Grundlage dienen, womit in diesem Belange das statische Gleichgewicht wieder hergestellt ist und der Zins für diese Verwendung verschwindet.

Wenn ich eine neue Kombination für Produktionsmittel anwende, die ich z. B. um hundert Geldeinheiten gekauft habe und es hierdurch möglich wird, ein neues höherwertiges Produkt auf den Markt zu bringen, so bleibt mir ein Überschuß in der Hand, denn die Preise der Produktionsmittel wurden ja nicht mit Hinblick auf diese ergiebigere Verwendung festgesetzt, sondern bloß unter Berücksichtigung der bisherigen Verwen-



ungsarten. So wird also der Besitz dieser 100 Geldeinheiten für mich ein Mittel, mir eine höhere Summe, 120 oder 150 Geldeinheiten zu verschaffen. Das Wertagio sei also nicht, wie Böhm-Bawerk meint, einfach auf das Zeitmoment zurückzuführen, sondern auf eine Kombination des Zeitmomentes mit dem Momente der Wirtschaftsentwicklung.

Die dynamische Zinstheorie berührt sich insofern mit der Agiotheorie, als auch sie den Zins als Wertüberschuß mit Hinblick auf die Zurechnung zu erklären sucht. Sie steht der Agiotheorie insofern nach, als sie den Wertüberschuß nur als vorübergehende Erscheinung zu erklären vermag. Eine gefährliche Verwandtschaft verbindet sie mit der Quasirente von Marshall, nur mit dem Unterschiede, daß vorübergehende Konstellationen viel geeigneter sind die Rente, als den Zins zu erklären.

Eine ausführliche Geschichte der Zinstheorie bietet Böhm-Bawerk: *Kapital und Kapitalzins*. I. Abt. Geschichte der Kapitalzinstheorien. 4. Aufl. Jena 1921. — In der II. Abt. dieses Werkes wird die Agiotheorie entwickelt. Einen Überblick über die gegen sie erhobenen Einwände bietet Sivers: *Die Zinstheorie* E. von Böhm-Bawerks im Lichte der deutschen Kritik. Jena 1924. — Die dynamische Zinstheorie entwickelt Schumpeter: *Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung*. 3. Aufl. München 1931. Dasselbst ist auch die dynamische Theorie des Unternehmervergewinnes ausgeführt. — Bezüglich der Abstinenztheorie außer Senior: Carver: *The Distribution of wealth*. New York 1911, Cassel: *Theoretische Sozialökonomie*. 4. Aufl. Leipzig 1927, sowie Adolf Weber: *Allgemeine Volkswirtschaftslehre*. München und Leipzig 1928, wo die Theorie des Wartens als Zinstheorie dargelegt wird.

Außerdem über Kapitalzins: Böhm-Bawerk: *Einige strittige Fragen der Kapitalstheorie*. Wien 1900. — Hainisch: *Die Entstehung des Kapitalzinses*. Wien 1907. — Sax: *Der Kapitalzins*. Berlin 1917. — Oppenheimer: *Wert und Kapitalprofit*. 2. Aufl. Jena 1922. — Budge: *Der Kapitalprofit*. Jena 1920. — Landry: *L'intérêt du capital*. 1904. — Wicksell: *Über Kapital und Rente*. Jena 1893. — A. Mahr: *Untersuchungen zur Zinstheorie*. Jena 1929.

## D. Der Arbeitslohn

### 44. Das eherne Lohngesetz

Der Grundgedanke der klassischen Lohntheorie, wonach der Arbeitslohn sich unter dem Drucke des Wettbewerbes auf den notwendigen Lebensunterhalt der Arbeiter beschränken müsse, findet sich schon bei den Physiokraten. Gefeßt wurde er durch Ricardo, der ihn — augenscheinlich in Anlehnung an die Ausführungen von Torrens<sup>1</sup> — in sein Lehrgebäude hineingearbeitet und in dem Bevölkerungsgeße, sowie in seiner Produktionskosten-

<sup>1</sup> Diesbezügl. s. Diehls Erläuterungen zu Ricardos Grundgesetzen II. T. 2. Aufl. (1905.) S. 147—148.



theorie feste Stützen gegeben hat. Hierdurch wurde es zu einem wichtigen Bestandteil des Ricardoschen Systems und trug zum Ansehen der klassischen Theorie um so mehr bei, als es mit der damaligen Gestaltung des Lohnes in vollem Einklang stand.

Ricardo erklärt die Gestaltung des Lohnes aus den Vorgängen am Arbeitsmarkte. Wie bei den anderen Waren, so ist auch bei der Arbeit das Verhältnis von Angebot und Nachfrage für den Marktpreis entscheidend. Aber auch die Arbeit hat einen natürlichen Preis, welcher sich, ebenso wie jener der übrigen Waren, nach den Produktionskosten richtet. Worin aber bestehen dieselben? Aus jenen Nahrungsmitteln, aus jenen Bedarfsgegenständen und Annehmlichkeiten, die für den Unterhalt des Arbeiters und seiner Familie benötigt werden.

Liegt da nicht ein Zirkelschluß vor? Der Lohn soll aus den Preisen der Güter erklärt werden, während diese sich nach ihren Kosten, unter welchen die Arbeit das wesentlichste ist, richten sollen. Es wäre nicht gerecht, gegen Ricardo diesen Vorwurf zu erheben. Der Arbeiter benötigt zur Fristung seines Lebens in erster Reihe Nahrung. Hierdurch entsteht die Abhängigkeit des natürlichen Preises der Arbeit von den Lebensmittelpreisen. Nun sind nach dem Rentengesetze Ricardos für den Preis der Lebensmittel die höchsten Kosten ihrer Erzeugung entscheidend. Der Preis der Arbeit wird demnach durch jenes Opfer bestimmt, welches an der Grenze der Produktion für die Erzeugung der Lebensmittel aufgewendet werden muß. Hierdurch entsteht auch jene Parallele, welche Ricardo in der Gestaltung des Arbeitslohnes und der Grundrente feststellt, wonach mit steigender Grundrente auch der Nominallohn der Arbeiter steigen muß (Paralleltheorie). Die Konkurrenz auf der Angebotsseite, welche aus der Zunahme der Bevölkerung sich ergibt, verhindert jedoch ein paralleles Steigen des Reallohnes, also eine wirkliche Verbesserung der Lebenshaltung der Arbeiter, so daß die Grundrente in Getreide ausgedrückt steigt, während der Arbeitslohn in Getreide berechnet derselbe bleibt und nur dazu ausreicht, der Arbeiterklasse den gewohnten Lebensunterhalt zu gewährleisten. Die Lohntheorie Ricardos steht also nicht nur im vollsten Einklange mit seiner Preis- und Grundrententheorie, sondern sie steht auch ebenbürtig seiner Kostentheorie zur Seite.

Freilich behauptet Ricardo keineswegs, daß sich die Löhne den Getreidepreisen unvermittelt, also augenblicklich anpassen können. Vielmehr hat eine Erhöhung der Getreidepreise unmittelbar ein Sinken des Reallohnes zur Folge, da der Lohn vorerst zurückbleibt (Konträrtheorie). Für die Dauer ist aber nach Ricardo dieser Zustand nicht haltbar, weil der Lohn schon vor der Erhöhung der Getreidepreise nur das Lebensminimum für die Arbeiter bietet und diese Höhe wieder erreichen muß, denn ein Lebensminimum muß dem Arbeiter doch gesichert werden, wenn er sich und seine Familie erhalten soll.



Sowohl die Paralleltheorie, als auch die Konträrtheorie, welche insbesondere von Diehl tiefer begründet wurde, spielten im Kampfe zwischen Freihandel und Schutzzoll eine erhebliche Rolle. Hierüber handelt eingehend Diehl im II. Teil seiner Erläuterungen zu Ricardos Grundgesetzen.

Der Kreis jener Nahrungsmittel und jener Bedarfsgegenstände, welche der Arbeiter für seinen Unterhalt benötigt, ist keineswegs unbeweglich und unabänderlich; er wechselt zu verschiedenen Zeiten im selben Lande ebenso wie in verschiedenen Ländern zur selben Zeit. Er wird durch die Sitten und Gewohnheiten des Volkes bestimmt. Der natürliche Preis der Arbeit stellt sich aber infolge der Konkurrenz stets so, daß der Arbeiter bloß ein Minimum an Nahrungsmitteln und Bedarfsgegenständen konsumieren kann. Wenn dieses Existenzminimum auch mit der Zeit und mit fortschreitender Kultur etwas gehoben werden kann, so bedeutet es doch immer das Minimum an Lebensannehmlichkeiten auf der fraglichen Kulturstufe.

Für den Sozialismus konnte es kaum etwas Willkommeneres geben als diese Erklärung des Lohnes. Die Lohntheorie Ricardos mußte bloß rot gefärbt werden, um das beste Agitationsmittel gegen die kapitalistische Wirtschaftsordnung abzugeben. Der große Agitator Cassalle brauchte den Ansichten Ricardos über den Lohn nichts mehr beizufügen als einen klanghaften Namen. Er nennt das Gesetz, der Lohn habe die Tendenz, dem Existenzminimum der Arbeiter zuzustreben, das eherne und grausame ökonomische Gesetz, das unter der Herrschaft von Angebot und Nachfrage den Arbeitslohn mit unerbittlicher Grausamkeit bestimmt.

Auch von Cassalle wird anerkannt, daß das Existenzminimum Änderungen zugänglich ist. Aber an der Grausamkeit dieses Gesetzes ändert dies nichts, denn der durch den Lohn gesicherte Lebensstandard bleibt immer die unterste Stufe der Lebenshaltung, die unterste Stufe der Existenzmöglichkeit. Nicht auf das Absolute, sondern auf das Relative kommt es hier an. Was entbehrt der Botokude dabei, fragt Cassalle, wenn er sich keine Seife kaufen kann? Beweist dies aber, daß der europäische Arbeiter, falls er sein Reinlichkeitsbedürfnis nicht befriedigen kann, keine Entbehrung leidet?

## 45. Die Lohnsteigerungen

Indessen, die Verhältnisse änderten sich. Die Erstarrung der Gewerkschaftsbewegung führte zu bleibenden Lohnerhöhungen. Man mußte einsehen, daß die These, der Arbeitslohn könne nicht dauernd über das Existenzminimum steigen, mit den Tatsachen nicht übereinstimmt. Das eherne Lohngesetz wurde gemildert, und jener nie ganz unberücksichtigt gebliebene Satz in den Vordergrund gerückt, welcher zugibt, daß das Existenzminimum der Arbeiter, absolut be-



trachtet, steigen kann. So entstand die von Brentano, Schmoller u. a. vertretene „standard of life“-Theorie des Arbeitslohnes, welche die Abhängigkeit des Lohnes von der eingewöhnten Lebenshaltung der Arbeiter betont. Was das eherne Lohngesetz für die Sozialisten, das wurde jetzt diese Theorie des Arbeitslohnes für die Sozialpolitiker. Es wurde eine kulturelle Hebung der Arbeiterklasse durch englische und deutsche Sozialpolitiker sowie durch Vertreter des christlichen Sozialismus gefordert, um hierdurch indirekt das Lohnniveau zu beeinflussen. So wird die Lehre vom Arbeitslohn durch die Sozialpolitiker in eine gewerkvereinsfreundliche Theorie umgewandelt, da ja die Gewerkvereine Mittel zur Hebung der Lebenshaltung des Arbeiterstandes sind.

Die Sozialdemokratie selbst mußte das eherne Lohngesetz aufgeben. Dies bedeutete aber für sie keineswegs das Verlassen jener Grundlage bei der Lösung der Frage nach dem Wesen und nach der Gestaltung des Arbeitslohnes, welche Ricardo durch seine Wert- und Preislehre geschaffen hat. Die Arbeitswerttheorie in ihrer Kombination mit dem Bevölkerungsgeetze blieb auch weiterhin jene Grundlage, auf welcher die sozialistische Richtung ihre Lohntheorie aufbaut.

Auf dieser Grundlage kommt Rodbertus zu seinem Gesetz der fallenden Lohnquote. Da der Arbeiter unbegütert ist und bloß durch Verdingen seiner Arbeitskraft sich in die Volkswirtschaft eingliedern kann, da andererseits die Zahl der Arbeiter sehr groß und der Druck ihrer unbefriedigten Bedürfnisse ein noch größerer ist, so müssen sie ihre Arbeitskraft unter Bedingungen veräußern, welche ihnen nicht jenen Anteil zukommen lassen, den sie durch ihre Arbeit schaffen, sondern bloß einen viel geringeren Teil. Die zunehmende Produktivität der Volkswirtschaft kommt also nicht ihnen, sondern den Grundbesitzern und Kapitalisten zugute. Da ihr Anteil durch ihre niedere Lebenshaltung bestimmt wird, erhalten sie eine stets abnehmende Quote des mit zunehmender Produktivität der Volkswirtschaft wachsenden Nationalproduktes.

Der selbe Gedankengang liegt auch der marxistischen Doktrin zugrunde. Marx geht davon aus, der Kapitalist kaufe die Arbeitskraft zu ihrem Werte, also er bezahle für sie ihre Produktionskosten. Seine ganze Produktionsweise sei darauf aufgebaut, Waren, die mehr Arbeit enthalten als er bezahlt hat, zu erzeugen, also ein Produktionsergebnis zu zeitigen, das einen Wertteil enthält, der ihn nichts kostet und dennoch auf dem Markte realisierbar ist. Auch Marx meint, daß dies für ihn durch die rasche Zunahme der Arbeiter ermöglicht wird, aber er fügt noch einen anderen Grund hinzu, welcher das Arbeitsangebot stets steigert und auf den Lohn fortwährend in erhöhtem Maße einen Druck ausüben muß. Es ist dies die Akkumulation des Kapitals, welche das konstante Kapital, also die sachlichen Produktionsmittel, an die Stelle des variablen Kapitals, d. h. an die Stelle der menschlichen Arbeit, zu setzen bestrebt ist und hierdurch die Arbeitsnachfrage fortschreitend verringert. Hierdurch entsteht die industrielle Reservearmee, ein Heer von unbeschäft-



tigten Arbeitern, und es wird diese zu einem wesentlichen Bestandteil der kapitalistischen Produktion, als das beste Mittel, die Löhne stets niedrig zu halten.

#### 46. Die Lohnfondstheorie

Die Schüler Ricardos gaben sich mit der Lohntheorie ihres Meisters nicht ganz zufrieden. Sie suchten das entscheidende Moment der Lohnbildung im Verhältnis der Arbeiterzahl zur Kapitalausrüstung der Volkswirtschaft. So kamen James Mill, Mac Culloch, Senior und auch Stuart Mill zu dem Satze, der Arbeitslohn hänge direkt von jener Kapitalmenge ab, welche in einer Volkswirtschaft für die Entlohnung der Arbeiter zur Verfügung steht. Der Arbeitslohn habe daher zwei Bestimmungsgründe. Zuerst jenen der Nachfrage, welche sich nach dem der Volkswirtschaft für die Entlohnung der Arbeiter zur Verfügung stehenden Kapitalfonds, welcher Lohnfonds genannt wurde, richtet, und dann jenen des Arbeitsangebotes, welches von der Bevölkerungszunahme abhängt. Diese Theorie des Arbeitslohnes wurde die Lohnfondstheorie genannt. Sie wurde alsbald zur herrschenden Theorie des Arbeitslohnes.

In ihrem Ausgangspunkte entfernt sich die Lohnfondstheorie kaum merklich von der Lohntheorie Ricardos. Auch sie stützt sich auf die Begrenztheit der Lebensmöglichkeiten und auf die Zunahme der Bevölkerung. Während aber Ricardo diese Faktoren vom Kostenstandpunkte betrachtet, wird in der Lohnfondstheorie der Zusammenhang zwischen Bevölkerungsstand und Produktionsmöglichkeiten erfaßt. Auch die Lohnfondstheorie führt zu einer pessimistischen Beurteilung der Lohngestaltung, wie dies ja den damaligen Verhältnissen auch entsprach. Für den niedrigen Stand der Löhne hat sie aber nicht nur den Grund der raschen Bevölkerungszunahme anzuführen, sondern sie beurteilt auch, ganz im Anschlusse an Malthus, die Zunahme des Lohnfonds in pessimistischer Weise.

Ihr Begründer, James Mill, sucht nachzuweisen, daß die Zunahme des Kapitals viel langsamer vor sich geht, als der Bevölkerungswachstum. Würde das Kapital die Tendenz haben, sich ebenso rasch zu vermehren wie die Bevölkerung, so würden für jeden neu hinzugekommenen Arbeiter auch die Mittel, um sich Arbeit und Unterhalt zu verschaffen, gegeben sein. Da dies aber nicht der Fall ist, so kann sich die Lage der arbeitenden Klasse nicht verbessern. Hierin liegt nach der Ansicht von James Mill die Ursache des allgemeinen Jammers der Arbeiter.

Die Zahl der Anhänger der Lohnfondstheorie ist sehr groß. Abgesehen von ihren älteren Vertretern zählen auch Theoretiker neuesten Schlages,



wie Böhm-Bawerk und Wicksell, bis zu einem gewissen Grade, zu ihren Anhängern. Böhm-Bawerks Grundgedanke, der sich auf die Begrenztheit des Vorrates an Gegenwartsgütern aufbaut und so zum Agio der Zukunftsgüter kommt, mußte ihn in nahe Verwandtschaft zu der Lohnfondstheorie bringen. Der Vorrat an Gegenwartsgütern nimmt für ihn den Charakter eines Subsistenzmittelfonds an, aus welchem sowohl die Löhne der Arbeiter als auch noch andere Posten zu bestreiten sind. Der Subsistenzmittelmarkt ist für ihn der Markt, wo Gegenwartsgüter für Zukunftsgüter ausgetauscht werden. Sehen wir der Einfachheit wegen davon ab, daß der Subsistenzmittelfonds auch in anderen Richtungen in Anspruch genommen wird, so müssen wir voraussetzen, daß durch die Unternehmer solche Produktionsperioden gewählt werden, bei welchen während der Dauer derselben gerade der ganze disponible Subsistenzmittelfonds zur Versorgung der gesamten vorhandenen Arbeiterschaft erforderlich, aber auch genügend ist. Die beiden Elemente der Lohnfondstheorie, nämlich der Lohnfonds, allerdings in der veränderten Form des Subsistenzmittelfonds, und die Bevölkerungszahl, als bestimmender Faktor der um diesen Fonds werbenden Arbeiterzahl, finden sich auch bei ihm vor. Eine weitere Verwandtschaft mit der Lohnfondstheorie lehnt Böhm-Bawerk freilich ab, allerdings nicht ganz mit Unrecht, denn er stellt sich das Aufeinanderwirken dieser Faktoren nicht so mechanisch und einfach vor, wie dies für die ältere Lohnfondstheorie charakteristisch ist. Vor allem schaltet er den Einfluß der Verschiedenheit der Länge des Produktionsprozesses in seine Erklärung ein, und die Berücksichtigung dieses Momentes ist ein charakteristisches Merkmal seiner Auffassung. Auch versäumt er es nicht wahrzunehmen, daß der Subsistenzmittelfonds nicht allein für die Beschäftigung der Arbeiter beansprucht wird, sondern auch für jene, die Konsumtionskredit begehren, sodann für die Kapitalisten und die Grundeigentümer, die aus demselben ihren Lebensunterhalt bestreiten wollen.

Nicht so einfach erscheint Taussig der Zusammenhang von Lohn und Kapital. Er meint, Lohn und Zins, nicht aber Lohn und Kapital stehen in engem Zusammenhang. Nur wenn der Zins einfach der Unterschied zwischen den „advances“ (also dem als Lohn vorgeschossenen Kapital) und dem zukünftigen Produkte der Arbeit (samt Kapital) wäre, könnte der Lohn direkt von dem für Lohnzahlungen verwendeten Kapital abhängen. Die Zinshöhe wird aber, meint er, nicht durch den erwähnten Unterschied zwischen Vorschüssen und Ertrag, sondern durch die Ergiebigkeit des Kapitals an der Produktionsgrenze bestimmt und so auch hier entschieden, wie der Unternehmer seine Vorschüsse zwischen Kapital (als Zins) und Arbeit (als Lohn) zu teilen hat. Der ganze Prozeß läuft auf eine Diskontierung zukünftiger Güter hinaus, da der Unternehmer Gegenwartsgüter für Zukunftsgüter austauscht. So kommt Taussig zu dem Schlusse, daß der Lohn durch Diskontierung des Grenzertrages der Arbeit bestimmt wird, wobei im Auge zu behalten ist, daß Taussig unter Ertrag der Arbeit den ganzen Ertrag der Produktion versteht, da er nicht zugibt, daß das Produkt im Wege der Zurechnung zwischen Kapital und Arbeit geteilt werden kann.

Auch Supinos Lohntheorie ist eine verfeinerte Lohnfondstheorie,



denn er meint, die Löhne werden aus einem Teil des Kapitals, nämlich aus dem capitale-salari gezahlt. Dieser Lohnfonds ist selbst Ergebnis der Arbeit und ändert sich je nach der Ergiebigkeit der Arbeit, sowie dem Grade der Kapitalansammlung und der Höhe des Profitsatzes. Wenn auch nicht den eigentlichen Bestimmungsgrund des Arbeitslohnes, so doch die Obergrenze für Lohnsteigerungen sieht auch Spiethoff im Verhältnis von dem vorhandenen Kapital zu der Arbeiterzahl.

Es ist das große Verdienst Hermanns, die Lohnfondstheorie zu einer Zeit einer scharfen und tiefgehenden Kritik unterzogen zu haben, da sie noch unbeschränktes Ansehen genoß. Er wendet sich energisch gegen die Ansicht, der Lohn müsse sich direkt nach dem Verhältnisse von Kapital und Arbeiterzahl richten, und weist die zu jener Zeit hieraus oft hergeleitete Behauptung noch energischer zurück, die Unternehmer wären es, die die Arbeiter, indem sie aus ihrem Kapital die Löhne bestreiten, erhalten. Er hält dieser Behauptung den Einwand entgegen, die Unternehmer kaufen die Arbeit in letzter Reihe nicht aus ihrem Kapital, sondern aus jenem Erlös, welcher ihnen durch den Verkauf ihrer Produkte seitens der Konsumenten zufließt, denn sie kaufen ja die Arbeit zum Wiederverkauf in der Form fertiger Produkte. Hiermit stellt er sich schon vier Jahrzehnte früher auf jenen Standpunkt, den Walker erst in den siebziger Jahren in dieser Frage einnimmt, und welchen später Seligman mit folgenden Worten ausdrückt: „Die Löhne werden nicht aus dem Kapital bezahlt, sie werden bloß vom Kapital ausgelegt. Sie werden aus dem Produkt bezahlt. Die Arbeit verdient also ihren Anteil am Produktionsertrag in derselben Weise wie das Kapital.“<sup>1</sup> Auch sieht er in der Behauptung, der Lohn werde aus dem Kapital bestritten, eine unerlaubte Ausschaltung der Tatsache, daß jene an sich nicht zu unterschätzende Zahl von Arbeitern, welche persönliche Dienste leisten, aus dem Einkommen entlohnt wird.

Erst dreißig Jahre später erhob sich die Kritik in England gegen die der Kapitalistenklasse so willkommenen Lohnfondstheorie und erschütterte den Glauben daran, daß alle Bestrebungen, auch jene der Gewerkschaften, zur Erhöhung des Arbeitslohnes ein Schlag ins Wasser seien, solange sie nicht den Lohnfonds selbst erhöhen oder die Arbeiterzahl verringern. Allerdings setzte nun diese, zuerst von Longe und dann von Thornton vertretene Kritik — insbesondere wurde das Vorhandensein eines starren Lohnfonds geleugnet, in den sich die Arbeiter zu teilen hätten —, mit solcher Wucht ein, daß sich sogar eine Autorität vom Range Stuart Mills vor ihr beugen mußte, indem er Thornton gegenüber die Unhaltbarkeit der Lohnfondstheorie zugab.

<sup>1</sup> Vgl. Seligman: Principles. 3. Aufl. Newyork 1908. S. 416.



So wurde denn die Lohnfondstheorie, welche nun auch in Amerika durch Walker und von neuem in Deutschland durch Brentano einer scharfen Kritik unterzogen wurde, auch in England unpopulär, obzwar, wie wir wissen, der Grundgedanke derselben in England so wenig beseitigt wurde als in den wissenschaftlichen Bestrebungen anderer Länder.

## 47. Die Produktivitätstheorie des Arbeitslohnes

Allerdings war es kein leichtes, dieser Kritik auch eine entsprechende positive Leistung zur Seite zu stellen. Doch keimte wiederum in der deutschen Wissenschaft ein Gedanke, welcher auch in der Lohntheorie zu einer großen Zukunft berufen war. Er liegt in der Erkenntnis, daß das Ergebnis der Arbeit, also die Produktivität der Arbeit auf die Entlohnung der Arbeiter nicht ohne Wirkung sein könne. Es ist das unvergängliche Verdienst Thürens, diesen so naheliegenden Gedanken als erster in seiner Tragweite erkannt zu haben.

Um überhaupt die Lohntheorie aus ihrem Geleise, auf welchem sie sich eigentlich schon seit dem Physiokratismus bewegte, herauszubringen, mußte sie zunächst vom Banne der Malthusschen Bevölkerungslehre befreit werden. Dem arbeiteten zunächst Carey und Bastiat, aber in einer wenig glücklichen Form vor. Thüren ist es zuerst gelungen, sich von dieser magischen Kraft erfolgreich loszumachen und seine Blicke auf andere Gesichtspunkte der Lohngestaltung zu lenken.

Der Gesichtspunkt Thürens wird bei der Untersuchung der Lohnfrage dadurch bestimmt, daß er jene Lösung, welche Ricardo dem Lohnproblem gibt, für empörend hält, und durch die Behauptung, der Lohn könne nicht ständig über das Existenzminimum steigen, zur Untersuchung jener Frage angeregt wird, ob denn ein Zunehmen der Produktivität der Arbeit auf das Los der Arbeiter ganz ohne Wirkung sei. Auf Grund deduktiver Erwägungen verneint dies Thüren. Bei voller Anerkennung des Einflusses der Unterhaltskosten der Arbeiter auf den Lohn sucht er nachzuweisen, daß auch die Produktivität der Arbeit, also das hervorgebrachte Jahresprodukt einen Einfluß auf den Lohn haben müsse.

Um die Grundrente ausschalten zu können, verlegt Thüren seine Untersuchung auf die Grenze des kultivierten Landes, wo es noch genügend unbesetztes Land zur Urbarmachung gibt, weil er hier nicht mit der das Problem der Verteilung komplizierenden Bodenrente rechnen



muß und sonach annehmen kann, daß sich Kapital und Arbeit allein in den Ertrag der Produktion teilen können. An dieser Grenze der Produktion, meint er, liegt es nun in der freien Wahl der Arbeiter, ob sie auch ferner für Lohn arbeiten oder aber mit Hilfe der angesammelten Erparnisse ein Stück Land urbar machen wollen, um dann den Boden selbst zu bewirtschaften. Er denkt sich die Arbeiter, welche ein Stück Land urbar machen wollen, zu Gruppen vereinigt, um sich in zwei Abteilungen zu teilen, wovon die eine die Arbeit der Urbarmachung der Felder übernehmen kann, die andere aber weiter für Lohn auf anderen Gütern arbeiten muß, um die Subsistenzmittel für die erste Gruppe herbeizuschaffen. Ist nun die Arbeit vollbracht und das Land urbar gemacht, so benötigt jene Gruppe von Arbeitern, welche dieses Land besetzt, selbst wieder Arbeitskräfte, um das nun urbar gemachte Land bewirtschaften zu können. Solche Arbeiter werden sich aber bloß finden, wenn ihnen ein Lohn gezahlt wird, welcher jenem Überschusse gleich ist, der auf Zinsen gelegt gleich der Rente der kapitalerzeugenden Arbeiter ist, denn würden sie bloß den auf den übrigen Gütern üblichen Lohn erhalten, so würden es die Arbeiter, falls dieser unter jenem Produktionsüberschusse liegt, vorziehen, selbst zur Urbarmachung von Feldern überzugehen und sich eine eigene Siedelungsstelle zu schaffen. Diese Möglichkeit wird es also mit sich bringen, daß sich der Arbeitslohn für alle Arbeiter im isolierten Staate auf diese Höhe heben muß. Durch mathematische Deduktion gelangt Thünen dann zu dem Ergebnis, daß der natürliche Arbeitslohn gleich  $\frac{1}{a}p$  sein muß, wobei  $a$  das Existenzminimum der Arbeiter,  $p$  hingegen ihr Arbeitsprodukt darstellt. Obzwar diese Voraussetzungen augenscheinlich auf höherer Kulturstufe der Wirklichkeit nicht entsprechen, so war Thünen doch der Meinung, daß sich die in seiner Formel bezeugte Tendenz auch unter den veränderten Voraussetzungen zu verwirklichen trachtet.

Unter dem Einflusse von Hearn und Condillac spielt der Produktivitätsgedanke schon in der Lohntheorie von Jevons eine Rolle. In größerer Ausdehnung eroberte jedoch der Gedanke der Abhängigkeit der Löhne von der Produktivität der Arbeit die Geister in Amerika, im emporstrebenden, kapitalarmen Lande, wo die Behauptung, der Lohn werde aus dem Kapital gezahlt und die Zunahme der Zahl der Arbeiter müsse den Lohn drücken, mit den Verhältnissen so wenig übereinstimmte, und wo die europäischen Einwanderer damals gern gesehene Gäste waren. F. A. Walker ist hier der Vater der Produktivitätstheorie des Lohnes, welche er aber in seltsamer Weise durchführt. Grundrente und Profit hält er für Überschüsse, welche sich nach Abzug der Produktionskosten ergeben. Diese Kosten zerfallen in Zins und Arbeitslohn, von welchen jedoch ersterer durch das Verhältnis von Angebot und Nachfrage bestimmt wird, so daß der Rest, welcher von den Produktionskosten verbleibt und mit wachsender Produktivität zunimmt, den Arbeitern verbleibt. So gelangt er zu einer Residualtheorie des Lohnes. Ähnliche Ansichten wie Walker vertraten auch einige Franzosen, so Chevalier, Leroy-Beaulieu und Lévassieur. In dieser Form konnte sich aber der Produktivitätsgedanke in der Theorie nicht verallgemeinern, da, um nichts anderes hervorzuheben, der Arbeitslohn ein vertragsmäßiges und von



vornherein festgestelltes Einkommen ist und sonach dem Residualprinzip am wenigsten entspricht.

Die starke Verbreitung der Produktivitätstheorie ist der Grenz= nutzenlehre zu danken. In ihrer Lehre von der Zurechnung des produktiven Beitrages und in der Anwendung der Werttheorie auf die Produktgüter besitzt sie ja zwei Sätze, welche sie von vornherein zu der Berücksichtigung des Produktivitätsmomentes führen. Der Wert der Arbeit muß vom Standpunkte dieser Theorie durch ihren Ertrag, und zwar durch ihren Grenzertrag bestimmt werden, und es kann sich nur darum handeln, ob dieser Grenzertrag den Arbeitern auch tatsächlich ausgezahlt wird. Die Grenz= nutzenlehre löst dieses Problem mit Hinweis darauf, daß die Arbeit ebenfalls in beschränkter Menge vorhanden ist und deshalb der Produktion bloß in der erforderlichen Menge zur Verfügung steht, wenn sie ihrem Werte gemäß bezahlt wird. Hieraus ergibt sich die Grenz= produktivitätstheorie des Arbeitslohnes. Die große Verbreitung der Grenznutzenlehre hat dann dieser Produktivitätstheorie der Arbeit eine fortschreitende Bedeutung gesichert, zumal in Amerika, wo ja die neue Wertlehre außer Österreich zuerst allgemeinen Anklang fand. Clark ist es, der von den Amerikanern zu der Verbreitung der Produktivitätstheorie auch in ihrer Anwendung auf das Gebiet des Arbeitslohnes am meisten beitrug. Auf seine Beweisführung, welche wir in der Zurechnungslehre behandelt haben, müssen wir hier nicht eingehen.

Wenn auch nicht in derselben Form und durch andere Momente ergänzt, so wird doch die Produktivitätstheorie von beinahe allen amerikanischen Schriftstellern angenommen. Setter, der ein eifriger Verfechter der Rolle des Zeitmomentes ist, verbindet sie mit diesem letzteren und lehrt, daß der Arbeiter den Grenzertrag der Arbeit erhält, doch den Gegenwartswert und nicht den Zukunftswert dieses Ertrages, wodurch also das Diskontierungsmoment auch in der Lohntheorie Berücksichtigung findet. Andere, wie z. B. Carver, berücksichtigen das Arbeitsleid als jene Anstrengung, welche der Grenzarbeiter zur Erzielung des Grenzertrages aufwenden muß. Seligman wiederum vertritt eine gewisse Mischung von Produktivitäts- und standard of life-Theorie. Er betrachtet die Kosten der Lebenshaltung als Grenzkosten der Arbeit und räumt ihnen in dieser Form seiner Werttheorie gemäß einen Einfluß auf den Lohn ein, doch betont er, daß dieselben auch selbst von der Grenzproduktivität abhängen, welche sonst das eigentlich entscheidende Moment in seiner Lohntheorie bleibt. Mehr in seiner ursprünglichen Fassung wird der Gedanke der Grenzproduktivität in der Lohntheorie Wicksells angewendet.



## 48. Der Lohn als Preis

Sicherlich haben die oben behandelten Theorien wichtige Zusammenhänge der Lohnbildung aufgedeckt. Doch jede derselben ist ziemlich einseitig. Die Ricardosche Lohntheorie wird ganz durch den Kostenstandpunkt sowie durch das Bevölkerungsgezet beherrscht; die Lohnfondstheorie stützt sich ganz auf das Verhältnis von der Kapitalsausrüstung der Volkswirtschaft zu der Bevölkerungszahl, und die Produktivitätstheorie bringt den Lohn in unmittelbare Verbindung mit der Wertbildung. Es ist nicht zu verwundern, wenn die historische Schule ihrem Geiste nach eine realistische Erklärung des Lohnes anstrebend, eine Vielheit von lohnbestimmenden Faktoren gelten ließ und folgerte, daß von einem einheitlichen Lohngezet nicht die Rede sein kann.

Wenn auch die letztere Behauptung gewiß fehlgeht, so entspricht erstere unbedingt der Wahrheit, denn der Lohn hängt tatsächlich nicht von einem Bestimmungsgrund, sondern von einer Reihe von Faktoren ab. Diese aber lassen sich zwanglos unter ein Prinzip einordnen, ja sie können in ihrem Zusammenhange nur auf Grund dieses Prinzips erfaßt werden. Dieses Prinzip ist das Gezet der Preisbildung, welches auf der Nachfrageseite den Einfluß der Produktivität der Arbeit als Höchstgrenze des Lohnes in sich aufnimmt, während auf der Angebotsseite die Lebenshaltungskosten und der Umfang des Angebotes an Arbeit als Faktoren des Lohnpreises — wie sich Zwi edineck-Südenhorst treffend ausdrückt — sich darbieten. So läßt sich auch die Verschiedenheit der Löhne — insbesondere die Abweichung zwischen dem Lohne der gelernten und ungelernten Arbeit — zwanglos erklären, und auch der Einfluß der Momente auf den Lohn wird klar.

Sehr verdienstvoll sind in dieser Beziehung die Arbeiten von Schüler, welche eine nähere Analyse der Nachfrage und des Angebotes auf Grund der subjektiven Werttheorie versuchen. Daß man hierbei auch andere Faktoren als die Werthschätzungen der Marktparteien, besonders auch die von Tugan-Baranowski so hoch eingeschätzten Machtfaktoren des kollektiven Tausches berücksichtigen kann, haben Schüler und Cornélissen gleicherweise bewiesen. Heute suchen auch schon Gelehrte der verschiedensten Richtungen den Arbeitslohn auf dieser Grundlage zu erklären. So Zwi edineck-Südenhorst, Derryn-Stuart, Cassel, Amonn und auch Cornélissen.

Zwi edineck-Südenhorst: Lohnpolitik und Lohntheorie. Leipzig 1900, sowie Die Lohnpreisbildung im Grundriß der Sozialökonomie IV. Abt. I. T. Tübingen 1925. — Diehl: Erläuterungen zu D. Ricardos Grundgesetzen, II. T. 2. Aufl. Leipzig 1905. — Salz: Beiträge zur



Geschichte und Kritik der Lohnfondstheorie. Stuttgart 1905. — Schüler: Die Nachfrage nach Arbeitskräften und die Nachfrage am Arbeitsmarkt. Arch. f. Soz.wissensch. und Soz.pol. Bd. 33. — Derselbe: Die Ansprüche der Arbeiter. Dasselbst Bd. 39. — Tugan-Baranowski, Soziale Theorie der Verteilung. 1913. — Cornélissen: Der Arbeitslohn. Halberstadt 1927. — Auch Oppenheimer: Zur Lohntheorie der Gewerkvereine. Berlin 1917. — Taussig: Wages and Capital. London 1896. — Moore: Laws of wages, 1911. — Zur Dogmengeschichte: Silberstein: Dogmenkritische und systematische Untersuchungen zur Lohntheorie. 1912. — Bernhard: Der Arbeitslohn in der Festsache für Schmoller. I. Teil. Leipzig 1908.

## V. Das Geldproblem

### 49. Der Inhalt des Geldproblems

Das Geld, mit dessen Besitz das irdische Schicksal der Menschen so eng verbunden ist, hat von altersher zum Nachdenken über dieses mytisch erscheinende Werkzeug menschlicher Macht angeregt. Wie ist es möglich, daß diese funkelnden Metallplättchen, welche an sich doch keine lebenswichtigen Bedürfnisse der Menschen befriedigen, eine so wichtige Rolle im menschlichen Leben spielen, oder gar, wie in unseren Tagen, an sich gewiß wertlose Papierscheine eine solche Auswirkung auf das Wohl und Wehe der Menschen besitzen? Was ist das Geld und wie ist es entstanden? Welche Macht hat es geschaffen und mit dieser Machtfülle ausgestattet?

In diesen Fragen liegt der Ursprung jenes Problemkomplexes, welchen wir als das qualitativ=statische Geldproblem bezeichnen. Qualitativ, weil es das Wesen des Geldes ergründen will und statisch, weil es einen über den Zeitverlauf erhabenen Begriff des Geldes zu gewinnen trachtet.

Später gesellt sich ein zweites Problem hinzu, indem die Veränderungen der Preise zum Nachdenken über die Frage anregen, weshalb sich der Wert des Geldes ändert, worin also der Grund für die Änderung des Geldwertes liegt. Dieses Problem des Geldwertes nennen wir das quantitativ=dynamische Geldproblem, weil es sich um quantitative Veränderungen und zugleich um dynamische Erscheinungen handelt, welche in der Zeit vor sich gehen.

Das dritte, sich auf die beiden ersteren stützende Problem liegt in der praktischen Frage: wie soll das Geldwesen gestaltet werden, daß das Geld seine Aufgabe als Tauschvermittler und als Rechnungseinheit am erfolgreichsten erfüllen kann? Dies ist das modale Geldproblem, welches jedoch, da es schon ein Problem der Wirtschaftspolitik ist, im Rahmen unserer Darstellung keinen Platz finden kann.



## A. Das qualitativ-statische Geldproblem

### 50. Die Konventionstheorie

Die ersten Gedanken über das Wesen des Geldes knüpfen an den Unterschied zwischen Geld und den übrigen Gütern an. Während die Güter durch ihre Brauchbarkeit Bedürfnisse der Menschen befriedigen und deshalb Wert besitzen, befriedigt das Geld unmittelbar keine Bedürfnisse und es hat nur die Aufgabe, dem Tausche zu dienen. Deshalb erschien auch sein Wert als ein künstlicher, ohne reale Grundlage dem Gelde beigelegter Wert (*valor impositus*) gegenüber dem auf natürlicher Grundlage, weil aus der unmittelbaren Brauchbarkeit der Waren fließenden Wert der übrigen Güter (*valor intrinsecus*). Diesen künstlichen, zielbewußt geschaffenen Wert des Geldes glaubte man durch eine Übereinkunft der Menschen zu erklären, wonach sie sich einigten, die Edelmetalle als Tauschmittel zu gebrauchen, wodurch sie eben auch als Geld einen Wert erhielten.

So entstand die Konventionstheorie, d. h. jene Erklärung des Geldes, welche seinen Ursprung aus der Übereinkunft der Menschen ableitet. Sie ist von der Vorstellung eines Gegensatzes zwischen dem Wesen des Geldes und der Ware beherrscht und erblickt im Gelde ein zielbewußt geschaffenes Mittel des Tausches, welches auch die Grundlage seines Wertes aus dieser Tatsache schöpft.

Der hl. Thomas von Aquino vertritt in seinen Auseinandersetzungen über Wert und Preis geradezu diese Ansichten, wie die ersten Theoretiker des Geldes, Davanzati und Montanari. Die älteren englischen Schriftsteller, so z. B. Hales, Malynes und Vaughan, sprechen vom „Erfinden“ des Geldes, und auch Locke leitet den Wert des Geldes aus einer gemeinsamen Übereinkunft der Menschen ab.

Die Konventionstheorie hob zweifellos einen wichtigen Charakterzug des Geldes hervor. Sie führte eine strenge Trennung zwischen Geld und Waren durch und erkannte das Geld als selbständige Kategorie des Wirtschaftslebens. Auch konnte sie leicht jenen Einfluß erklären, welchen die Staatsgewalt auf das Geldwesen ausübt. Wurde das Geld auf künstliche Weise geschaffen, so schien auch die Möglichkeit einer Beeinflussung desselben durch fürstliche Macht verständlich.

Die Ansicht, das Geld sei das Gegenteil der Waren und erhalte seinen Wert auf ganz anderer Grundlage als die Waren, schien den Kern der Frage nach dem Wesen des Geldes derart zu treffen, daß die Konventionstheorie auch noch im 19. Jahrhundert Anhänger fand. Freilich



mutet es seltsam an, wenn H a d l e n noch an der Schwelle des 20. Jahrhunderts das „Common consent“ in seine Gelddefinition aufnimmt.

Die Konventionstheorie ist die reinste Verkörperung jener Erklärungen des Geldes, welche Mises „akataallaktische Geldtheorien“ nennt. Diese suchen nämlich den Schlüssel zum Verständnis des Geldphänomens nicht auf werththeoretischer Grundlage, sondern betrachten das Geld wohl als ein Wirtschaftsmittel, jedoch als eines, welches sozusagen außerhalb der allgemeinen Wirtschaftsgesetze, jedenfalls aber außerhalb des allgemeinen Wertgesetzes steht.

## 51. Der Ursprung der kataallaktischen Geldtheorien

Greilich konnte man sich damit nicht immer leicht abfinden, das Geld sozusagen als einen Fremdkörper im Wirtschaftsleben zu betrachten. Es war unmöglich, sich Beobachtungen zu verschließen, welche insbesondere jener Auffassung widersprachen, der Geldwert sei etwas ganz Willkürliches, und deshalb dem Einflusse der das Geldwesen regelnden Fürsten absolut zugängliches. Stand die Theorie auch auf diesem Boden, so wollte sich das Leben nicht den Konsequenzen dieser Ansicht fügen, und die fortwährenden Münzverschlechterungen führten zu schweren Unzufömmlichkeiten im Verkehr. So mußte man schon früh zur Erkenntnis jener Regel gelangen, welche später das Greshamsche Gesetz genannt wurde, und wonach das gute Geld durch das schlechte Geld aus dem Verkehr verdrängt wird. War das nicht ein Beweis dafür, daß das Geld dem menschlichen und auch dem fürstlichen Willen nicht unbedingt untertan sei und ebenfalls wirtschaftlichen Gesetzen gehorche, welche dem fürstlichen Willen trozend ihren eigenen Weg gehen? Konnte man nach dieser Beobachtung noch lange daran zweifeln, daß der Metallwert der Münzen den Geldwert beeinflusst und jenen Gesetzen unterwirft, welche die Wertbildung im allgemeinen beherrschen? Diese Fragen mußten eine Abkehr von der akataallaktischen Auffassung des Geldes vorbereiten und der Ansicht vorarbeiten, der Geldwert könne doch kein einfacher valor impositus sein, sondern der innere Wert der Münze, also der Metallwert der selben, der valor intrinsecus, wie er im Mittelalter genannt wurde, müsse im Gelde auch zum Vorschein kommen.

M e n g e r meinte, L a w sei zuerst zu der Erkenntnis gelangt, das Geld sei weder eine rein staatliche Einrichtung noch ein künstliches Produkt, welches die Abereinkunft der Menschen zur Erleichterung des Tausches geschaffen hat. Gewiß war L a w einer derjenigen, welche der Konventionstheorie stark zu Leibe gegangen sind. Der Wendepunkt der Geldtheorie ist



aber viel älteren Datums. Er wird zumeist als ein Verdienst von Oresmius († 1383) hingestellt, obzwar jener Gedanke, welcher den Umbau der Geldtheorie bewirkte, schon von Buridan in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, dessen Schüler Oresmius gewesen zu sein scheint, stammt.<sup>1</sup> Buridan vertrat schon klar die Ansicht, der Fürst könne wohl das Geld nach Belieben in Verkehr setzen, seinen Wert aber nicht nach Willkür bestimmen, denn die Münzen werden aus Edelmetall gefertigt, deren Wert sich auf derselben Grundlage bildet, wie der Wert der übrigen Waren. Er ist demnach im selben Grade abhängig von jenen Bedürfnissen, welche die Metalle befriedigen, als der Wert der übrigen Waren von dem auf sie gerichteten Begehren.

Buridan und Oresmius wandten sich noch nicht ausdrücklich gegen die Konventionstheorie, obzwar ihre Resultate mit derselben schon im Gegensatz stehen. Auch drang ihre Ansicht bloß langsam durch. Die direkten Angriffe gegen die Konventionstheorie begannen scheinbar erst im 18. Jahrhundert, und hierin scheint Law tatsächlich einer der Bahnbrecher gewesen zu sein. In einem, im Jahre 1720 schon in französischer Übersetzung erschienenen Werke über das Geld wendet er sich scharf gegen Lockes Auffassung, das Geld wäre durch Übereinkunft der Menschen entstanden und hätte demnach einen willkürlichen Wert. Wie wäre es möglich gewesen, fragt Law, daß die verschiedenen Nationen zu einer Übereinstimmung eines selbsterwählten Wertes vom Geld gelangt wären, und wie könnte der auf solche willkürliche Weise entstandene Geldwert in Übereinstimmung aller Nationen aufrecht erhalten werden? Es sind dieselben Fragen, welche etliche Jahrzehnte später Galiani, der, wie es scheint, zur Zeit der Abfassung seines über das Geld handelnden Werkes außer seinen italienischen Vorfahren wenig Schriftsteller gekannt hat, mit heißendem Spotte der Konventionstheorie entgegenhält. Law war auch damit schon im reinen, daß die Edelmetalle jene Laufbahn, welche dann mit ihrer Benützung als Geldstoff endete, in der Eigenschaft von Waren begonnen haben, und daß folglich der Wert der Münzen, auch wenn sie den Gelddienst versehen, vom Metallwert nicht unabhängig sein kann. Auch kannte er schon die Tatsache, die später Condillac stark hervorhob, daß der Wert der Edelmetalle durch ihre Verwendung als Geldstoff gestiegen ist, da ja dadurch, wie es Condillac ausdrückt, die Edelmetalle eine neue Verwendung gewannen.

Sowohl Law als Condillac betonen, daß die Edelmetalle durch ihre Verwendung zu Tauschzwecken ihren Warencharakter nicht eingebüßt haben. Turgot weist die Ansicht zurück, als ob Gold- und Silbermünzen bloß Wertzeichen wären; sie haben, meint er, einen selbständigen Wert, welcher sich aus dem auf sie gerichteten Begehren ableitet. Es ist also klar, wo die neue Richtung der Geldtheorie hinaus will. Es soll der Warencharakter des Geldes betont und jener Ansicht entgegengetreten werden, als ob es sich beim Gelde um einen künstlichen und vom Warenwerte

<sup>1</sup> Vgl. Kautla: Der Lehrer des Oresmius. Zeitschr. für die ges. Staatsw. LX. Bd. (1904) S. 453—461.



der Münze unabhängigen willkürlichen Wert handeln würde. Die deutsche Literatur gelangte etwas später zu dieser Einsicht, doch vertritt sie Hufeland schon klar.

Die Klassiker fanden also auf dem Gebiete der Geldtheorie schon mehr oder weniger geklärte Ansichten vor. Ihre Geldtheorie ist vollständig katalaktisch und trägt dem Warencharakter der Münzen vollauf Rechnung. Doch steht es ihnen fern, das Edelmetallgeld als eine vollkommene Einrichtung anzusehen. Sowohl Smith als auch Ricardo versäumen es nicht, zu betonen, das Edelmetall sei ein kostspieliges Mittel des Verkehrs, da hierdurch wertvolle Güter anderweitiger Benutzung entzogen werden. Ricardo scheut sich sogar nicht auszusprechen, daß bei entsprechender Regelung auch das Papier den Dienst des Geldes versehen könnte.

## 52. Der Metallismus

Jene Richtung, auf welche Knapp später den Namen Metallismus münzte, ist aus einer übertriebenen Betonung der Rolle der Edelmetalle im Geldwesen entstanden. Die Neigung hierzu ist nur zu verständlich. Die Unhaltbarkeit der akatalaktischen Geldtheorie und die traurigen Erfahrungen, welche mit den Münzverschlechterungen, später mit dem Papiergelde gemacht wurden, mußten dazu verleiten, die Wichtigkeit des Metallgehaltes der Münze zu überschätzen. War doch das Bestreben, endlich ein geordnetes Geldwesen zu schaffen, immer mehr in den Vordergrund getreten, und dies schien nach den gemachten Erfahrungen bloß durch ein entsprechend geregeltes Edelmetallgeld erreichbar zu sein. Das Recht der freien Prägung, welches den freien Übergang des Metalls von der Warenform in die Geldform und umgekehrt gewährleistet, wurde als die Grundlage einer gesunden Währung erkannt.

All dies mußte dazu führen, daß der früher vernachlässigte Warencharakter des Geldes immer mehr betont wurde. Tauschmittel, welche keinen Warenwert besitzen, erscheinen unter diesem Gesichtspunkte nicht mehr als wahres Geld, sondern bloß als Vertreter des Geldes. Es verbreitet sich die Ansicht, nur eine wertvolle Ware könne den Gelddienst versehen, denn nur das Edelmetallgeld mit selbständigem Werte könne eine Vergleichungsgrundlage für die übrigen Waren abgeben. Es wird also durch diese Auffassung einerseits der Warencharakter, andererseits die Wertmaßfunktion des Geldes betont und der Geldbegriff auf diese Funktion aufgebaut.

Die Vermengung von Geldstoff und Geldbegriff ist schon bei Petty vorzufinden, wenn er das Geld als besonders für diesen Zweck hergerichtete Edelmetall betrachtet und dasselbe auf Grund seiner Produktionskosten als Wertmaß annimmt. Wenn überhaupt das Hervorkehren der



Wertmaßfunktion zum Metallismus verleitete, so gilt dies insbesondere von der später zu behandelnden Produktionskostentheorie des Geldes. So meint Sismondi, das Geld sei nicht bloß Wertmaß, sondern wiege die eingetauschten Güter auch auf, da es auch durch Arbeit erzeugt wurde. Auch J. St. Mill hat im Zusammenhange mit der Produktionskostentheorie seine metallistische Anwendung. Senior meint, die ganze Welt könne als eine große Gemeinde betrachtet werden, die Gold und Silber für Geldprägung benötigt und dann den Wert der anderen Waren durch die Produktionskosten des Goldes und Silbers bestimmt, indem sie deren Gestehungskosten an denjenigen der Edelmetalle misst.

Die englische Literatur gelangt durch Anwendung der objektiven Werttheorie zu einer Ansicht über das Wesen des Geldes, welche den Warencharakter desselben betont. In der deutschen Literatur kommt Kries zu einer ähnlichen Auffassung auf Grund der subjektiven Wertlehre. Kries behauptete, das Geld sei der Träger eines gemeinsamen Gebrauchswertes, da der Wert nur durch ein wertvolles Gut gemessen werden kann. So nach muß das Geld als Ware, also auf Grund seines Metallgehaltes Wertmaß sein. Die Annahme, das Geld sei bloß Wertzeichen, hält Kries für ebenso absurd, als wenn jemand daran glauben würde, auf Befehl des Staates könnte ein Maß in zehn, oder Blei in Silber verwandelt werden. Auch Pareto, ein entschiedener Vertreter der subjektiven Wertlehre, definiert das Geld als eine Ware, in welcher der Wert der übrigen Waren gemessen wird. Noch deutlicher spricht sich Gide aus, indem er den Preis als ein Verhältnis bezeichnet, welches den Wert der Ware im Werte einer gewissen Gewichtsmenge von Gold oder Silber ausdrückt. Und Roscher meint: „Die falschen Definitionen von Geld lassen sich in zwei Hauptgruppen teilen, solche, die es für mehr, und solche, die es für weniger halten als eine Ware.“

Da wir den Geldbegriff bei vielen Autoren — wenn auch vielleicht oft halb unbewußt — so ganz auf jenem des Edelmetallgeldes aufgebaut finden, können wir der Ansicht von Mises nicht beipflichten, wenn er den Begriff des Metallismus einfach für ein von Knapp erfundenes Phantom hält.<sup>1</sup> Gewiß ist es unberechtigt, jede Geldtheorie des Metallismus zu zeihen, welche den Gütscharakter des Geldes oder den Einfluß des Metallgehaltes auf den Wert der Münzen anerkennt.<sup>2</sup> Es ist aber nicht zu leugnen, daß viele Theoretiker sich zu stark an die Münze und deren Inhalt klammern und die Tatsache, das Metallgeld allein habe bisher den Gelddienst befriedigend versehen, mit dem Wesen des Geldes verwechseln. Nicht einer der Autoren, die über Geld geschrieben haben, sondern so manche von ihnen sind in der Vorstellung befangen, der Metallgehalt sei das im Gelde gelegene Wertmaß und gehöre zum Wesen des Geldes.

Wenn auch nicht der eigentliche Metallismus, so hat doch jene Richtung der Geldtheorie viel zur Klärung des Wesens vom Gelde

<sup>1</sup> Vgl. Mises: Zur Klassifikation der Geldtheorie. Arch. f. Sozialw. u. Sozialpolitik Bd. XLIV. S. 198—213.

<sup>2</sup> So führt z. B. Knapp in seiner Vorrede Hermann als Metallisten an, obgleich er nichts weniger als Metallist war.



beigetragen, welche den Warencharakter desselben betonte. Jene Gedankenreihe, welche mit Buridan einsetzte, war in Anbetracht der älteren Vorstellung vom Gelde eine unentbehrliche Stufe der Entwicklung der Geldtheorie. Sie war es, welche die Geldtheorie auf den Boden der Katallaktik, also auf eine werttheoretische Grundlage hinüberführte. Ihr ist es zu danken, daß die Ansicht ins Wanken geriet, Geld und Geldwert seien etwas willkürliches. Womit also die Warentheorie des Geldes, die Geldtheorie bereicherte, besteht vor allem in der Erkenntnis, daß das Geld keine willkürliche Einrichtung, sondern ein natürliches Produkt der wirtschaftlichen Entwicklung ist. Auch ist die Erkenntnis ihr zu danken, daß das Geld den allgemeinen Wertgesetzen untersteht und der Staat sonach dem Gelde gegenüber nicht souverän ist.

### 53. Die Gegner der Warentheorie

Wenn die Konventionstheorie auch im Laufe der Zeit aufgegeben werden mußte, so konnte jener Gedanke, daß das Geld sich von den Waren seinem Wesen nach unterscheidet, nicht verschwinden. Wenn das Geld von vielen als die verkehrsfähigste Ware definiert wurde, so lag darin zwar eine gewisse Anerkennung seiner Eigenart; als ganz selbständige wirtschaftliche Kategorie war das Geld aber hiermit nicht anerkannt. Übertrieb die Konventionstheorie den Unterschied zwischen Geld und Ware, so neigt die katallaktische Geldtheorie zur Überschätzung der Rolle des Materialwertes beim Gelde. Man vergißt hierbei nur zu leicht, daß das Geld als solches, wenn es auch aus einem wertvollen Stoffe hergestellt wird, doch andere Funktionen versieht, und deshalb auch anders zu beurteilen ist, als die Waren. Hierin hat die neuere Geldtheorie ihren Ursprung.

Sie ist nicht einheitlich, obzwar sie darin übereinstimmt, daß sie bewußt die Eigenart und das Wesen, also sozusagen die Idee des Geldes herauszuarbeiten bemüht ist. Ihrem Ursprunge nach können wir zwei Hauptrichtungen unterscheiden: die Anweisungstheorie, als deren Abart die romantische Geldtheorie bis zu einem gewissen Grade zu betrachten ist, und die Funktionstheorie. Gemeinsam ist ihnen, daß sie das Geld als Verkehrsinstrument erkennen und die Zirkulations- und Tauschfunktion desselben herausarbeiten.

Die Anweisungstheorie berührt sich in ihrem Ursprunge vielfach mit der Konventionstheorie. Sie stellt das Geld mehr oder weni-



ger schroff den Waren gegenüber, legt weniger oder gar kein Gewicht auf die Wertmaßfunktion desselben, betont hingegen die Rolle als Rechnungseinheit. Sie betrachtet das Geld als eine Anweisung auf Güter oder ein Zeichen des Wertes. Der Geldstoff ist für sie eine Zugabe, welche zwar historisch verständlich, doch für den Geldbegriff nichts wesentliches ist.

Als ein hervorragender Vertreter dieser Auffassung kann der Zeitgenosse Smithens, James Steuart betrachtet werden, nachdem schon Berkeley (1735) das Geld als „ticket“ oder „counter“ (also Billett oder Zähler) bezeichnet hat. Steuart betont, daß Geld und Münze ihrem Wesen nach verschieden sind. Das Geld, wonach man rechnet — und erst in der Geldrechnung kommt das Wesen des Geldes zum Vorschein —, ist seiner Ansicht nach nichts weiter als ein willkürlicher Maßstab gleicher Teile, welcher zur Ausmessung des respektiven Wertes verkäuflicher Dinge erfunden worden ist. Das Geld ist also ein idealer Maßstab, welcher natürlich auch durch kostbare Metalle verwirklicht werden kann, da er ja ganz willkürlich ist. Steuart sucht also das Wesen des Geldes in der Rechnungseinheit. Andere Autoren machen sich die Sache leichter, indem sie ganz einfach im Gelde eine Anweisung auf Waren erblicken. In der deutschen Literatur tritt besonders S. Oppenheim<sup>1</sup> (1855), der sich von der Konventionstheorie schon ganz losgemacht hat, scharf der Warentheorie des Geldes entgegen. Er erblickt das Wesen der Ware darin, daß sie einen Gebrauchswert besitzt; dieser aber geht dem Gelde ab. Daher ist für ihn das Geld ein „Zeichen, welches beweist, daß wir eine gewisse abstrakte Größe, eine Tauschwertgröße und nicht eine bestimmte Materie von anderen zu bekommen haben“. Wenn Oppenheim das Geld als ein Zeichen des Verkehrs anspricht, so wird es von anderen, so z. B. von C. Murhard als eine Anweisung auf Waren betrachtet.

Ähnliche Gedankengänge beherrschen die romantische Geldtheorie, welche aber besonders den Einfluß des Staates auf das Geld hervorkehrt. Das Geld als Gesellschaftsprodukt, als Mittel der wirtschaftlichen Verbundenheit der Mitglieder der Gesellschaft steht für sie im Vordergrund.

So sucht Fichte in seinem „Geschlossenen Handelsstaat“ die Idee des Geldes darin, daß es ein Wertzeichen, eine Anweisung auf wertvolle Gegenstände sei, wobei seiner Ansicht nach der Stoff etwas ganz gleichgültiges ist. Dieses Geld, welches dem wirklichen Wesen des Geldes entspreche und im geschlossenen Handelsstaate zu verwirklichen wäre, würde durch den Willen des Staates zum Gelde werden und der Staat könnte zu Gelde machen, was er für zweckmäßig hält. Auch Adam Müller sieht zwischen dem Wesen des Geldes und den Funktionen des Staates einen wesentlichen Zusammenhang. Das Geld ist für ihn ein wesentlicher Bestandteil des Staates, ein Werkzeug jener Vergesellschaftung, das heißt, Verbindung der Einzelnen zu einem organischen Ganzen, welche im Staate

<sup>1</sup> Vgl. S. Oppenheim, Die Natur des Geldes. Mainz 1855. S. 45.



verwirklicht wird. Doch wird von Müller die wirtschaftliche Seite des Geldes mehr gewürdigt als von Sichte. Diese organische Auffassung vom Gelde baut Spann weiter aus, indem er das Geld als Kapital höherer Ordnung, d. h. als „die leibhaftigste und allergegenwärtigste Erscheinungsform der gemeinsamen, der staatlichen Mit-hilfe an der wirtschaftlichen Tätigkeit“ betrachtet.

Alle diese Autoren haben nichts mehr von der Verehrung für die Edelmetalle; ihrer Überzeugung nach kann auch ein entsprechend geregeltes Papiergeld den Dienst des Geldes versehen. Ja Gr. Buquoy sieht sogar das Ideal des Geldes im Papiergelde am vollständigsten verwirklicht.

#### 54. Die staatliche Theorie des Geldes

Die Anweisungstheorie, sowie die romantische Geldtheorie suchen einen Geldbegriff herauszuarbeiten, welcher sich wieder, wie die älteren Theorien, vom Materialwert des Geldes freimacht und das Geld aus seiner Funktion als Tauschmittel begreifen will. Eine scharfsinnige Förderung fand dieses Bestreben durch Knapp, der den Geldbegriff, wie es schon die romantische Geldtheorie tat, mit dem Begriffe der Rechtsordnung verbindet, aber in einer viel bestimmteren und klareren Form. „Das Geld ist ein Geschöpf der Rechtsordnung . . ., eine Theorie des Geldes kann daher nur rechtsgeschichtlich sein“, mit diesen Worten beginnt Knapp seine Geldtheorie, welche als die staatliche Theorie des Geldes bezeichnet wird. Der Staat ist es also, welcher dem Gelde sein eigentliches Wesen verleiht, und bevor es einen Staat gegeben hat, konnte es nach Knapp wohl Tauschmittel, aber kein eigentliches Geld geben. Das Tauschmittel ist eine Ware, welche einen inneren Wert besitzt und auf Grund desselben als eine, einen bestimmten Wert besitzende Gewichtsmenge zum Austausch anderer Waren benützt wird. Beim Tausche ist die Zahlung eine pensatorische, also es wird eine gewisse Gewichtsmenge, zumeist eine Metallmenge in Tausch gegeben. Dies ändert sich, sobald der Staat in das Geldwesen eingreift, denn als Hüter der Rechtsordnung muß der Staat, sobald er ein neues Tauschmittel einführt, über das Los der bestehenden Schulden, welche nun im neuen Tauschmittel zu beglichen sind, entscheiden. Beim Übergange von einem Metall auf das andere, z. B. von Kupfer auf Silber, oder von Silber auf Gold, muß der Staat als Wächter der Rechtsordnung den Inhalt der bestehenden Schulden in irgendeiner Weise festlegen, d. h., das Verhältnis zwischen dem alten Tauschmittel und dem neuen durch ihn eingeführten Zahlungsmittel bestimmen. Dies ist der Augenblick, in welchem das Geld ent-



steht. Der valutarische Anschluß, d. h. die Bestimmung des Verhältnisses von früheren Causchmitteln zu dem vom Staate eingeführten Gelde wird durch eine Proklamation des Staates bewirkt, und sonach ist die Geltung des Geldes eine proklamatorische, weil durch die Proklamation des Staates geschaffene.

Hierdurch wird der Inhalt, das heißt der Metallgehalt des Geldes ausgeschaltet, wenigstens insofern er die Rolle des Geldes berührt. Die Zahlung wird nicht mehr penjatorisch, sondern rein chartal, das heißt, sie wird auf jenem Umstand gegründet, daß die zur Zahlung verwendeten Stücke durch den Staat gestempelt und mit einer Geltung versehen werden. Hierdurch wird der ganze Charakter der Zahlung, wie auch das Wesen der hierzu verwendeten Mittel verändert. Das Tauschgut besitzt Wert, das Geld hingegen hat nur eine Geltung. Das Geld dient als Werteinheit, jedoch nicht in der Weise, daß etwa der Stoff der Münze bewertet würde. Die Werteinheit ist, wie sich Knapp ausdrückt, nominal geworden, das heißt, sie hat ihren inneren Inhalt verloren. Der Grund hierfür liegt nicht bloß darin, daß das Geld durch die Proklamation des Staates geschaffen wurde, sondern auch in jenem Umstand, daß das Geld bloß eine zirkulatorische Befriedigung gewährt, daß es also dazu dient, immer von neuem in Verkehr zu gelangen. Es wird nur zu diesem Zwecke begehrt.

## 55. Der Nominalismus

Knapps Werk, welches im Jahre 1905 erschienen ist, hatte einen überwältigenden Erfolg. Der Streit um das Wesen des Geldes war durch dasselbe von neuem entbrannt, und die Geldlehre trat in den Mittelpunkt des theoretischen Interesses. Wenn wir das seitherige Schrifttum über Geld durchfliegen, so werden wir Knapps Einflüsse fast überall begegnen, und auch die Gegner mußten sich mit Knapp auseinandersetzen.

Den großen Erfolg verdankt das Knappsche Werk nicht seinem Grundgedanken, wonach das Geld eine Schöpfung der Rechtsordnung sei. Hierin war ja nichts neues gelegen, denn diesen Standpunkt vertrat schon der größte Teil der alten akatallaktischen Geldtheorien. Was die neueren Autoren von den Gedankengängen Knapps anzog, war der Gedanke des Nominalismus, d. h. die Erfassung des Geldwertes als Rechnungseinheit, also als eines Wertes, welcher an sich zahlenmäßig und zugleich durch die Gemeinschaft des Geldgebrauches in der Zahlgemeinschaft bedingt ist. Diese Herausarbeitung des rein zahlenmäßigen Charakters des Geldwertes ist der Grundgedanke des Nominalismus.

Ohne Rückhalt haben sich wohl wenige der Knappschen Auffassung angeschlossen. So vor allem Bendigen, Gutmann und Dalberg.



Das zu starke Hervorkehren des rechtlichen Elementes im Gelde und das Zurücktreten der wirtschaftlichen Seite des Problems wurde als Mangel empfunden. Der Gedanke der Nominalität der Werteinheit aber fand unter den scharfsinnigsten Theoretikern der Gegenwart großen Anklang. So saß Schumpeter das Geld als ein Hilfsmittel zur Abwicklung des Geschäftsverkehrs und als einen Diener der Vorgänge in der Güterwelt auf. Der alte, schon von Berkeley gebrauchte Ausdruck „ticket“ wird von Schumpeter aufgefrischt, indem er das Geld als „eine bescheinigende Anweisung“ auf Güter bezeichnet. Eigenwert kann das Geld seiner Ansicht nach nicht besitzen, denn es ist „ein technisches Hilfsmittel des Wirtschaftsverkehrs, eine Spielmarke ohne Eigenbedeutung“. Es ist überhaupt der Gedanke einer abstrakten Rechnungseinheit, welcher in dieser Richtung vorherrscht. Theoretiker, die sonst auch in ihren Ansichten über das Geld oft weit auseinander gehen, ja sogar, wie z. B. Amonn und Liefmann scharfe Fehden miteinander ausfochten, stimmen so ziemlich darin überein, das Geld sei eine abstrakte Rechnungseinheit, welche das Aufbauen der Volkswirtschaft auf die Preisrechnung ermöglicht. So wird es von Cassel als Rechnungsskala bezeichnet, in der die Preise der Güter berechnet werden. Auch Swiedinek-Südenhorst und Federn berühren sich mit dieser Auffassung. Ein typischer Vertreter des Nominalismus ist K. Elster, wenn er meint, „das Geld kann nur ein reiner Zahlenbegriff sein, da Zahlenverhältnisse (Einkommen und Preise) eines weiteren Ausdruckes als dessen in Zahlen (eben in Geld) nicht mehr fähig sind“. Auch er definiert das Geld als die „rechnerische Einheit“ des Wirtschaftslebens. Ein geistvoller Japaner, Kiichiro Soda hat es versucht, das Wesen des Geldes als die reine Form für den wirtschaftlichen Wert abzuleiten.

Nicht unerhebliche Gegensätze bleiben hierbei allerdings bestehen. So bezüglich der Frage, ob das Geld als Gut zu betrachten sei. K. Elster lehnt es ab, das Geld als Gut anzuerkennen, während Gutmann das Geld als generelles Gut bezeichnet, welchem die Waren als spezielle Güter gegenüberstehen.

## 56. Die Funktionstheorie

Woraus Knapp mit vollem Rechte ein Vorwurf gemacht wurde, ist eine gewisse Vernachlässigung der wirtschaftlichen Seite der Gelderscheinung, wie dies schon einer der ersten, und zwar wohlwollenden Kritiker Knapps, Lexis ihm vorwarf. Jene Geldtheorie, welche in Anknüpfung an die eben dargestellten Gedankengänge die wirtschaftliche Seite stärker herausarbeitet und das Wesen des Geldes aus seinen Verrichtungen zu erklären sucht, können wir als Funktionstheorie bezeichnen.

Diese berührt sich in ihren Anfängen einigermaßen mit der Anweisungstheorie, da sie auch gegenüber den Waren die Eigenart des Geldes betont. Diese Eigenart erblickt sie in der Funktion, in der Lei-



stung des Geldes. Das Geld ist bloß Vermittler im Tausche, wie schon Hume und Smith lehrten. Es wird also der reine Mittelcharakter des Geldes durch die Funktionstheorie des Geldes herausgearbeitet (so besonders scharf bei Pantaleoni und Smart).

Hierbei aber wird der selbständige Wert des Geldes nicht geleugnet. Der Geldwert erscheint der Funktionstheorie nicht mehr als bloß fingierter, dem Gelde künstlich beigelegter Wert, sondern als realer, d. h. auf den allgemeinen Voraussetzungen der Wertbildung beruhender Wert. Schon Hufeland definiert das Geld als ein Gut, welches Wert besitzt. Diesen Wert aber sucht Hufeland nicht im Gebrauchswerte, sondern im Tauschwerte des Geldes, denn der Zweck desselben sei ja, von Hand zu Hand gegeben zu werden. Hiermit war der entscheidende Schritt getan, denn der Geldwert wurde nun außerhalb des Warenwertes der Münze faßbar.

Auch Walker hält sich an die Tauschvermittlungsfunktion des Geldes und stellt den Geldbegriff auf diese, indem er unter Geld alles versteht, was eine solche Umlaufsfähigkeit erlangt hat, welche bewirkt, daß es, ohne Konsumtionszwecken zu dienen, allgemein begehrt wird. Die Ausschließung des schlechten Geldes aus dem Begriffe des Geldes, meint Walker, sei kein geringerer Irrtum, als wenn man Spirituosen nicht als Getränke betrachten wollte, weil ihr Genuß schädlich sein kann. Auch Henry, der sonst der staatlichen Theorie vorarbeitete, leitet den Wert des Geldes aus seiner Umlaufsfähigkeit ab und ist der Überzeugung, das Geld besitze selbst Wert, ohne daß derselbe sich an den Materialwert der Münze klammern müßte. Dieser Wert stützt sich seiner Ansicht nach auf die gesetzlich festgestellte und durch das Bestehen von Geldschuldverpflichtungen materialisierte Zahlkraft und auf die Kaufkraft des Geldes. Demgemäß hat auch das Papiergeld, welches schon Walker in den Geldbegriff einbezog, einen in sich beruhenden Wert, welcher nicht durch den Staatskredit, sondern durch seine Zirkulationsfähigkeit und dadurch gestützt wird, daß es nicht ohne Kosten beschafft werden kann. Es ist der werttheoretische Anschluß, ohne an den Materialwert des Geldes anzuknüpfen, welcher in den Ausführungen der Vorläufer der neuesten, vom Nominalismus freien Geldtheorie zum Ausdruck kommt.

Deshalb mußte sich auch die Behauptung, die Grenznutzenlehre könne nichts für die Geldlehre leisten, als irrig erweisen. Eben das Verhältnis zu der Werttheorie bereitete doch die größten Hindernisse für die Herausarbeitung eines richtigen Geldbegriffes, und so konnte eine verbesserte Werttheorie nicht ohne Nutzen für die Geldtheorie bleiben. Sie ermöglichte eine Erklärung des Geldwertes mit Bezug auf die Einkommenverteilung, wodurch sie das Hindernis aus dem Wege räumte, welches die Geldtheorie in das Joch des Nominalismus zwang, wenn sie das Geld nicht als Ware betrachten wollte. Sie zeigte also, daß das Geld auch als reines Tauschmittel einen selbständigen Wert, wie jedes andere Gut, besitzen muß.



## B. Das dynamische Geldwertproblem

### 57. Die mechanische Quantitätstheorie

Auf das seinem Wesen nach dynamische Problem des Geldwertes wurde die Aufmerksamkeit zuerst durch jene starken Erschütterungen des Preisniveaus gelenkt, welche im Anschluß an die Entdeckung Amerikas eintraten. Als Ursache dieser Preisveränderungen war der aus Amerika kommende Edelmetallstrom unschwer zu erkennen.

So entstand die erste Geldwerttheorie in der Form der Quantitätstheorie, also dem Wesen nach aus einer Erklärung, welche den Geldwert und seine Veränderungen mit der Geldmenge, beziehungsweise mit deren Änderungen in Verbindung bringt. Die Quantitätstheorie betrachtet den Geldwert als eine Erscheinung, welche durch die Veränderungen der Geldmenge bestimmt wird. Sie wendet die Beobachtung, welche bei den Waren bezüglich des Zusammenhanges zwischen Menge und Wert gemacht wurde, auf das Geld an und meint in ihrer ursprünglichen Fassung, daß der Geldwert, also der Stand der Preise sich genau in verkehrter Proportion zur Geldmenge ändert. Nimmt die Geldmenge zu, so steigen die Preise proportional, was ein proportionales Sinken des Geldwertes bedeutet. Das umgekehrte tritt ein, wenn die Geldmenge sinkt.

Jean Bodin war es, der zuerst auf die Edelmetallvermehrung als Geldwertbestimmungsgrund die Aufmerksamkeit lenkte. Bald fand dieser Gedanke in Hales und in Davanzati Vertreter. Besonders letzterer gab dieser Theorie eine scharfe Fassung, indem er den Satz aufstellte, die Veränderung des Geldwertes müsse der Vermehrung der Geldmenge proportional sein. Wenn die späteren Autoren die Quantitätstheorie auch nicht immer in dieser Form vertreten, so besteht der Gang hierzu doch ziemlich allgemein. Als Vertreter der Quantitätstheorie können wir Mun, Vaughan, Montanari und Law nennen. Auch in Locke gewann sie einen hervorragenden Anhänger, obzwar letzterer schon gewisse Einschränkungen machte.

Betrachten wir jenen Gedankengang näher, welchem die Quantitätstheorie ihren Ursprung verdankt, so ist es unverkennbar, daß hierbei die Vorstellung vom Warencharakter des Geldes die Hauptrolle spielte. Sie war eine Frucht der kataktischen Geldlehre, welche sich den Geldwert in naher Anlehnung an den Warencharakter des Geldes vorstellte. Die Vermehrung der Edelmetallmenge und die Zunahme der Geldmenge wird hierbei als gleichbedeutend behandelt, und das allgemeine Wertgesetz, wonach der Wert mit der Zunahme der Menge abnehmen müsse, wird einfach auf das Geld übertragen. Hieraus ist zu ersehen, daß jeder Warentheorie des Geldes ein Hang zur Quantitätstheorie innewohnt. Das Übersehen der auf der Warenseite wirkenden Kräfte ist wohl charakteristisch für die



Mehrzahl der Quantitätstheoretiker jener Epoche, ohne daß dieser Standpunkt untrennbar mit der Quantitätstheorie verbunden wäre.

### 58. Die Produktionskostentheorie

Noch enger als die Quantitätstheorie, ist jene Ansicht der Vorstellung des Geldes als Ware entsprungen, welche den Regulator des Geldwertes in den Produktionskosten der Edelmetalle sucht. In der einen, wie in der anderen Theorie liegen eben zunächst jene Bestrebungen vor uns, welche der Erkenntnis folgten, daß das Geld ebenfalls nicht außerhalb der ökonomischen Gesetze stehen kann. Wurde bei den Waren beobachtet, daß ihre Menge, bzw. der Aufwand, welcher für ihre Herstellung gemacht werden muß, den Wert beeinflusst, so wurde dieser Zusammenhang auf das Geld übertragen. Hielt man zu jener Zeit die Produktionskosten für den Regulator des Wertes überhaupt, so schien es nur natürlich, auch den Geldwert aus ihnen abzuleiten, nachdem auch das Geld als Gut erkannt wurde.

Wie bekannt, war Pettit einer der ersten der ausgesprochenen Vertreter des Kostenstandpunktes in der Werttheorie. Er war es auch, der den Geldwert auf dieser Grundlage zu erklären suchte. Da sich das Geld für ihn als Münze in einem Stücke Edelmetall verkörperte, konnte er den Gedanken nicht zurückweisen, der Geldwert müsse durch die Produktionskosten der Edelmetalle bestimmt werden. Auch hier müsse — meint Pettit — jener Aufwand an Land und Arbeit wertbestimmend sein, welcher zur Gewinnung der als Geld gebrauchten Edelmetalle gemacht werden muß.

Den weiteren Ausbau dieser Theorie besorgte Senior. Der Umstand, daß er unter den Produktionskosten seiner Werttheorie gemäß die zur Gewinnung der Edelmetalle nötige Enthaltbarkeit und Arbeitsmenge versteht, ist hierbei nebensächlich. Womit Senior die Produktionskostentheorie des Geldwertes bereicherte, besteht in der Einführung des Grenzgedankens in diese Lehre. Nicht einfach die Produktionskosten, sondern die Grenzkosten der Edelmetallproduktion sind es, welche seiner Meinung nach den Geldwert bestimmen. Die letzte Mine, welche zur Deckung des Geldbedarfes noch herangezogen werden muß, bestimmt durch ihre Produktionskosten den Geldwert. In einer anderen Richtung wurde die Produktionskostentheorie durch Cairnes modifiziert. Er legt das Gewicht auf die Unterscheidung von edelmetallproduzierenden und -einführenden Ländern. Der Einfluß einer Veränderung der Produktionskosten zeigt sich direkt nur dort, wo Edelmetalle produziert werden. Im Wesen ändert dies aber nicht viel an der Produktionskostentheorie, da Cairnes annimmt, daß die so in den Produktionsländern der Edelmetalle eintretende Geldentwertung sich auch auf die anderen Länder verpflanzen muß. Besonders in Frankreich fand die Produktionskostentheorie zahlreiche Vertreter, und auch in Deutschland wurde sie durch Jakob angenommen. In Amerika vertrat sie Carey, der natürlich auch hier die Reproduktionskosten an die Stelle der Produktionskosten stellte.



Eine Stütze mußte die Produktionskostentheorie im Lager der Sozialisten finden. Auch ihre Wertlehre steht ja auf der Grundlage der Produktionskosten, welche bei ihnen freilich bloß als Arbeitskosten in Betracht kommen. Auf diese Grundlage baute Marx eine, von seinem Standpunkte aus gut fundierte Geldwerttheorie auf. Da der Verkehr in der kapitalistischen Wirtschaftsordnung durch Geld vermittelt und sonach der Preis in Geld gezahlt wird, das sich an den Warenwert des Goldes anlehnt, so ist letzten Endes die gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit, welche die Produktion eines gewissen Quantum Gold erfordert, der Regulator des Geldwertes. Auch Loria erklärt den Geldwert aus den Produktionskosten der Edelmetalle. Nur faßt er den Begriff der Produktionskosten breiter als Marx und führt durch den Grenzgedanken beeinflusst in die Theorie wieder den Gedanken der Grenzkosten ein. Auch Carvers Ansicht berührt sich mit diesem Standpunkte, und auch Oppenheimer gibt eine ähnliche Erklärung, welche aber außer den Kosten auch der Monopolstellung des Staates bei der Geldausgabe eine Rolle einräumt. Auch von Gesenoff werden diese beiden Momente zur Erklärung des Geldwertes herangezogen.

Übrigens vertragen sich die Produktionskostentheorie und die Quantitätstheorie sehr gut miteinander. Vor allem beeinflussen die Produktionskosten, wenn es sich um Hartgeld handelt, selbstverständlich die Geldmenge, andererseits haben beide Theorien in ihrer ursprünglichen Fassung das Geld in seiner Wareneigenschaft zur Grundlage. So ist es verständlich, daß schon Cantillon, dann Ricardo, Malthus und Stuart Mill in ihrer Geldwerttheorie beiden Faktoren einen Platz einräumen; ähnlich auch A. Wagner.

## 59. Die Verfeinerung der Quantitätstheorie

So einfach sich die Quantitätstheorie anfangs darstellte, mußten doch langsam so manche Bedenken ihr gegenüber erwachen. So mußte vor allem die Erwägung sich regen, daß die Geldstücke zur ständigen Zirkulation bestimmt sind, und deshalb nicht auf solche Art aus dem Umlaufe verschwinden, wie die für den Konsum oder für die Produktion bestimmten Waren. Schon Locke streifte diesen Gedanken; Cantillon und Stuart Mill vertieften ihn weiter. So wurde die Umlaufgeschwindigkeit des Geldes in Erwägung des Umstandes in die Geldwerttheorie eingeführt, daß mit derselben Menge Geldes auch ein größerer Umsatz abgewickelt werden kann, falls die Geldstücke rascher von Hand zu Hand gehen.

Es konnte auch nicht lange unbeachtet bleiben, daß die Edelmetalle, durch deren Menge sich nach der Quantitätstheorie die Geldmenge bestimmt, nicht nur monetären, sondern auch industriellen Zwecken dienen und auch der Schatzbildung zugeführt werden können (Horte).



Obzwar sich für die Quantitätstheorie schon durch die Einführung des Begriffes der Umlaufgeschwindigkeit, dann insbesondere auch durch die Betonung der Beeinflussung der Preise von der Warenseite her Einschränkungen, bzw. Modifikationen ergaben, so lag die größte Schwierigkeit anderswo. Als die Quantitätstheorie ihre Laufbahn begann, herrschte noch der Edelmetallverkehr vor. Im Laufe der Zeit änderte sich dies erheblich. Es kam die Periode der Papiergeldwirtschaft, dann die Entfaltung des Kreditwesens. Wollte man sich nicht mit einem völlig wirklichkeitsfremden Begriff der Geldmenge begnügen, so konnten Papiergeld und Banknoten nicht unberücksichtigt bleiben. Anfangs versuchte man die Quantitätstheorie ganz einfach auch auf das Papiergeld anzuwenden; so Ricardo und seine Schule. Doch schon die Ausführungen von Tooke und Sullarton brachten den Begriff der Geldmenge, von welchem Setter treffend sagte, daß seine richtige Fassung die Voraussetzung für eine brauchbare Geldwerttheorie ist, mit der Kreditschöpfung in Verbindung. Dies führt wiederum zu der Erkenntnis, daß die Geldmenge selbst viel elastischer ist, als es die primitive Quantitätstheorie annahm. Seitdem ist auch das Bestreben darauf gerichtet, den Begriff der Geldmenge in Verbindung mit dem Kredite zu fassen, indem hierbei nicht nur die Banknotenausgabe, sondern die gesamte Kreditschöpfung (der gesamte Bankkredit) in Betracht gezogen wird.

Gegenüber dieser Fassung der Quantitätstheorie, welche den Begriff der Geldmenge auf alle Arten der Umlaufsmittel ausdehnt, meint Taussig, sie könne gar nicht angezweifelt werden. Er versucht jedoch zu beweisen, daß sie trotz der Rolle, welche die bankmäßigen Umlaufsmittel im heutigen Verkehre spielen, auch in jener Form dem Wesen nach gelte, wonach die Edelmetallmenge ein bestimmender Faktor des Geldwertes ist. Den Grund hierfür erblickt er im Zusammenhange zwischen Goldreserve und Banknotenumlauf, welcher auch als Stütze der Giralgelder dient. Da nämlich der Banknotenumlauf in Abhängigkeit von der Goldreserve steht, so beeinflusst letztere die Gesamtmenge aller Umlaufsmittel, welche unmittelbar auf die Preishöhe einwirkt.

Taussig stellt diese Erklärung mit Hinblick auf die internationalen Geldbewegungen auf; aber sie muß dann auch überhaupt gelten. Allerdings betont er, und zwar unzweifelhaft mit Recht, daß die Depositen in keinerlei automatischem und mechanischem Zusammenhang mit den Goldreserven stehen. Das Verhältnis zwischen Goldmenge und Preisen ist demnach elastisch, und die Anpassung findet nur zeitweise statt, indem



eine Überspannung des Umlaufes im Verhältnis zur Goldreserve schließlich zu einer Kontraktion des Umlaufes und zu einer Hemmung der Preissteigerungen führen muß, während, solange die Umlaufsmittelmenge zunimmt, die Preise steigen müssen. Zu dem Ergebnisse, daß die Anlehnung an das Gold die Schwankungen der Preise in gewisse Grenzen bannt, kommt auch Neißer (*Der Tauschwert des Geldes*. Jena 1928. S. 45).

## 60. Das Aufleben der mechanischen Quantitätstheorie

Nachdem sich die Wissenschaft mühsam zu einer entsprechenden Verkläuterung der Quantitätstheorie durchgerungen hat, ist im 20. Jahrhundert die mechanische Quantitätstheorie wieder zum neuen Leben erwacht. Natürlich ist das wissenschaftliche Gerüst, auf welchem sie heute aufgebaut wird, nicht jenes von *Davanzati*, sondern um vieles komplizierter. Es kann nicht mehr stillschweigend darüber hinweggegangen werden, daß die Umlaufsgeschwindigkeit, der Stand der Bankdepósitos und ähnliche Momente einen Einfluß auf das Verhältnis zwischen Geldmenge und Preisen ausüben können.

Das Bestreben ihrer Vertreter von heute geht dahin, die Quantitätstheorie in ihrem formalen Inhalte zu fassen und sie in eine mathematische Formel zu gießen, wobei einerseits die Geldmenge — diese wird nun mit Einbeziehung der papierenen Umlaufsmittel, sowie der Bankdepósitos gefaßt, — und die Umlaufsgeschwindigkeit, anderseits das Handelsvolumen, also die umgesetzten Waren, sowie deren Preise in eine Gleichung gesetzt werden (*Verkehrsgleichung*). Als Ausgangspunkt dient der Grundgedanke der mathematischen Preislehre, wonach der Markt sich auf Grund der gegebenen Marktdaten ins Gleichgewicht zu setzen trachtet. Die allgemeine Fassung lautet sonach, daß die Geldmenge multipliziert mit der Umlaufsgeschwindigkeit dem allgemeinen Preisstande gleich sein muß. Irving Fisher, Cassel, Schumpeter, Keynes, Kemmerer, Robertson und andere vertreten die Quantitätstheorie auf dieser Grundlage, wobei neuestens besonders der kredittheoretischen Seite des Problems — übrigens schon seit *Wicksell* — besondere Beachtung geschenkt wird.

Jedenfalls wird die Quantitätstheorie durch diese Erwägungen ihres mechanischen Charakters entkleidet und erheblich lebenswahrer gestaltet. Je organischer dann der Zusammenhang zwischen Geldmenge und Preisen aufgefaßt wird, desto mehr verschwindet der Proportionalitätsgedanke,



wonach die Preisveränderung im Verhältnis der Änderung der Geldmenge vor sich geht.

Es ist wohl N o g a r o beizustimmen, wenn er zu dem Schlusse kommt, daß die Quantitätstheorie eine entsprechende Erklärung für die Preisveränderungen bei erheblichen Änderungen der Geldmenge bietet, bezüglich der geringeren Veränderungen in der Geldmenge jedoch nicht standhält, also die Preise nicht fortwährend mit der Geldmenge schwanken, wie dies die mechanische Quantitätstheorie meint, sondern die Wirkung nur bei größeren Veränderungen in der Geldmenge eintritt (La monnaie. II. T. II. Kapitel § 3).

Von großer Bedeutung sind jene Untersuchungen, welche jene Faktoren zu bestimmen suchen, die die Geldmenge beeinflussen. Vor allem sind hier die Ausführungen von R e i s e r zu erwähnen. Auch auf H a m t r e y s Theorie sei hier hingewiesen. Er kommt zu dem Ergebnisse, daß der „unausgegebene Spielraum“, also der der Verwendung harrende Betrag von Geld und Bankkrediten als die für die Preisbestimmung maßgebende Geldmenge anzusehen sei.

Am meisten bekannt ist die Verkehrsgleichung I r v i n g F i s h e r s. Er sucht vor allem zu beweisen, daß der Stand der Bankdepósitos nicht als den Zusammenhang störendes Moment zu betrachten ist, weil er durch Gewohnheit geregelt sich der Geldmenge anbequemt. Außer der Geldmenge haben seiner Ansicht nach bloß die Umlaufsgeschwindigkeit des Geldes, sowie das Volumen des Umsatzes auf das Preisniveau einen Einfluß. Nachdem aber diese Größen seiner Ansicht nach voneinander unabhängig sind, meint er, sei die Preisbeeinflussung durch folgende Gleichung auszudrücken:  $G \times U = p \times Q$ , wobei  $G$  die Geldmenge,  $U$  die Umlaufsgeschwindigkeit,  $p$  die Preise,  $Q$  den Güterumsatz bedeuten. Sonach können drei, wie F i s h e r meint, voneinander unabhängige Faktoren die Preise beeinflussen; diese sind die Geldmenge, die Umlaufsgeschwindigkeit und der Güterumsatz. Vergrößern sich die Geldmenge oder die Umlaufsgeschwindigkeit, so müssen die Preise in derselben Proportion steigen, während die Vergrößerung des Güterumsatzes zu einer proportionalen Preislenkung führt. Ähnliche Gleichungen stellen C a s s e l, S c h u m p e t e r, K e m m e r e r und K e n n e s auf.

Es ist diesen Formulierungen, besonders von L a u g h l i n entgegengehalten worden, daß sie eine Selbstverständlichkeit in eine mathematische Formel kleiden, weil beide Seiten der Gleichung dasselbe, nur einmal von der Geld-, das andere Mal von der Warenseite her ausdrücken. Die Hauptfrage liegt jedenfalls darin, ob in dieser Gleichung, — gleichviel ob sie in dieser oder jener Form aufgestellt wird, — auch tatsächlich alle Faktoren des Geldwertes enthalten sind. Mit Recht wurde auch bemerkt, daß die Gleichung einen Zusammenhang zum Ausdruck bringt, jedoch selbst noch keine Erklärung enthält. Daß Geldmenge und Preise in irgendeiner Weise zusammenhängen, wird wohl kaum zu bezweifeln sein, ob aber dieser Zusammenhang in den quantitätstheoretischen Gleichungen auch



wirklich richtig und umfassend enthalten ist, kann nur ein näheres Eingehen auf die Art des Zusammenhanges auf Grund einer Wert- und Preistheorie beantworten.

## 61. Die Theorie der Preisverschiebungen

Obzwar oft, so z. B. von Helfferich, und sogar von Wicksell, behauptet wurde, die Grenznutzenlehre versage auf dem Gebiete der Geldtheorie, so ist doch die Vertiefung der Geldwerttheorie in erster Reihe durch die Gedanken der subjektiven Werttheorie gefördert worden. Sie hat vor allem dazu angeregt, einerseits den Begriff der Geldmenge nicht technisch, sondern aus dem Wesen der Volkswirtschaft heraus zu erfassen, andererseits den Weg zu beleuchten, auf welchem sich die Wirkung einer Veränderung in der Geldmenge auf dem Markte durchsetzt.

Was das erste betrifft, so kam der Grenznutzenlehre hier ihr „Individualismus“ zu Hilfe. Was Wert besitzt, muß als konkrete, als bestimmte Menge faßbar sein. Beim Gelde mußte dies zu einer Anlehnung an den Einkommenbegriff führen. Als Einkommen ist die Geldmenge für ein bestimmtes Subjekt eine gegebene Größe, und es gilt auch hier, wie Setter hervorhebt, der Satz, daß mit steigender Menge der Wert abnimmt. Es ergibt sich so der Begriff des subjektiven, durch den Einkommenstand des Subjektes beeinflussten Tauschwertes für das Geld. Dieser wird nach Wieser durch jene Grenzausgaben bestimmt, welche für jedes Subjekt auf Grund seines Einkommens noch zulässig sind. In letzter Reihe ist also der Gebrauchswert jener Güter für jedes Wirtschaftssubjekt geldwertbestimmend, welche durch die letzte Einkommenseinheit gekauft werden.

Dieser subjektive Tauschwert des Geldes ist jedoch noch individuell. Auf den objektiven Geldwert, auf den Preisstand kann er nur dadurch Einfluß gewinnen, daß er die Marktverhältnisse ändert. Dies geschieht, indem die Vermehrung der Geldmenge die Einkommenverteilung, also die Lage ganzer Gesellschaftsschichten berührt und für sie so den subjektiven Tauschwert des Geldes senkt. Da diese Schichten das Geld nun geringer schätzen, vermehren sie ihre Nachfrage nach Waren, was auch den objektiven Tauschwert, die Kaufkraft des Geldes durch Erhöhung der Warenpreise senkt.

Es ist ein wichtiges Ergebnis dieser Auffassung, daß sie bald gewahren mußte, daß eine Geldvermehrung die Preise nie linear,



also alle Preise gleichmäßig heben kann. Die Nachfrage nach Waren vermehrt sich ja nicht gleichmäßig für jede Ware und es müssen Verschiebungen in der Kaufkraft des Geldes gegenüber den verschiedenen Waren eintreten. Sonach handelt es sich nie um einfache Preiserhöhungen auf der ganzen Linie, sondern um Preisverschiebungen, und so führte diese Kette von Überlegungen zur Theorie der Preisverschiebungen.

Zwiedineck-Südenhorst, Wieser und Mises haben den Begriff des subjektiven Geldwertes ausgearbeitet, nachdem schon Menger auch auf diesem Gebiete ihnen vorgearbeitet hat. Es ist nicht uninteressant, daß neuestens Hawtrey auf einem ganz anderen Wege zu einem Geldmengenbegriff gelangt, nach welchem ebenfalls zwar nicht unmittelbar der Grenznutzen des Geldes, sondern das ersparte Einkommen als entscheidend für den Einfluß der Geldmenge auf die Preise betrachtet wird.

Die Theorie der Preisverschiebung ergab sich, nachdem beachtet wurde, daß die Geldmenge nicht unmittelbar mechanisch, sondern auf dem Wege der Einkommenverteilung die Preise beeinflusst. Klar ausgearbeitet wurde diese Theorie hauptsächlich von Spann.

Astalion versucht die Einkommentheorie des Geldwertes, wie wir die Geldwerttheorie der subjektiven Richtung nennen können, dadurch zu vertiefen, daß er bei der Bewertung der Geldeinheit durch die Subjekte die psychologischen Faktoren näher untersucht und so insbesondere den Einfluß des Hanges zum Sparen, sowie die Beurteilung der Zukunft berücksichtigt. Richtig hebt er auch hervor, daß der erstgenannte Faktor den Geldwert ständig beeinflusst, während der zweite auch bei den Geldwertänderungen eine nicht zu vernachlässigende Rolle spielt.

Von älteren deutschen Werken über Geld seien hier erwähnt: A. Müller: Versuch einer Theorie des Geldes 1816. — Hufeland: Geld und Geldumlauf 1819. — Hoffmann: Die Lehre vom Geld 1838. — Oppenheim: Die Natur des Geldes 1855. — Knies: Das Geld 1873. — Hildebrand: Die Theorie des Geldes 1883. — Ältere ausländische Werke: W. S. Jevons: Money 1879. — F. A. Walker: Money 1889. — Walras: Theorie de la monnaie 1886. —

Neuere Werke: A. Wagner: Die sozialökonomische Theorie des Geldes. Leipzig 1909. — Helfferich: Das Geld. Leipzig 1903 (seitdem 6. Aufl. 1923). — Laughlin: Principles of money. New York 1903. —

Knapp: Staatliche Theorie des Geldes. München 1905 (5. Aufl. Leipzig 1925). — Mises: Theorie des Geldes und der Umlaufsmittel. München u. Leipzig 1912 (2. Aufl. 1924). — K. Elster: Die Seele des Geldes 1920. — M. Pálfy: Der Streit um die staatliche Theorie des Geldes. München u. Leipzig 1922. — Wagemann: Allgemeine Geldlehre. Berlin 1923. — Schumpeter: Das Sozialprodukt und die Rechenpfennige. Arch. für Sozialwiss. u. Sozialpol. Bd. 42. — Irving Fisher: Die Kaufkraft des Geldes. Übers. v. Stecker, Berlin 1916. — Wieser: Der Geldwert und seine Veränderungen. Schriften des Vereins für Sozialpol. Bd. 132 (1910). — Zwiedineck-Südenhorst: Das



Einkommen als Geldwertbestimmungsgrund. Schmollers Jahrbuch, Jahrg. 33 (1909). — Hawtrey: Währung und Kredit. Deutsch v. L. Oppenheimer. Jena 1922. — Cassel: Das Geldproblem der Welt. München 1921. — MoII: Die Logik des Geldes. 2. Aufl. 1922.

Bzüglich Dogmengeschichte: Monroe: Monetary theories before A. Smith, Cambridge (Mass.) 1923. — Altmann: Zur deutschen Geldlehre des 19. Jahrh. in d. Schmoller Festschrift. I. Leipzig 1908. — Hoffmann: Kritische Dogmengeschichte der Geldwerttheorien. Leipzig 1907. — Döring: Die Geldtheorien seit Knapp. 2. Aufl. Greifswald 1922. — Páñi: Ungelöste Fragen der Geldtheorie. Festschrift für Brenzano. II. München u. Leipzig 1925. —

## VI. Die Probleme des Außenhandels

### 62. Der Umfang des Problems

Noch ehe die Probleme des Wertes, des Preises und der Einkommenverteilung als Fragen des Wirtschaftslebens erfaßt wurden, und man auf diese Weise das innere Leben der Volkswirtschaft näher zu untersuchen begann, richtete sich schon das Interesse auf ein Problem, welches die Volkswirtschaft als Ganzes, als große Einheit betrachtet und ihr Verhältnis zu anderen ähnlichen Einheiten beinhaltet. Es ist sozusagen eine Ansicht der Volkswirtschaft aus der Vogelschau. Der komplizierte Bau der einzelnen Volkswirtschaften, die Mannigfaltigkeit ihrer Lebenserscheinungen wird noch nicht bemerkt, aber schon erkannt, daß es ein Getümmel der Volkswirtschaften, ein wirtschaftliches Ineinanderwirken von großen Körpern, welche zunächst der damals geläufigen Auffassung in erster Reihe als Staaten sich zeigten, gibt. Auf diese Weise entstand das Problem des Außenhandels, indem, immer in enger Anlehnung an das Staatswesen, die Frage auftaucht, ob eine wirtschaftliche Berührung mit anderen Staaten von Vorteilen begleitet ist?

Wenn wir systematisch vorgehend das Wertproblem an die Spitze der volkswirtschaftlichen Fragen stellen mußten, so verhielt sich genetisch die Sache anders, denn das Problem des Außenhandels wurde geradezu zum Tor der weiteren Problemstellung, indem die Untersuchung der mit derselben zusammenhängenden Fragen immer tiefer in das Wesen der Volkswirtschaft hineinführte und nach der Reihe die oben erörterten Probleme aufwarf. Man mußte ja rasch zur Erkenntnis gelangen, daß die Gestaltung des Außenhandels von der verschiedenen Beschaffenheit der einzelnen Volkswirtschaften, diese jedoch von einem komplizierten Aufbau derselben abhängt.

War das Interesse der Merkantilisten noch auf die praktische Frage gerichtet, wie sich eine Nation durch den Außenhandel bereichern



kann, so mußte für die Klassiker die theoretische Frage in den Vordergrund treten, was die Völker dazu bewegt, ihre Produkte gegenseitig auszutauschen? Und schon an die Erörterungen der Merkantilisten schlossen sich Fragen über den Zusammenhang zwischen Geldwesen und Außenhandel an, deren Tragweite später noch klarer wurde. So wuchs das anfangs so einfach scheinende Problem des Außenhandels zu einem wahren Fragenkomplexe an.

### 63. Die Handelsbilanztheorie

Die Theorie der Merkantilisten über den Außenhandel ist nur aus der Gestaltung der wirtschaftlichen Verhältnisse im 16. und 17. Jahrhundert, sowie aus dem Zeitgeiste dieser Jahrhunderte zu verstehen. Es ist das Zeitalter der umschlagreifenden Geldwirtschaft, deren Vorteile begriffen und derart gewürdigt werden, daß sich die ganze volkswirtschaftliche Auffassung an ihnen orientiert. Die Völker wetteifern um den Besitz von Gold und Silber, um durch einen entsprechenden Geldumlauf die Volkswirtschaft zu beleben und ihren Machtgelüsten die wirtschaftliche Stütze zu sichern.

Aus dieser Sachlage ergab sich jene Betrachtung, welcher der Außenhandel als Quelle der Geldbeschaffung und somit auch der Vermehrung des Volksreichtums erschien. Es mußte sich demnach eine Gestaltung des Außenhandels, welche einen Ausfuhrüberschuß ergibt, als wünschenswert zeigen, weil der Überschuß durch das empfangende Land mit Geld bezahlt werden muß und sonach der Volkswirtschaft Geld zuführt. Da die Gegenüberstellung von Einfuhr und Ausfuhr als Handelsbilanz bezeichnet wird, nannte man diese Theorie die Handelsbilanztheorie. Sie spricht von einer günstigen Handelsbilanz, wenn sich ein Ausfuhrüberschuß ergibt und betrachtet eine Handelsbilanz mit Einfuhrüberschuß als ungünstig, weil sie dem Lande Geld entzieht.

Schon in einem im Jahre 1581 erschienenen Werke,<sup>1</sup> welches William Stafford zugeschrieben wurde, finden wir diesen Gedankengang. Bei Misselden (1623), dann bei Th. Mun (1664) und anderen englischen Schriftstellern wird er weiter ausgebaut und im 18. Jahrhundert vertreten ihn Belloni und Genovesi wie die deutschen Kameralisten, schon früher mehrere Franzosen.

In der Theorie von der Handelsbilanz zeigt sich zuerst ein allgemeiner,

<sup>1</sup> Schon im Titel der Schrift ist ihr Inhalt ausgedrückt, indem dieser Titel lautet: „England's treasure by foreign Trade. Or the Ballance of our foreign Trade is the Rule of our Treasure.“



wenn auch gewiß einseitiger Einblick in das Wesen der Volkswirtschaft. Mit Recht hat Henking darauf aufmerksam gemacht, daß in dieser Theorie gegenüber den damals in England vorherrschenden Ansichten, welche Geldausfuhrverbote für das richtige Mittel zur Hebung des Volkswohlstandes hielten, ein großer Fortschritt liegt. Schon bei Child (1669) ist ein wichtiger Fortschritt zu erkennen, indem nicht mehr, wie im Anfang, einfach die Handelsbilanz als die wirkliche Ursache der Verarmung oder Bereicherung des Landes betrachtet wird, sondern in ihr gewissermaßen die Spiegelung der Bewegung der Kräfte der gesamten Volkswirtschaft gesehen wird, welche Bewegung also nicht als ausschließliches Ergebnis des Außenhandels, sondern der gesamten Wirtschaftskräfte des Landes entsteht. Steuart, Forbonnais und Sonnelfels stehen schon auf dieser höheren Warte.

## 64. Die Überwindung der Handelsbilanztheorie

Je mehr sich die Grundlage ausweitete, welche die Handelsbilanzlehre stützen sollte, desto unsicherer wurde der Boden unter ihren Füßen. Je mehr nämlich die Frage erörtert wurde, woraus sich der auswärtige Handel nährt und in welcher Weise er dem Lande Geld entzieht, desto mehr mußte man erkennen, daß der auswärtige Handel nur eine Erscheinung der Wirtschaft der Völker ist und daß hinter ihm die Entfaltung der produktiven Kräfte des Landes, sowie die Konsumfähigkeit der Bevölkerung stehen.

Stark gefördert wurde diese Erkenntnis durch die Klärung der Ansichten über das Wesen und die Rolle des Geldes in der Volkswirtschaft. Vor allem war es Hume, der es klar erfaßt hat, daß das Geld nur ein Werkzeug des Verkehrs ist und nicht Reichtum an sich. Hiermit war die Bahn frei und was schon den späteren Merkantilisten nicht mehr ganz fremd war, daß nämlich die Handelsbilanz das Ergebnis des ganzen Aufbaues der Volkswirtschaft ist, gewann nun Leben und ließ die Frage des Außenhandels in neuem Lichte erscheinen.

Vor allem mußte nun eingesehen werden, daß Ausfuhr ohne Einfuhr ein Ding der Unmöglichkeit sei, daß vielmehr die Zunahme der Ausfuhr die Tendenz hat die Einfuhr zu steigern und umgekehrt. In dieser Erkenntnis steckt schon der zweite wichtige Satz der klassischen Lehre bezüglich des Außenhandels, nämlich der Satz von der selbsttätigen Ausgleichung der Handelsbilanz. Wenn nämlich die Ausfuhr eines Landes zur Einfuhr den Anreiz in sich birgt, so erscheint der ganze Außenhandel als ein Mechanismus, welcher sich selbst regelt, indem Angebot und Nachfrage sich hier ebenso ins Gleichgewicht setzen, wie am inneren Markte.



Aber schon Hume erkannte, daß im Mechanismus des Außenhandels trotzdem auch das Geld eine Rolle spielt. Indem das Saldo der Handelsbilanz durch Geldsendungen ausgeglichen wird, findet tatsächlich eine Goldbewegung statt, aber diese Bewegung ist nur Folgeerscheinung, welche sich nach jenen Faktoren der Volkswirtschaft richtet, welche den Außenhandel auf Grund der Beschaffenheit der Volkswirtschaft regeln. Das entscheidende Moment in der Lehre Humes liegt hauptsächlich darin, daß diese Goldbewegung keinen Gewinn darstellt, sondern den Mechanismus der Preisbildung in Bewegung setzt und durch Änderung der Geldmenge, sowie der Wechselkurse auf die Preise einwirkt und hierdurch eine Selbststeuerung des Außenhandels bewirkt. Ricardo war es dann vorbehalten, auseinanderzusetzen, daß das Gold wie jede andere Ware zu betrachten sei, welche nur ausgeführt wird, wenn der Stand der Volkswirtschaft dies fordert und das Gold jene Ware ist, welche am leichtesten entbehrt wird und den besten Preis erzielen kann. Erst hiermit war der Schlußstein zur Widerlegung der Handelsbilanzlehre gelegt.

Aus diesen Elementen ergab sich die Lehre der Klassiker über den Außenhandel, welche sich gegen die Lehre von der günstigen Handelsbilanz richtet. Sie enthält die Erkenntnis, daß auch der Außenhandel wirtschaftlichen Gesetzen unterworfen ist, und deshalb nicht nach Willkür geformt werden, und nicht nach Belieben durch künstliche Eingriffe Gewinn aus ihm gezogen werden kann. Gleichzeitig zerstört sie durch ihre Ansichten über das Geld den Glauben, daß die Heranziehung von Gold eine Reichumsvermehrung bedeute, indem sie zeigt, daß das herangezogene, wie das abwandernde Gold die Preise beeinflusst und deshalb nicht als Gewinn verbucht werden kann, sondern der Aufgabe der automatischen Regelung des Außenhandels dient.

Jene heftigen Angriffe, welche Smith gegen die Handelsbilanzlehre richtete, waren gewiß begründet, insofern sie die Ansicht bekämpften, daß durch Geldeinfuhr der Reichtum erhöht werde. Doch haben schon die späteren Merkantilisten die Verbindung des Außenhandels mit den Produktivkräften des Landes, wenn auch nicht immer klar, so doch dem Wesen nach erkannt.

## 65. Die Lehre von den komparativen Kosten

Schon Smith hat erkannt, daß der Vorteil des Außenhandels dort zu suchen ist, wo überhaupt der Vorteil jeder Arbeitsteilung liegt, nämlich darin, daß gewisse Waren von anderen Volkswirtschaften



wohlfeiler hergestellt werden können als im Inlande. Wäre er auch in dieser Richtung tiefer in das Wesen der Arbeitsteilung eingedrungen, so hätte schon er erkennen müssen, daß die internationale Arbeitsteilung nicht nur durch die Verschiedenheit der Produktionsbedingungen in verschiedenen Ländern bedingt, sondern auch in den Unterschieden der Produktionsvorteile des eigenen Landes begründet ist. Denn es genügt nicht einfach, daß eine Ware im Auslande billiger hergestellt wird, da es nicht nur darauf sondern auch auf den Wert jener Ware ankommt, die als Gegenwert überlassen werden muß. Der Vergleich der Herstellungskosten, also die komparativen Kosten entscheiden über die Austauschmöglichkeiten zweier Volkswirtschaften. In dieser Erkenntnis liegt das Verdienst Ricardos.

Ricardo geht bei seiner Untersuchung von der Arbeitswerttheorie aus, indem er annimmt, die Erzeugung einer gewissen Menge Tuches koste in England die Jahresarbeit von 100, die Erzeugung von Wein dortselbst die Jahresarbeit von 120 Arbeitern, während in Portugal die Erzeugung des Tuches mit 90, jene des Weines hingegen mit 80 Arbeitern in derselben Menge möglich wäre. In diesem Falle wäre also Portugal sowohl in der Erzeugung von Wein, als auch in jener von Tuch England überlegen. Trotzdem wäre es sowohl für England als für Portugal vorteilhaft, miteinander in Handelsverbindung zu treten und Tuch gegen Wein einzutauschen, da hierdurch sowohl England als Portugal gewinnen. Um den Wein zu genießen, welcher in England das Jahresprodukt von 120 Arbeitern beanspruchen würde, müßte es nur die Jahresarbeit von 100 Engländern opfern, während Portugal das Tuch sich nicht mit einer Jahresarbeit von 90 Arbeitern erkaufen müßte, sondern nur die Jahresarbeit von 80 Arbeitern dafür zu opfern hätte. Für den aus dem auswärtigen Handel erwachsenden Vorteil sind demnach nicht die absoluten Kosten, sondern die verglichenen Kosten, komparative Kosten genannt, maßgebend, da erst sie den Gewinn des internationalen Handels ausdrücken.

Die Theorie der komparativen Kosten war bei Ricardo ganz auf das Kostenprinzip, u. zw. auf die Arbeitswerttheorie eingestellt. In seiner Formulierung bleibt das Gesetz von Angebot und Nachfrage unberücksichtigt. Die Kosten als Angebotsfaktor bilden wohl die Grundlage seiner Theorie, aber die Nachfrage und die gegenseitige Einwirkung von Angebot und Nachfrage finden ebensowenig einen Platz in ihr, als der Umstand, daß es sich hier um Geldkosten und um in Geld ausgedrückte Preise handelt.

Diese Mängel der Theorie wurden rasch erkannt, obwohl vielleicht nicht immer nach ihrer wahren Bedeutung gewürdigt. Schon J. St. Mill wendet sich der Nachfrageseite zu, indem er in folgerichtiger Anwendung des Gesetzes von Angebot und Nachfrage von dem



Gleichgewicht der internationalen Nachfrage spricht, worunter er versteht, daß die Grenzen, innerhalb welcher sich der internationale Austausch der Waren vollzieht, durch die Stärke der Nachfrage der ausgetauschten Waren in beiden Ländern bestimmt werden.

Mill versucht auch schon den Geldwert als Faktor der Nachfrage in seine Theorie einzuarbeiten. Mit Recht nennt Angell seine Theorie einen genialen Versuch, den Einfluß des Geldwertes auf der Nachfrageseite mit der Rolle der Produktionskosten auf der Angebotsseite zu verschmelzen.<sup>1</sup>

In Anwendung seiner Theorie von den nicht in Wettbewerb stehenden Gruppen mußte auch Cairnes die allgemeine Formulierung auf Grund der Kosten ablehnen. Auch seine Erkenntnis, daß sich eben infolge der nicht in Wettbewerb stehenden Gruppen das Kostengesetz nicht in dem Sinne durchsetzen könne, daß Arbeitskosten und Geldkosten zusammenfallen, mußte ihn von der Ricardoschen Formulierung entfernen und ihn der Erfassung des wahren Tatbestandes nähern, wonach den internationalen Vergleichen nicht unmittelbar die Arbeitskosten, sondern Geldpreise zugrunde liegen. Nachdem die Grenznußentheorie sich verbreitete, mußte natürlich der Kostenstandpunkt auch von dieser Seite her Einwendungen unterliegen, z. B. bei Pareto, so daß sich die Theorie von der Arbeitswerthhypothese immer mehr entfernte.

Daß beim Grundgesetz des internationalen Handels der Nachfrageseite große Bedeutung zukommt, wird heute kaum mehr bestritten. Am weitesten geht diesbezüglich Eulenburg, indem er in der komparativen Kaufkraft — also in den Reichthumsunterschieden — jene Tatsache erblickt, welche den internationalen Austausch regelt. Dies scheint entschieden zu weit gegangen, denn die Rolle der Produktivitätsunterschiede rückt hier ganz in den Hintergrund. Die Ungleichmäßigkeit in der Ergiebigkeit verschiedener Produktionszweige innerhalb desselben Landes und von Land zu Land können nicht ohne entscheidende Wirkung auf den internationalen Handel sein. Was aber Eulenburg bezüglich der verschiedenen Ertragsgesetze und bezüglich des Einflusses der Einkommenverteilung, sowie des Zusammenhanges aller Preise vorbringt, ist überzeugend. Auch Angell kommt zu dem Ergebnis, daß nicht die Naturalkosten, sondern Geldkosten und Geldpreise über den Tausch entscheiden, worin auch der Einfluß der Einkommenverteilung enthalten ist. Und Tausch =

<sup>1</sup> The Theory of international Prices, Cambridge, Harvard Press 1926. S. 86.



fig, der, wie Angell am Grundgedanken Ricardos festhält, betont wiederholt den Einfluß der Nachfrage und weist ausdrücklich darauf hin, daß „die Eigenart der sozialen Gliederung eines Landes“ (i. sein unten genanntes Buch S. 75) den internationalen Güteraustausch beeinflusst, was ebenfalls den Hinweis auf die Einkommenverteilung enthält, welche die Nachfrage beeinflusst.

Außer diesen Erweiterungen der Theorie hat schon Cairnes auf den Zusammenhang mit den internationalen Kreditvorgängen hingewiesen. Taussig hat diesbezüglich die Frage eingehend beleuchtet und auch Eulenburg legt auf den Einfluß dieses Momentes, sowie darauf großes Gewicht, daß sich der Außenhandel unter dem Einflusse der ganzen Zahlungsbilanz vollzieht. Durch den Wechselkurs, welcher dem Einflusse der Verschiedenheit der Geldeinheit und ihrer Kaufkraft unterliegt, gelangt das Problem mit dem quantitativ-dynamischen Geldproblem in enge Verbindung.

## 66. Die Lehre von den Produktivkräften

Die zwei Grundpfeiler, auf welche die klassische Lehre vom Außenhandel aufgebaut ist, bilden der Satz von der Unbeweglichkeit der Produktionsfaktoren von Land zu Land und die Annahme, daß die Erzeugungskräfte eines Landes stets einer vollständigen Ausnützung zustreben. Besonders in letzterem liegt die Hauptstütze für ihre Freihandelstheorie, welche besagt, daß aus der Freiheit der internationalen Warenbewegung dem Lande kein Nachteil erwachsen könne, da die durch eine Wareneinfuhr verdrängten Produktivkräfte keine Verringerung des Beschäftigungsgrades verursachen können. Im Gegenteil. Wenn durch die Einfuhr die Verwendung von Arbeit und Kapital in einem Produktionszweig unrentabel wird, so wenden sich diese Faktoren einem anderen Erzeugungszweig zu, in welchem sie einen größeren Ertrag geben. So erscheint die Freiheit des Warenverkehrs als der größte Vorteil, weil er die Produktivkräfte in jene Verwendungen zwingt, in welchen sie am vorteilhaftesten verwendet werden können.

Wie wichtig für das Verständnis der klassischen Lehre diese beiden Sätze sind, ergibt sich daraus, in welcher Weise Ricardo den internationalen Handel begründet. Im Inlande sei es unmöglich, daß das Produkt von 100 Arbeitern für jenes von 90 oder 80 Arbeitern eingetauscht werde, weil eben die Produktionsungleichheiten sich ausgleichen würden. Dieser Beweglichkeit der Produktionsfaktoren im Inlande wird ihre Unbeweglichkeit von Land zu Land gegenübergestellt.

Der Satz von der Unbeweglichkeit der Produktionsfaktoren entsprach zur Zeit der Klassiker im großen ganzen der Erfahrung. Ob-



zwar er infolge Umsichgreifen der Kapital- und Arbeiterwanderungen schon längst den Vorgängen des Lebens nicht mehr entspricht, ist erst neuestens der Versuch gemacht worden, den neuen Sachverhalt in die Theorie hineinzuarbeiten.<sup>1</sup> Viel früher mußte der zweite Satz zum Widerpruche reizen, usw. hauptsächlich wegen seines vollständig statischen Charakters, indem er nicht damit rechnet, daß die Erzeugungskräfte eines Landes entwicklungsfähig sind.

Es ist das unvergängliche Verdienst von Friedrich List, durch seine Theorie der Produktivkräfte die Unzulänglichkeiten der statischen Betrachtung auf diesem Gebiete bewiesen zu haben. List hat erkannt, daß es nicht angeht, die produktiven Kräfte einer Volkswirtschaft als eine gegebene Größe zu behandeln, welche stets voll beschäftigt ist und deshalb nur Verschiebungen erleidet, wenn der ausländische Wettbewerb einen Teil dieser Kräfte aus einzelnen Produktionszweigen vertreibt. Die Produktivkräfte einer Nation können gewechselt, können aber auch zum Erschlaffen gebracht werden und müssen jedenfalls als eine bewegliche Größe aufgefaßt werden, welche auf die verschiedene Gestaltung der Verhältnisse in verschiedener Weise reagiert.

Hierdurch hat List auch den Glauben in die unbedingt segensreichen Folgen des Freihandelsystems erschüttert und die Theorie des Schutzzolles angebahnt. Freilich nicht in selbstem Sinne, wie die physiokratische und die klassische Schule die Freihandelstheorie begründet haben. Es zeigte sich nämlich, daß das richtige System der Handelspolitik keine Unbedingtheiten, keine absoluten, von der konkreten Gestaltung der Verhältnisse unabhängigen Postulate kennen kann. Sehr richtig sagt Diehl, daß eben das Problem falsch gestellt sei, wenn die Frage so aufgeworfen wird: Freihandel oder Schutzzoll, eines oder das andere um jeden Preis. Auch J. Wolf und andere vertreten diesen Standpunkt. Doch das weitere gehört schon nicht mehr in die Theorie, sondern in die Wirtschaftspolitik.

Eine gesunde Weiterbildung haben die Gedanken Lists in den gewissenhaften Untersuchungen Schüllers erfahren, wo eingehend dargelegt wird, welche Wirkung die Einfuhr auf die heimische Produktion unter verschiedenen Verhältnissen ausüben kann. Eine wichtige Bereicherung unseres Wissens müssen wir in den Ausführungen Schüllers erblicken, welche sich darauf beziehen, wodurch die Produktionsüberlegenheit einzelner Volkswirtschaften für einzelne Produktionszweige bestimmt wird. Schon J. St. Mill hat bemerkt, daß Erzeugungs- und Verbrauchsmengen, sowie die Höhe der Produktionskosten hierin die entscheidende Rolle spielen. Schüler untersucht nun diese Faktoren auf der Grundlage der subjektiven Preistheorie weiter und kommt zu dem Ergebnisse, daß die Produktionsüberlegenheit darin besteht,

<sup>1</sup> Vgl. u. a. Ohlins Artikel in der Zeitschrift f. Nationalök. Bd. II. (1930) 161—199.



daß ein Gebiet je größere Mengen einer Ware zu verhältnismäßig je niedrigeren Kosten herzustellen imstande ist. Es ist also die Schichtung des Marktes, welche bei der Produktionsüberlegenheit das entscheidende Wort spricht. Wichtige Folgerungen ergeben sich aus diesen Untersuchungen insbesondere bezüglich der Wirkung der Zölle auf die Volkswirtschaft.

In einer anderen Richtung wurde die Frage nach der Betätigung der Produktivkräfte auf gegebenen Gebieten durch Alfred Weber untersucht. Schon Thünen hat bezüglich der Landwirtschaft festgestellt, welchen Einfluß die Entfernung vom Markte durch die Transportkosten auf die Produktionsmöglichkeiten ausübt. Nachdem schon Launhardt die grundlegenden Zusammenhänge erkannte, hat Weber diesen Gedanken zu einer umfassenden Lehre vom Standorte der Industrien ausgebaut.

## 67. Die bullionistische Lehre über den Wechselkurs

Das Problem des Außenhandels wurde schon von den Merkantilisten mit dem Geldproblem in Verbindung gebracht. Nicht nur durch die Lehre von der Handelsbilanz, welche den Außenhandel als Mittel der Bereicherung betrachtet, sondern schon im Zusammenhang mit der Frage des Zinsfußes und der Wechselkurse. Schon der Streit zwischen Malynes und Misselden (zwischen 1601—1623) drehte sich um diese Fragen.

Wenn auch die Merkantilisten Geld und Reichtum nicht so ohne weiteres gleichgesetzt haben, wie oft angenommen wird, so haben sie doch unzweifelhaft Geldfülle als etwas Wünschenswertes betrachtet. Dies ist auch verständlich, wenn wir vor Augen halten, daß das Umsichgreifen der Geldwirtschaft in diese Epoche fällt. Auch die Mangelhaftigkeit ihrer Geldtheorie mußte zur Quelle von Irrtümern werden, da sie zwischen Geld und Kapital nicht zu unterscheiden wußten. So meint auch Locke, daß Geldfülle den Zinsfuß herabdrückt. Ein genügender Geldverkehr und ein niedriger Zinsfuß mußten als wünschenswert erscheinen, und hieraus stammt die große Wertschätzung für Edelmetalle und auch für den Außenhandel, welcher für nicht Gold produzierende Länder als Quelle der Goldzufuhr und somit des Aufblühens der Volkswirtschaft gewürdigt wird.

Die klassische Lehre widerlegte den Satz bezüglich der Bereicherung durch Goldzufuhr. Erst sie bahnte eine Theorie des Zusammenhanges zwischen Geldebewegung und Außenhandel an, indem sie die Frage untersuchte, wie sich die Geldebewegung in den internationalen Handel einschaltet. Hume ist es, der die Quantitätstheorie auf den internationalen Handel zuerst systematisch anwendet und die Nivellierungstheorie festigt. Hiernach verteilt sich das Gold in der Weltwirtschaft nach dem Bedarfe der einzelnen Völker. Es sind also die selbsttätigen Kräfte der Wirtschaft, welche das Gold automatisch auf-



teilen. Tritt in einer Volkswirtschaft eine Vermehrung der Goldmenge ein, so steigen die Preise, was die Einfuhr anreizt, wodurch wieder Geld entzogen wird. Bei einem Ansteigen der Ausfuhr tritt das Gegenteil ein.

Bald weitet sich das Problem in der Richtung der Wechselkurse aus. Veranlassung hierzu bot die Verschlechterung der englischen Wechselkurse während der napoleonischen Kriege. W. Boyd (1800) und Lord King (1803) machten hierfür die Inflation verantwortlich. Durch die breiter fundierten Ausführungen Ricardos<sup>1</sup> verschaffte sich diese Ansicht große Anhängerschaft. Solange keine Überemission stattfindet, meint Ricardo, werden sich durch die selbsttätige Regelung des Geldverkehrs die Wechselkurse auf ihrer normalen Höhe halten. Sobald jedoch infolge Überemission dieser Mechanismus gestört wird, muß sich, falls es sich um Papiergeld oder Banknoten handelt, — welche Ricardo noch nicht mit Klarheit unterschied — der Wechselkurs verschlechtern, da eben das einheimische Geld eine Wertverminderung erfährt.

So sind die ersten tieferegreifenden Erörterungen bezüglich der Bewegung der Wechselkurse der Beobachtung von Störungen in den Wechselkursen Englands zu verdanken. Für den normalen Fall, bei keiner Überemission, gilt laut der Theorie die automatische Regelung. Das Gewicht liegt in der Selbstregelung durch die Goldbewegung, welche durch die Beeinflussung der Preise durch Änderung der Geldmenge den Ausgleich bewirkt, indem Goldabfluß die Preise senkt und die Wechselkurse steigen läßt, wodurch die Einfuhr gehemmt, die Ausfuhr angeeifert wird. Aber dies gilt nur so lange, als kein Papiergeld an die Stelle des abgeflossenen Geldes tritt. In diesem Falle nämlich können die Preise nicht fallen und der Wechselkurs steigt weiter, so daß der Ricardosche Mechanismus versagt.

Noch weitgehender wurde dieser Standpunkt von Lord Overstone und seinen Anhängern ausgebaut, indem behauptet wurde, daß auch bei freier Einlösbarkeit Überemission stattfinden könne. Deshalb müsse dafür gesorgt werden, daß sich die Banknoten genau wie das Gold bewegen und keinen über die zur Verfügung stehende Goldmenge hinausgehenden Einfluß auf die Preise gewinnen. Dieser weitere Ausbau der Verbindung von Quantitätstheorie und Nivellierungstheorie wird Currenctheorie genannt.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> In seiner berühmten Schrift; *The high Price of Bullion, a Proof of the Depreciation of Bank Notes 1809* (deutsch in Diehl-Mombert: *Lehrstücke zum Studium d. Pol.-Ök. Geld Bd. I.*)

<sup>2</sup> Der Begriff currency umfaßt sämtliche Umlaufsmittel, also Hartgeld und Noten.



## 68. Die Theorie der Zahlungsbilanz

Die Ausführungen Ricardos blieben nicht ohne Widerspruch. Den so entstandenen Meinungsstreit bezeichnet man als die Bullionkontroverse, da Ricardo und seine Anhänger die „Bullionisten“ genannt wurden, weil sie dem Metallgelde eine so wichtige Rolle zuschrieben. Die Argumente der Gegner richteten sich nicht gegen den Mechanismus, welchen Ricardo und seine Anhänger darstellen, sondern gegen jene Ansicht, daß eine ungünstige Handelsbilanz unbedingt das Ergebnis einer Überemission sein und daher unbedingt von der Geldseite stammen müsse. Nur um diesen Punkt und um die Regelung des Geldwesens dreht sich der Streit, in welchem die Anti-bullionisten den Standpunkt vertraten, daß eine ungünstige Gestaltung der Wechselkurse auch anderen Ursachen entspringen könne.

Thornton hat schon 1802 diese Ansicht ausgesprochen und Tooke hat sie ein halbes Jahrhundert später statistisch verifiziert. Wie die bullionistische Lehre ist auch der Standpunkt der Antibullionisten auch für die Geldtheorie von erheblicher Bedeutung.

Für die Theorie der Wechselkurse liegt die große Bedeutung der Antibullionisten darin, daß sie zu einer genaueren Analyse jener Beziehungen Veranlassung gab, welche zwischen zwei Volkswirtschaften zu Zahlungsvorgängen führen können. Indem nämlich die Antibullionisten den Standpunkt vertraten, daß der Grund für die Verschlechterung der Wechselkurse nicht unbedingt in den Währungsverhältnissen zu suchen sei, haben sie auf jene Posten des internationalen Zahlungsverkehrs hingewiesen, welche, wie Subsidien, also staatliche Geldsendungen an das Ausland, Kreditoperationen zwischen zwei Volkswirtschaften — auf welche, wie wir sahen, schon Cairnes hingewiesen hat — nicht als Folge des inländischen Währungswesens auftreten. Hierdurch haben sie den Weg dafür angebahnt, ja schon beschritten, den Begriff der Handelsbilanz in diesem Belange durch einen anderen, nämlich durch jenen der Zahlungsbilanz abzulösen, welcher nunmehr nicht bloß die Warensendungen der Ein- und Ausfuhr, sondern alle jene Posten enthält, welche Sorderungen und Schulden aus dem internationalen Verkehr enthalten. Erst hierdurch konnte die Bedeutung dieser „unsichtbaren Posten“ (invisible exports and imports), welche der internationale Kapitalverkehr, Fracht- und Bankierdienste, der Fremdenverkehr, Geldsendungen von Auswanderern usw. entstehen lassen, erkannt und in ihrem erheblichen Einflusse auf die Lage beider Volkswirtschaften gewürdigt werden. Der Begriff der Zahlungsbilanz hat somit der ganzen Lehre



von den Wechselkursen ein neues Gesicht gegeben, wobei jedoch wiederum nicht an den Mechanismus von Geldmenge, Goldbewegung und Preisen zu denken ist, denn diesbezüglich hatte die Lehre von der Zahlungsbilanz nichts beizufügen, — sondern nur an die Bedeutung, welche ein klarer Überblick der auf den Wechselkurs einwirkenden Faktoren besitzt.

Schon den späteren Merkantilisten erschien der Begriff der Handelsbilanz, welcher zur Zeit entstand, als die internationalen Wirtschaftsbeziehungen der Völker noch ausschließlich aus Waren und Goldsendungen bestanden, zu eng. Doch operierte noch Ricardo mit dem Begriffe der Handelsbilanz, allerdings schon in einem Sinne, welcher nicht mehr dem engen Begriffe der alten Handelsbilanzlehre entspricht. Die Berücksichtigung der „unsichtbaren Posten der Handelsbilanz“ ist, wie oben ausgeführt wurde, das Verdienst der Antibullionisten, und schon Thornton würdigt sie nach Gebühr. Erst Lord Goschen (1863) aber ist zu einer klaren Zusammenfassung des Begriffes der Zahlungsbilanz gelangt und hat dann eine eingehende Analyse der Zahlungsbilanz gegeben und hierdurch die klare Unterscheidung von Handelsbilanz und Zahlungsbilanz begründet.

Indem die Theorie von der Zahlungsbilanz eine Analyse der Posten der ausländischen Forderungen und Verpflichtungen gab, ist sie auch zu einer Klärung des Verhältnisses von Zinsfuß und Wechselkursen gelangt. Sie mußte ja, nachdem der Kapitalverkehr als einer der wichtigsten Posten der Zahlungsbilanz durch sie erkannt wurde, auch zu dem Gedanken gelangen, daß der Zinsfuß die Zahlungsbilanz und die Wechselkurse beeinflussen müsse, indem er auf die Kapitalbewegungen einwirkt. So hat diese Lehre den Gedanken der Diskontopolitik angebahnt, also die bewußte Handhabung der Bankrate zur Beeinflussung der Kapitalbewegung und der Wechselkurse.

## 69. Die Theorie der Kaufkraftparität

Durch die Herausarbeitung des Begriffes der Zahlungsbilanz, sowie durch die Darlegung der auf sie wirkenden Faktoren schien die Theorie der Wechselkurse gefestigt. Trotzdem ist schon während des Weltkrieges der Streit um die Ursachen der Verschlechterung der Wechselkurse vom neuen entbrannt und die Ansicht wieder mit Wucht hervorgetreten, daß der Stand des Geldwesens Schuld an der Verschlechterung der Wechselkurse trage.

Schon während des Weltkrieges behauptete Wicksell, die Verschlechterung der Wechselkurse Deutschlands sei dadurch hervorgerufen worden, daß es versäumt wurde, die Diskontschränke rechtzeitig anzuziehen und deshalb das Steigen der Warenpreise und das Sinken des Geldwertes nicht verhindert wurde. Noch entschiedener wurde von Cassel behauptet, das Steigen der fremden Wechselkurse sei eine Folge der Inflation, und Cassel bemühte sich nachzuweisen, daß das Steigen der Devisenkurse



dem Steigen des Preisniveaus in Deutschland proportional sei, sonach eine Wirkung des gesunkenen Geldwertes darstelle.

Den entschiedensten Vertreter fand diese Theorie in Cassel, der sie in folgenden Worten zusammenfaßt: „... wenn zwei Valuten Inflation erlitten haben, ist der normale Wechselkurs gleich dem alten Kurse multipliziert mit dem Quotienten zwischen dem Grade der Inflation in dem einem oder dem anderen Lande.“<sup>1</sup> Diese Erklärung, welche dem Wesen nach die Theorie der Bullionisten auffrischt, da auch sie den Stand der Währung als die Ursache der Wechselkursverschlechterung betrachtet, wird die Theorie der Kaufkraftparität genannt, weil sie den Stand der Wechselkurse als Ergebnis der Kaufkraft des Geldes in zwei Ländern auffaßt.

Wie seinerzeit die bullionistische Lehre, so ist auch die Theorie der Kaufkraftparität durch das starke Hervortreten der Geldentwertung infolge der Inflation der Nachkriegszeit entstanden. Die Nachteile der Inflation rücken eben den Faktor des Geldwertes derart in den Vordergrund, daß neben ihm alles zu verschwinden scheint. Mit der Theorie von der Zahlungsbilanz steht die Theorie der Kaufkraftparität insofern nicht im Widerspruch, als auch diese den Einfluß einer Geldentwertung auf die Wechselkurse nicht leugnet. Was sie in Gegensatz zu der Zahlungsbilanztheorie bringt, ist daselbe, was die Bullionisten von den Antibullionisten schied, nämlich die Einseitigkeit ersterer.

Man braucht nur in Goschens Buch zu blättern, um sich zu überzeugen, daß auch er den Einfluß der Inflation auf die Wechselkurse anerkennt. Er erörtert ihn an der Hand der Beispiele von Österreich und Rußland. Diehl, Bendigen, Schmidt u. a. hielten auch weiter an der Zahlungsbilanztheorie fest, während Keynes und Mises der Kaufkraftparitätstheorie zuneigten. In Frankreich haben sie Astalion und Nogaro eingehend erörtert, wobei besonders ersterer seine Einwände klar faßt und eine „psychologische“ Theorie der Wechselkurse anzubahnen trachtet, indem er auch qualitative Momente neben den quantitativen berücksichtigt, so die Zukunftsaussichten usw.

Daß die Kaufkraft der Geldeinheit ein wichtiger Faktor der Wechselkurse ist, hat nie jemand bestritten. Hieraus aber zu folgern, sie sei der alleinige Bestimmungsgrund, ist entschieden zu weit gegangen, denn da Devisen den Waren ähnlich auf dem Markte nachgefragt und angeboten werden, können auch jene Veränderungen, welche durch Änderungen in der Zahlungsbilanz verursacht werden, nicht ohne Einwirkung auf ihren Preis, d. h. auf den Wechselkurs sein. Daß aber Änderungen in Angebot und Nachfrage bei Devisen nur aus Veränderungen im Geldwerte entstehen könnten, kann wohl kaum behauptet werden.

<sup>1</sup> Vgl. Cassel: Das Geldwesen nach 1914. Leipzig 1925. S. 105.



Das von Cassel wenig beachtete Verhältnis von Angebot und Nachfrage an Devisen muß doch auch einen, und zwar einen entscheidenden, der Kaufkraft adäquaten Einfluß auf die Wechselkurse besitzen. Und dieser Faktor ist in jenem der Kaufkraft nicht enthalten, weil die Posten der Zahlungsbilanz keineswegs einfach als Ausfluß der Kaufkraftänderungen entstehen. Die Schwankungen des Wechselkurses brauchen nicht Folgen von Kaufkraftveränderungen zu sein, sondern sie können ebenso gut durch Änderungen der Bedürfnisse, sowie der Produktion heraufbeschworen werden, welche sich durch Verschiebung von Angebot und Nachfrage, also durch Änderung der Posten der Zahlungsbilanz auswirken. Wohl hat Cassel darin recht, daß die Zahlungsbilanz stets ausgeglichen werden muß, doch eben deshalb muß dieser Ausgleich den Kurs drücken, wenn Devisen in Überschuß zu haben sind und ihn heben, wenn Devisen schwer zu bekommen sind. Dies wurde bei Ausbruch des Weltkrieges unzweifelhaft bewiesen, als der Pfundkurs in New York in die Höhe schnellte, weil die Vereinigten Staaten rasch große Zahlungen an England zu leisten hatten. Von einer Änderung der Kaufkraftparität konnte doch damals noch keine Rede sein.

Über den auswärtigen Handel lese man zunächst die oben erwähnten Grundwerke von Smith, Ricardo und J. St. Mill, ferner Cairnes *Some leading principles of political Economy* 1874. — Kurzer Überblick über diese Lehren bei: Eßlen: *Die Politik des auswärtigen Handels*. Stuttgart 1925. — Eulenburg: *Außenhandel und Außenhandelspolitik*. Tübingen 1929. — Taussig: *Theorie der internationalen Wirtschaftsbeziehungen*. Leipzig 1929. — Ferner Sölders: *Zur Theorie vom internationalen Handel*. Jahrb. für Nationalök. u. Stat. III. S. Bd. 49. — Bastable: *The theory of international trade*. 2. Aufl. London 1897. — Hobson: *International trade*. London 1904. — Schüller: *Schutzzoll und Freihandel*. Wien 1905. —

Über Wechselkurse: Ricardo: *Proposals for an economic and secure currency*. 1816 (deutsch bei Machlup: *Die Goldkernwährung*. Halberstadt 1925). Goschen: *The theory of foreign exchanges*. London 1863 (Deutsch. *Theorie der auswärtigen Wechselkurse*. Übers. v. Stöpel. Neudruck Berlin 1915). Cassel: *Das Geldwesen nach 1914*. Leipzig 1925. — Astalion: *Monnaie, prix et change*. Paris 1917. — Nogaro: *La monnaie*. Paris 1924. — Zur Dogmengeschichte J. W. Angell: *The theory of international prices*. Cambridge 1926. — Eine dogmengeschichtliche Übers. bei H. Leroy Fürst: *Die Entwicklung der Lehre von der Zahlungsbilanz im 19. Jahrh. bis 1873*. Arch. für Sozialwiss. u. Sozialpol. B. 56.

## VII. Das Konjunkturproblem

### 70. Das Problem

Das kapitalistisch organisierte Wirtschaftsleben ist reich an Wechselfällen. Rege Geschäftstätigkeit und Darniederliegen der Erwerbstätigkeit, ja oft schwere Erschütterungen des Wirtschaftslebens



wechseln im bunten, kaleidoskopartigen Bilde. Wenigstens für die am Anfang ihrer Aufgabe stehende Volkswirtschaftslehre, welche sich mühsam zur Erkenntnis der Grundzusammenhänge der Volkswirtschaft emporrang und in ihrem Drange nach Erforschung derselben statisch, d. h. nicht auf die Bewegungserscheinungen orientiert war, hatte es lange den Anschein, daß zeitweise, ohne jede Vorbereitung Störungen im Wirtschaftsleben auftreten, welche dasselbe von Zeit zu Zeit schwer erschüttern. Worauf diese Erschütterungen, Krisen genannt, zurückzuführen sind, war jene Frage, welche bald, nachdem die Grundlagen unserer Wissenschaft niedergelegt waren, als das Krisenproblem auftauchte.

Lange Zeit hindurch stand dieses Problem sozusagen anorganisch in der Volkswirtschaftslehre. Nicht als ob es nicht versucht worden wäre, die krisenartigen Störungen des Wirtschaftslebens aus den Kräften der Wirtschaft zu erklären. Aber es fehlte die wirkliche Perspektive, das Krisenproblem in unsere Wissenschaft organisch einzugliedern, weil die Wissenschaft auf eine statische Anschauungsweise eingestellt war, welche das Verhältnis der Wirtschaftskräfte zueinander als etwas bleibendes, in der Natur der Sache Begründetes betrachtete. Nur langsam wird begriffen, daß die Grundlagen der Volkswirtschaft selbst Änderungen unterliegen, ohne deren Erfassung der volkswirtschaftliche Verlauf selbst nicht wahrheitsgetreu zu verstehen ist. So reißt die Dynamik der Wirtschaft selbst zu einem Problem der Volkswirtschaftslehre heran.

Diese neue Perspektive, die dynamische Betrachtung des Wirtschaftslebens ließ nun langsam eine starke Ausweitung des ursprünglich isoliert dastehenden Krisenproblems eintreten. Die Krise steht nicht mehr isoliert, als eine unerwartet eintretende Störung des Wirtschaftslebens, sondern sie wird als ein Kettenglied im fortwährenden Auf und Ab der wechselnden Wirtschaftsbedingungen erfaßt. Sie erscheint dem dynamisch geschulten Forscherauge nicht mehr als etwas, was unvermittelt kommt und vergeht, sondern als eine Phase der wirtschaftlichen Dynamik. Mit einem Wort, das Krisenproblem weitet sich zum Konjunkturproblem aus, dessen Wesen die Erforschung jener Gründe ist, welche das Auf- und Abwogen der marktförmig orientierten Volkswirtschaft bewirken.

## 71. Die Überproduktionslehre

Ziemlich ratlos stand infolge ihrer statischen Einstellung die klassische Theorie dem Krisenprobleme gegenüber. Ihr ganzes System



war auf das harmonische Zusammenwirken der Kräfte des Wirtschaftslebens aufgebaut. Eine Störung dieses Einklanges war für sie, streng genommen, nur denkbar, wenn man sich die Wirtschaftskräfte nicht frei auswirken läßt. Muß ja der freie Wettbewerb nach ihrer Auffassung den höchsten Grad der unter den gegebenen Verhältnissen erreichbaren Wohlfahrt gewährleisten.

Auf dieser Grundlage war eine Erklärung für die wiederholt beobachteten Störungen des Wirtschaftslebens schwer zu finden. Höchstens Unvollkommenheiten in der Wirkung der Wirtschaftskräfte konnten zur Erklärung herangezogen werden, welche vorübergehende Störungen verursachen. Dementsprechend stammen auch die ersten Erklärungsversuche nicht aus dem Lager der klassischen Lehre, sondern von ihren Gegnern.

Es ist das große Verdienst von Malthus, erkannt zu haben, daß der menschliche Fortschritt, welcher die Fruchtbarkeit des Bodens, die Kapitalansammlung sowie die Verbesserung der Technik bewirkt, sich nicht harmonisch auf die Ganzheit der Gesellschaft verteilt. Die Kapitalansammlung wird durch die Ungleichheit der Einkommenverteilung stark gefördert, da ein großer Teil der Profite der Kapitalisierung zugeführt wird; dies fördert die Produktion weiter, ohne die Möglichkeit zu bieten, den Verbrauch der Güter mit ihrer zunehmenden Erzeugung Schritt halten zu lassen. So muß das Ergebnis sich in einer Übererzeugung äußern. Und zwar handelt es sich nach Malthus um eine allgemeine Übererzeugung in jenem Sinne, daß infolge übermäßiger Kapitalisierung von Einkommen teilen die Produktion stärker gefördert wird, als die Verbrauchsfähigkeit der breiten Bevölkerungsschichten zunimmt. Hiermit steht Malthus auch ander Schwelle jener Krisentheorie, welche die Lehre vom Unterverbrauch genannt wird.

## 72. Die Lehre vom Unterverbrauch

Der Begriff der Überzeugung enthält stets auch jenen des Unterverbrauchs in sich. Übererzeugung heißt ja ein Überdimensionieren der Produktion im Verhältnis zum Verbrauch. Deshalb ist auch die Linie zwischen der Lehre von der Übererzeugung und vom Unterverbrauch schwer zu ziehen. Jede Theorie der Überproduktion ist bis zu einem gewissen Grade eine Unterkonsumtionslehre zugleich, denn sie beruht auch gleichzeitig auf der Annahme, daß ein Teil der Produktion vom Markte nicht aufgenommen werden kann.



Schon in der Lehre von Malthus liegt ein Zusammenhang der Krisenlehre mit der Einkommenverteilung. Würde nämlich das Einkommen der Arbeiter anstatt jenem der Kapitalisten steigen, so würde ein größerer Teil der Einkommen zum Ankauf von Genußgütern verwendet werden und es könnte Absatz für die erzeugten Waren geschaffen werden. Ja die Zunahme der Produktion wäre auch langsamer, denn es würde nicht so viel Einkommen kapitalisiert, und so viel Kapital der Produktion zugeführt werden. Schon hierin liegt ein enger Zusammenhang mit der Einkommenverteilung. Ganz in den Mittelpunkt der Erklärung tritt aber dieser Zusammenhang bei Sismondi. Die Ungleichheiten der Einkommenverteilung, meint er, welche hauptsächlich aus der niedrigen Entlohnung der Arbeiter entstehen, seien die eigentliche Ursache der Krisen, denn die niedrige Entlohnung hindert die Arbeiter daran, aus ihrem Lohne die zunehmende Menge an Waren aufzunehmen zu können. So macht Sismondi unmittelbar die bestehende Einkommenverteilung für die Krisen verantwortlich.

Der sozialistischen Lehre konnte dieser Gedankengang nur willkommen sein. Liegt ja im selben eine scharfe Anklage gegen die bestehende Ordnung des Kapitalismus. So steht auch ihre Krisentheorie stets in Verbindung mit der Unterkonsumtionslehre.

Schon Proudhon hat geltend gemacht, die Arbeiter können mit ihren niedrigen Löhnen jene Produkte nicht zurückkaufen, welche sie erzeugen, da deren Preis auch den Profit des Unternehmers in sich schließt. Rodbertus muß auf Grund seiner Lehre von der fallenden Lohnquote zum selben Ergebnisse gelangen. Denn erhöht sich die Produktion mit fortschreitendem Kapitalismus, und nehmen die Arbeiter an der Steigerung des Wohlstandes infolge dieses Lohngesetzes nicht teil, so müssen Absatzstokungen eintreten, welche sich als Krisen fühlbar machen. Auch Marx mußte ähnlich denken, wenn er auch gelegentlich die Unterkonsumtionslehre tadelt und auch in einer anderen Richtung die Lösung sucht. Es ist eben die Betonung des Zurückbleibens der Verbrauchsfähigkeit der Arbeiter infolge der Einkommenverhältnisse der kapitalistischen Wirtschaft vom sozialistischen Gedankengang kaum zu trennen. So bildet auch die Krisentheorie einen wesentlichen Bestandteil der Wirtschaftstheorie des wissenschaftlichen Sozialismus. Die Erschütterung, ja der Zusammenbruch der kapitalistischen Wirtschaftsverfassung wird nicht zum letzten Teil von jenen Erschütterungen erwartet, welche die Krisen verursachen.

Obwar Marx, wie schon erwähnt, nicht bei einer einfachen Unterkonsumtionslehre stehen bleibt, so ist die sozialistische Krisentheorie doch auch weiterhin hauptsächlich auf die Unterkonsumtionslehre eingestellt. In dieser Richtung bewegt sich die Krisenerklärung von Kautsky und Rosa Luxemburg. Die Akkumulation des Kapitals und die fortschreitende Vermehrung des konstanten Kapitals setzt, in Verbindung mit



dem technischen Fortschritt, in wachsendem Maße Arbeitskräfte frei, womit die industrielle Reservearmee anwächst, was die Unabsehbarkeit eines großen Teils des Produktionsergebnisses nach sich zieht. Nur ein Vorstoß in noch nicht kapitalistisch organisierte Gebiete, also eine wirtschaftliche Expansion, kann den hierdurch unvermeidlichen Zusammenbruch der kapitalistischen Ordnung hintanhalten. Auch Oppenheimer erklärt die Krisen aus der industriellen Reservearmee, doch sieht er die Quelle derselben in jener landwirtschaftlichen Bevölkerung, welche infolge Eindringung des Kapitalismus in die Landwirtschaft freigesetzt wird.

Aber nicht nur der wissenschaftliche Sozialismus, sondern auch der Kathedersozialismus erblickt, wenn er die Theorie auch oft durch Herbeiziehung anderer Momente erweitert, eine Hauptquelle der Krisen im Unterverbrauch. Hierauf läuft auch die Theorie von J. Wolf hinaus, wenn er die Kapitalakkumulation als Krisenursache betrachtet, weil sie die Konsumtion einengt.

### 73. Die Lehre von der Übereinstimmung zwischen Erzeugung und Verbrauch

Wenn auch, wie wir sahen, Malthus auf den Grundlagen der klassischen Nationalökonomie die Krisen sozusagen als Folgen einer organischen Störung, also als Ergebnis von Unstimmigkeiten, welche dem Organismus der Volkswirtschaft anhaften, auffaßte, so entsprach der allgemeinen Auffassung der klassischen Schule doch eine andere Anschauung. Es erschien ihr die Behauptung, daß es ein Übermaß an Waren im allgemeinen geben könne, absurd. Können doch die menschlichen Bedürfnisse nie vollkommen befriedigt werden und solange sie es nicht sind, muß es doch eine Nachfrage nach Gütern geben. Deshalb, meinte auch diese Auffassung, widerspreche der Gedanke einer allgemeinen Überproduktion den Grundtatsachen des Wirtschaftslebens. Wurde doch die Überproduktion als ein Zuviel an Gütern hingestellt, und dies könne es, solange Bedürfnisse unbefriedigt bleiben, nicht geben.

Aber noch aus einem anderen Grunde mußte, wie es insbesondere Ricardo hervorhebt, die Überproduktion als etwas Unmögliches betrachtet werden. Die Güter werden ja nicht mit Geld, sondern im Endresultate mit Waren und Diensten bezahlt. Die Lüftung des Geldschleiers steckt hinter dieser Auffassung, welche das Geld bloß als Mittel des Tausches betrachtet und deshalb es nicht zugeben kann, daß Waren deshalb unabsehbar bleiben, weil es an Geld mangelt, sie zu kaufen.



- Diese Ansicht der Volkswirtschaft führt zu der Behauptung, es könne keine ständige Unstimmigkeit zwischen Erzeugung und Verbrauch bestehen. Wohl aber wird durch sämtliche Anhänger dieser Lehre bereitwilligst zugestanden, daß vorübergehende Störungen aus der Verhältnislosigkeit von Erzeugung und Verbrauch entstehen können.

Sowohl Ricardo, wie Senior und andere Vertreter dieser Lehre geben dies ohne weiteres zu. Doch das Wesen der Sache wird darin gesehen, daß dieser Überfluß an Waren bloß etwas Partielles und Vorübergehendes ist. Denn eben das Zusammenwirken der wirtschaftlichen Grundkräfte müsse, meint man, im Verlaufe der Zeit das Gleichgewicht wieder herstellen, weil eben einem Zuviel an einer Stelle ein Zuwenig an anderer Stelle entspricht und Erwerbsgeist sowie Wettbewerb dafür sorgen, daß die Übereinstimmung wieder hergestellt werde.

Den entschiedensten Ausdruck hat dieser Auffassung Say in seiner Theorie der Absatzwege (*théorie des débouchées*) verliehen. Jede Produktion, wird bei Say ausgeführt, bedeute gleichzeitig einen Verbrauch, denn die Erzeugung erfordert Rohstoffe und Arbeit und bringt also Nachfrage nach diesen hervor. Diese Nachfrage richtet sich entweder direkt auf Waren, oder indirekt, indem sie eine Nachfrage nach Arbeitskräften ist, welche aber wiederum Waren für ihren Lebensunterhalt brauchen. So könne — abgesehen von zeitweiligen Störungen — kein ständiges Mißverhältnis zwischen Erzeugung und Verbrauch bestehen.

Scharf wird diese Auffassung auch von James Mill vertreten. Es wird ausgeführt, daß die Erzeugung eine Wirkung des Verbrauches ist, da die Erzeugung selbst den Markt für die Erzeugnisse schafft, indem sie Güter erfordert und zugleich Kaufkraft schafft. Das Geld verkörpert nur diese Kaufkraft, die Kaufkraft selbst besteht jedoch eben darin, was erzeugt wird, denn die ganze Volkswirtschaft ist ein gegenseitiger Austausch von Gütern. Angebot und Nachfrage bedingen sich also gegenseitig und deshalb sei eine dauernde Überproduktion überhaupt nicht denkbar, denn sie stehe mit dem Wesen der Volkswirtschaft im Widerspruch.

Auf den Ideenkampf zwischen Say und Malthus können wir hier nicht eingehen. Es soll nur bemerkt werden, daß besonders der französische Zweig der klassischen Gefolgschaft sich natürlich auf den Standpunkt von Say stellte. Nur selbstverständlich ist dies für die Harmonieökonomik von Carey und Bastiat.

## 74. Die Entstehung des Konjunkturproblems

Die statische Betrachtungsweise der Volkswirtschaft, welcher das Krisenproblem stets schwere Arbeit gab, weicht nur langsam. Es ist gewiß kein Zufall, daß es zuerst amerikanische Gelehrte sind, die



durch die rasche Entwicklung ihrer Volkswirtschaft zu der vollen Erfassung der Tragweite jener Tatsache gelangen, daß die Volkswirtschaft ihrem Wesen nach kein statischer Vorgang ist. Schon Patten wendet sein Augenmerk auf die Dynamik der Wirtschaft und erkennt sie als ein wichtiges Problem unserer Wissenschaft. Clark arbeitet zwar in seiner Verteilungslehre mit den Voraussetzungen der Statik, doch sind diese für ihn ein Werkzeug der Forschung, eine Arbeitshypothese, und auch er hat seinen Anteil an der Anbahnung der dynamischen Betrachtung der Volkswirtschaft.

Jetzt erst reifen die Früchte jener Beobachtungen, welche Lord Overstone (1837) und später Clément Juglar (1860) gemacht haben. Schon der erstere hat erkannt, daß die Krise nicht unmittelbar eintritt, sondern bestimmte Phasen der Wirtschaft ihr vorangehen. Erst nachdem eine Belebung der Wirtschaft eingetreten ist, welche sich mit der Zeit steigert und zur Prosperität aufschwingt, tritt infolge Überspannung die Krise ein und folgt eine Periode der Stagnation und des Darniederliegens der Geschäftstätigkeit. Ähnliche Feststellungen finden sich bei Juglar, aber die statische Betrachtung jener Periode wußte sie nicht auszuwerten.

Nachdem jedoch die Dynamik der Wirtschaft als Problem der Volkswirtschaftslehre erfaßt war, konnte auch die Verwertung jener Beobachtungen nicht mehr ausbleiben, welche auf die Aufeinanderfolge der wechselnden Wirtschaftsphasen hinwiesen. Die Krisen werden als Glied einer Kette erkannt, welche die Dynamik der Wirtschaft schmiedet. Aufschwung, Konjunktur, Hochkonjunktur, Krise und Depression zeigen sich als die Glieder dieser Kette in ihrer typischen Aufeinanderfolge. Damit ist das Krisenproblem zum Konjunkturproblem geworden.

## 75. Wellentheorie und Kreislauftheorie

In zwei Richtungen wird die Antwort auf diese Frage gesucht. Vor allem kann man an Ursachen denken, welche nicht im Wirtschaftsverlauf selbst liegen, aber diesen entscheidend beeinflussen. Technische Erfindungen können hierfür als Beispiel dienen. Sie beleben die Volkswirtschaft, indem sie die Produktion ansetzen. Daselbe kann durch politische Ereignisse, welche sich auf die Wirtschaft vorteilhaft auswirken, eintreten. Diese Erklärung des Konjunkturverlaufes kann als Wellentheorie bezeichnet werden, weil sie in der auslösenden, von außen kommenden Ursache die bewegende Kraft des Verlaufes



erblickt, welche den statischen Verlauf stört und die Konjunktur als jene Bewegung ansieht, welche, nachdem die Wirkung der auslösenden Kraft erschöpft ist, wieder den Wellen ähnlich den Gleichgewichtszustand eintreten läßt.

Das Wesen der Wellentheorie liegt darin, daß sie den Konjunkturverlauf sich als den Übergang zwischen zwei statischen Gleichgewichtszuständen der Volkswirtschaft vorstellt. Für sie ist die Volkswirtschaft an und für sich statisch. Deshalb muß der Anstoß von außen kommen. Lebensfremd ist diese Annahme nicht, denn in unzähligen Fällen haben Ursachen, welche nicht im Wirtschaftsverlauf selbst ihre Quelle haben, Konjunkturen ausgelöst. Trotzdem ist die Wellentheorie nicht befriedigend, weil sie die regelmäßige, oft auf äußere Einwirkungen nicht zurückführbare Wiederkehr des Konjunkturverlaufes nicht zu erklären vermag.

Schumpeter, der den Konjunkturverlauf als einen Zustand zwischen zwei Gleichgewichtslagen betrachtet, hat diesen Mangel behoben, indem er im Unternehmer und seiner dynamischen Einstellung jenen Faktor erblickt, welcher durch sein Bestreben, neue Kombinationen der Produktionsfaktoren vorzunehmen, den statischen Verlauf stört. Hierdurch findet schon in der Wellentheorie Schumpeters das Moment der periodischen Wiederkehr des Verlaufes seine Erklärung, weil der Unternehmer ein ständiger Faktor der Volkswirtschaft ist.

Die Kreislauftheorie ist direkt auf dieses Moment, nämlich auf den Gedanken aufgebaut, daß das Wirtschaftsleben aus seiner Natur heraus den Konjunkturwechsel erzeugt. Im Wirtschaftsleben selbst, und nicht in äußeren Einwirkungen sucht sie die Ursache. Da der Konjunkturverlauf auch ohne äußere Ursachen eintritt, so ist eine Kreislauftheorie unentbehrlich. Ihr größtes Problem ist es, diese Erklärung mit der Lehre vom marktlichen Gleichgewicht in Einklang zu bringen.

Die Kreislauftheorie kann an alle jene Momente anknüpfen, welche die Krisentheorie zu ihrem Ausgangspunkt nahm, denn sie enthalten alle dynamische Momente. Können diese als organische Folgen des Wirtschaftsverlaufes aufgezeigt und der Zusammenhang gefunden werden, welcher sie mit dem Aufschwunge verbindet, so sind sie für die Kreislauftheorie verwertbar. Vor allem gilt dies für die Überproduktionstheorie, welche auch, als sie nur als Krisentheorie verwertet wurde, eine Erklärung für den Aufschwung bieten mußte, der dann in seiner Überspannung zur Krise führt.



Seitdem Bouniatian die Unterscheidung zwischen exogenen und endogenen Krisenursachen in die Literatur eingeführt hat, hat man mit Recht dieser Unterscheidung Bedeutung beigemessen und man überträgt sie auch auf die Konjunkturtheorien. Als exogene Theorien bezeichnet man demnach jene, welche die Ursache der Phasenänderungen nicht aus dem Wirtschaftsverlaufe selbst, sondern als Datenänderungen der Wirtschaft, welche jedoch als zeitweise wiederkehrend betrachtet werden, erklären. Demgegenüber versteht man unter endogenen Theorien jene, nach welchen die Wirtschaft die Phasenänderungen aus ihrem Verlaufe selbst stets vom neuen erzeugt. Nach der Terminologie Herkners können die exogenen Konjunkturtheorien auch als anorganische, die endogenen als organische Theorien bezeichnet werden. Man spricht auch von einer statischen Konjunkturtheorie, und meint hierunter jene Erklärung, welche annimmt, der Kreislauf ergäbe sich aus dem Übergang von einem Gleichgewichtszustand in den anderen, während die dynamische Konjunkturtheorie kein wirkliches Gleichgewicht der Volkswirtschaft anerkennt, sondern meint, daß sowohl die Hausse, als auch die Baisse den Faktor der Änderungen des bestehenden Zustandes in sich trägt. Nach den obigen Darlegungen fällt die statische Theorie mit der Wellentheorie, die dynamische mit der Kreislauftheorie zusammen. Die Kontinuität des Kreislaufes kann nur eine Theorie befriedigend erklären, welche organisch und dynamisch zugleich ist.

## 76. Die Überproduktionstheorie als Konjunkturtheorie

Die Ausbildung der Überproduktionstheorie zur Kreislauftheorie ist vor allem das Werk Spiethoffs. Der Grundgedanke dieser Lehre stammt, wie wir sahen, von Malthus, der die Überkapitalisierung zum Ausgangspunkte der Krisenerklärung machte. Dieser Gedanke wurde seitdem nicht fallen gelassen. Besonders Tugan-Baranowsky, Bouniatian und Hobson haben in verschiedener Weise an ihn angeknüpft. Doch in ihren Erklärungen klingen die Unverhältnismäßigkeit zwischen den einzelnen Produktionszweigen und die Lehre vom Unterverbrauch noch kräftig an. Spiethoff war es, der die Vorstellung, daß der Begriff der Überzeugung mit der Genußgüterphäre in Verbindung zu bringen wäre, in den Hintergrund gedrückt und mit allem Nachdruck den Gedanken herausgearbeitet hat, daß der Herd der Überproduktion im reproduktiven Konsum, insbesondere in der Sphäre des stehenden Kapitals zu suchen sei. Diesen Gedanken der Überdimensionierung der Produktionsanlagen im Aufschwunge hat dann auch Cassel stark verwertet.

Schon Bouniatian legt das Gewicht auf die zu üppige Ausrüstung der Volkswirtschaft mit Kapital während der Aufschwungsperiode. Da der Konsum mit der Zeit die anwachsende Produktion nicht aufnehmen könne, müsse eine Entwertung der Produktionsanlagen und



eine Dekapitalisation, d. h. eine Anpassung des Kapitalwertes an die verminderten Absatzverhältnisse vorgenommen werden. Auch Hobson, der das unverhältnismäßige Sparen als Ursache betrachtet, spricht von einem Abschreiben der Werte der im Aufschwung vorgenommenen Kapitalanlagen. Auch Veblen und Lewis, sowie auch Ciesmann ziehen dieses Moment heran und so tritt das Überkapitalisierungsmoment stark in den Vordergrund der Erklärung.

Aber Spiethoffs Lehre ist nicht nur deshalb von großer Bedeutung für die Konjunkturtheorie, weil sie die Lehre von der Überzeugung erheblich vertieft hat. Spiethoff hat auch in methodologischer Beziehung einen Weg eingeschlagen, den Juglar noch in unvollständiger Weise benutzte und der dann auch besonders in den Vereinigten Staaten erheblich ausgeweitet wurde. Es ist dies der Weg der realistischen Konjunkturtheorie, welche sich auf eine gründliche statistische und wirtschaftstheoretische Bearbeitung des induktiven Materials stützt. Auch in Frankreich wurde durch Lescure und Aftalion dieser Weg verfolgt. Er führt, da er sich auf alle Momente der Konjunkturercheinungen stützt, zu einer Ausweitung der Theorie, welche wir als synthetische Konjunkturtheorie bezeichnen könnten, denn trotzdem das Moment der Überzeugung im Vordergrund steht, hat sie Raum für alle jene Nebenumstände, welche wie die Gestaltung der Gewinne, das Steigen, der Erzeugungskosten usw. gute Anhaltspunkte für die Erklärung des weiteren Verlaufes der Konjunktur bieten. Auch die nähere Ausarbeitung der Konjunkturphasen wurde hierdurch stark gefördert.

Trotz der großen Verdienste, welche dieser Vertiefung der Überproduktionstheorie in der Erforschung des Konjunkturverlaufes gebühren, hat sie doch bis heute dem Wesen nach den Charakter als Krisentheorie behalten. Denn sie erklärt mehr den Verlauf und die Entwicklung des Aufschwunges, sowie die Unvermeidlichkeit des Rückschlages, als die Entstehung des Aufschwunges selbst. Spiethoff greift hier außer dem Hinweise auf die Kapitalansammlung zu seelischen Momenten. Gewiß ist nun dieses seelische Moment besonders in der Form, wie es durch Pigou in seiner psychologischen Konjunkturtheorie herangezogen wird, von großer Wichtigkeit. Die Verallgemeinerung von Marktstimmungen ist ein wichtiger Zug des Marktes, welcher für den Konjunkturverlauf große Bedeutung besitzt. Aber als Grundursache des Aufstieges ist dieses Moment unzureichend, weil es nur eine Begleiterscheinung von Erscheinungen ist, dessen Ursachen aus dem Wirtschaftsverlaufe selbst erklärt werden müssen. Sonst könnte auch die Irrtumstheorie befriedigen.



## 77. Zirkulationstheorien

### I. Die monetäre Konjunkturtheorie

Die Quantitätstheorie enthält infolge ihrer Einstellung auf das Verhältnis von Geldmenge und Preisen von Anfang an einen Hebel für die Erklärung der Belebung des Wirtschaftslebens. Sie setzt nämlich mit ihrer Erklärung nicht dort ein, wo es die Überproduktionslehre tut, welche aus der Unverhältnismäßigkeit von Sparen und Investieren die Unvermeidlichkeit der Krise beweist, oder die Unterkonsumtionslehre, welche dasselbe aus dem Fehlen der zur Aufnahme der in zunehmender Menge erzeugten Güter erklärt, sondern die Quantitätstheorie knüpft in der Änderung der Geldmenge an ein Moment an, welches auch das Sichherausheben der Wirtschaft aus der Depression zu erklären vermag. Jene Erklärungen, welche die Verursachung der Konjunktur in Veränderungen der Geldmenge suchen, faßt man unter der Bezeichnung monetäre Konjunkturtheorie zusammen.

Dieses Moment ist schon bei den älteren Krisenerklärungen verwertet worden. Allerdings mit einer lobenswürdigen Zurückhaltung, welche besonders die Anhänger der Currency-Schule stets zu der Betonung des Umstandes führte, daß die Einwirkung der Vermehrung der Geldmenge auf die Preise wohl nicht zu vernachlässigen sei, daß aber daneben auch anderen Faktoren Bedeutung zukomme. Norman, Lord Overstone, Tooke und Mac Culloch haben diese Vorsicht nie versäumt und ihre Notwendigkeit im Zusammenhange mit dem Krisenproblem stets betont.

Als dann später die Vermehrung der Goldproduktion die Gelehrten stark beschäftigte, wurde das Moment der Geldvermehrung im Zusammenhange und in direkter Anlehnung hieran aufgegriffen und Sombart verwertete so die Quantitätstheorie schon direkt als Konjunkturtheorie, indem er die Hausse aus der Zunahme der Geldmenge ableitete. Allerdings zog Sombart hierbei auch noch einen anderen Faktor in Betracht, indem er, freilich nur jenen Faktor, welcher den Abschluß der Hausse herbeiführt, also die Krisenursache, darin erblickt, daß die Ausdehnung der organischen mit jener der anorganischen Produktion nicht Schritt halten könne, weil erstere auf stärkere Hindernisse stoße und deshalb früher zum Stillstand kommen müsse, was zu Unverhältnismäßigkeiten in der Volkswirtschaft führe. Gerade in unseren Tagen wird wiederum viel, zwar nicht von der Ausdehnung der Goldproduktion, aber von der Zusammenballung der Goldvorräte in Amerika und in Frankreich gesprochen und in ihr die Krisenursache erblickt.

Zu einer wirklichen Bedeutung und zum Range einer umfassenden Konjunkturtheorie ist aber die Quantitätstheorie erst durch eine tiefgehendere Verknüpfung mit der Kredittheorie gekommen, welche den Vorgang mit der Kreditexpansion in Verbindung bringt.



So entstand jene Abart der monetären Konjunkturtheorie, welche auch als kreditäre Konjunkturtheorie bezeichnet wird. Sie stützt sich vor allem auf die breiteste Fassung des Geldmengenbegriffes, indem auch das Giralgeld mit inbegriffen wird. So schaltet sich der Kredit stark in den Vorgang ein, denn die Ausdehnung desselben verursacht laut der Quantitätstheorie eine Steigerung des Preisstandes, welche den Ansporn für die Ausdehnung der Produktion bietet.

Schon Wißsell hat in diese Erklärung die Rolle des Zinses eingeschaltet. Er unterscheidet zwischen dem natürlichen Zins, worunter jener Zins verstanden wird, welcher der Gleichgewichtslage der Volkswirtschaft entspricht und zwischen dem Geldzins, d. h. dem tatsächlichen Zins. Eine Ausdehnung der Produktion müßte, meint er, zu einer Erhöhung des Zinsfußes führen, da nur so die Kapitalnachfrage mit den vorhandenen Produktivgütern in Einklang zu bringen wäre; da aber die Banken aus Geschäftsrücksichten den Zins nicht rechtzeitig hinaufsetzen, so entsteht eine Diskrepanz zwischen natürlichem Zins und Geldzins, und die Produktion kann sich in ihrer Ausdehnung weiter wagen, als es der durch die vorhandene Produktionsgütermenge gegebenen Lage entspricht. Die Niederkhaltung des Zinses wird so zum Ausgangspunkt für die Erklärung des Aufstieges, da sie die Ausdehnung der Produktion begünstigt und der Vermehrung der Kreditgeldmenge Vorschub leistet, aber sie enthält auch die Krisenursache, indem die Überspannung und die dann unvermeidliche Erhöhung des Zinsfußes zum Zusammenbruch des Aufschwunges führt.

Im wesentlichen läuft auch die Theorie Irving Fishers hierauf hinaus, und Mijses vertritt einen ähnlichen Standpunkt, obzwar er gegen Wißsell polemisiert. Im Mittelpunkt seiner Erklärung steht die Länge der Produktionsperiode; durch den unter dem Gleichgewichtszins verbleibenden Zinsfuß werden längere Produktionsperioden gewählt, weil sie bei dieser Zinslage gewinnbringend sind. Als Folge tritt aber Verknappung der Unterhaltungsmittel für die Arbeiter ein, was den Aufschwung ins Stocken bringt, da nur durch eine Erhöhung des Zinsfußes der Vorgang mit den realen Güterverhältnissen in Einklang zu bringen ist, welche die längeren Produktionsperioden nicht mehr vertragen.

Mit dieser Einstellung des Problems auf die notwendige Diskrepanz zwischen natürlichem Zins und Geldzins ist die monetäre Konjunkturtheorie in den tiefsten Kern des Problems vorgeדרungen, denn sie beantwortet hierdurch die Frage, wo der Grund liegt, welcher die Störung des wirtschaftlichen Gleichgewichtes verursacht. Es ist nämlich klar, daß die Kreislauftheorie, solange sie einen solchen



Grund nicht aufweisen kann, mit den Grundlagen unserer statisch aufgebauten Markttheorie in Widerspruch gerät, da diese ja auf die gegenseitige Anpassung von Angebot und Nachfrage, also auf den Gleichgewichtsgedanken aufgebaut ist. Diesen Störungsgrund, welcher in das statische System ein dynamisches Moment hineinträgt, erblickt diese Fassung der monetären Konjunkturtheorie in der Änderung der Geldmenge auf dem Wege des Kredites im Zusammenhange mit der ausgeführten Diskrepanz zwischen Gleichgewichtszins und — wie wir den zweiten nennen könnten, — dynamischen Zins. Weiter vertieft wurde diese Theorie von Hayek.

Hayek stützt sich hierbei auf die Ergebnisse der neueren amerikanischen Banktheorie — insbesondere auf Phillips — indem er nachzuweisen trachtet, daß der Grund für die Diskrepanz der beiden Zinsarten nicht, wie bisher vornehmlich behauptet wurde, von den Notenbanken, sondern von den Kreditbanken ausgeht, und zwar deshalb, weil im modernen Banksystem eine Unterscheidung zwischen durch Bareinzahlung und durch Kreditgewährung entstandenen Depositen nicht möglich ist, da die durch die zusätzlichen Kredite entstandenen Depositen nicht bei den gleichen Banken auftreten. Hierdurch meint er, wird für das ganze Banksystem möglich, was für die einzelne Bank unmöglich wäre, nämlich es wird möglich, die Kredite über den Stand der echten Depositen zu steigern; da die Banken in ihrer Kreditgewährung bei diesem Banksystem nicht durch ihre Depositen, sondern durch Liquiditätsrückichten bestimmt werden, so kann auch infolge der Zunahme von zusätzlichen Krediten der Marktzins von dem Gleichgewichtszins abweichen, und somit den Zirkulus in der obigen Weise heraufbeschwören. Gewicht legt Hayek hierbei darauf, daß nicht die allgemeine Preisstandsänderung, welche man als Folge der Vermehrung der Geldmenge anzunehmen pflegt, sondern die an bestimmten Stellen auftretenden Preisänderungen — hier sollte, da der Kredit der Produktion zuströmt, die Produktionsmittelsphäre bezeichnet werden — das Gleichgewichtssystem stören.

Auch die Theorie von A. Hansen und Hawtrey ist auf die Rolle des Kredites aufgebaut. Letzterer ist einer der entschiedensten Vertreter der monetären Konjunkturtheorie. Von ihm stammt der Satz, daß die Konjunktur „a purely monetary phenomenon“ ist. Doch wird das Sinsmoment bei ihm als eine, allerdings durch das Anwachsen der Depositen verursachte, aber durch die Banken absichtlich vorgenommene Zinsfußermäßigung eingeschaltet.

## II. Die Theorie der disproportionalen Gestaltung der Einkommen

Sucht die monetäre Konjunkturtheorie die Ursache für die Störung des wirtschaftlichen Gleichgewichts in der Geldmenge und meint sie in ihrem modernen Ausbau dieselbe in der Geldflüssigkeit und im niedrigen Zinssatz zu finden, so suchen sie Foster, Catchings



und Hastings in den Sphären der Einkommenverteilung. Sie wollen nicht, wie es die monetäre Theorie tut, im Geldmechanismus die Ursache für die Störung des Gleichgewichtes finden, sondern im Marktmechanismus selber, welcher ihrer Ansicht nach die Ursache von Diskrepanzen organisch in sich trägt. Und zwar von zwei Seiten her. Einerseits nämlich schütten die Unternehmungen nicht ihren ganzen Gewinn als Dividenden aus, sondern verwenden einen erheblichen Teil für Anlagezwecke, — es ist dies eigentlich das Gesetz der Akkumulation, — andererseits können die Verbraucher nicht ihr ganzes Einkommen dem Verbräuche zuführen, sondern sie müssen einen Teil als Reserve ansammeln (ersparen). Hieraus entstehen Zirkulationsstörungen, da den Anlagen zu viel Kapital aus beiden Quellen zufließt.

Zwar berühren sich die Theorien von Veblen und Lescure nahe mit der Überkapitalisierungstheorie, aber sie greifen auch stark in die Zirkulationsphäre hinein, indem sie auf die Unstimmigkeit Gewicht legen, welche zwischen den Gewinnen der Aufschwungsperiode und der Störung entstehen. Hull, Aftalion und andere heben wieder die Diskrepanz zwischen dem größeren Ansteigen der Produktionskosten während des Aufschwunges und der Verlangsamung der Preissteigerung für die Erzeugnisse hervor.

Schon J. St. Mill hat die Krisentheorie mit der Abnahme der Profitrate in Zusammenhang gebracht, indem er meinte, das Abnehmen der Gewinne verleihe zur Spekulation und zu riskanten Unternehmungen. Der Margismus benützt dieses Moment als Grundlage der Konjunkturtheorie mit dem Hinweise, daß die Akkumulation und die hierdurch verursachte Abnahme der Profitrate zur Überspannung der Produktion führe.

Lederer knüpft daran an, daß die Preisgestaltung die Störungsursache des Gleichgewichtes in sich trägt, indem sie die Verteilung ungleichmäßig beeinflusst. In der Depression findet, da diese für die Verbraucherschichten infolge des niederen Preisstandes günstig ist, Kapitalansammlung statt, welche mit der Zeit den Aufschwung bewirken muß, der wieder für die Produzenten Vorteil bringt, so lange er nicht überspannt wird, indem die Preissteigerungen das angesammelt Kapital aufzehren und zugleich die weitere Ansammlung stark herabmindern. In der Preissteigerung hinken also die Löhne den Gewinnen nach, beim Preisfalle hingegen haben diese infolge der Beharrungstendenz einen Vorteil. Hier der Grund, weshalb es zu keinem ständigen stabilen Gleichgewichte kommen kann.



## 78. Schluß

Überblicken wir die lange Reihe der Konjunkturtheorien, so ist es unverkennbar, daß mehr oder weniger überall dieselben Faktoren zur Erklärung herangezogen werden. Die Ansammlung von Kapital, der zusätzliche Kredit, die Überdimensionierung des Produktionsapparates, das Ansteigen und hernach das Fallen der Profite werden durch jede Konjunkturtheorie verwertet. Nur in der Betonung der einzelnen Faktoren, in der Zuteilung einer mehr oder weniger zentralen Rolle an dieselben liegen die Verschiedenheiten. Hayek betont mit Recht, daß sich die Theorien von Spiethoff und Cassel mit der monetären Theorie leicht vereinbaren lassen, und die Einkommenstheorien verwerten auch ihrerseits das monetäre Moment, den zusätzlichen Kredit. Das Moment der Kapitalbildung im Zusammenhange mit Zirkulationsvorgängen, welche die Produktion und die Verteilung berühren, steht überall im Mittelpunkt der Erklärung, nur das ist strittig, an welchem Punkte die auslösende Ursache für die Dynamik der Wirtschaft liegt, durch welchen Faktor also ein ständiges statisches Gleichgewicht des Marktes verhindert wird.

Es liegt kein Zufall darin, daß die Theorien von Spiethoff und Mitchell so viel Erfolg hatten; beide umfassen die Vielseitigkeit des Problems und suchen der Komplexität der Ursachen gerecht zu werden. Neben den objektiven Tatsachen werden hierbei auch subjektive Momente berücksichtigt; so hauptsächlich psychologische Vorgänge (sowohl bei Ausbreitung der Hausse- als der Baissebewegung), welche schon Juglar gewahrte und heute besonders Pigou stark betont, aber auch Spiethoff, Mitchell und viele andere Autoren würdigen.

Einseitig bleibt stets die Erklärung des Zyklus aus Ernte- und Witterungsverhältnissen. Letztere ist nicht neuen Datums, denn schon Jevons suchte die Erklärung für die Krisen im Ernteausfall, welchen er mit dem Auftreten der Sonnenflecken in Verbindung brachte. Diegel hat die Erklärung aus dem Ernteausfall erheblich vertieft, und Moore hat versucht, die Konjunkturen aus der Verteilung der atmosphärischen Niederschläge zu erklären. Wenn auch viel Interessantes in diesen Theorien zu finden ist, so liegen sie doch abseits von jener Richtung, in welcher die meisten Theorien die Lösung suchen. Ohne die Würdigung der kapitalistischen und marktlichen Organisation der Volkswirtschaft läßt sich wohl eine dem ganzen Tatsachenkomplex gerecht werdende Konjunkturtheorie nicht aufstellen.

Über das Krisenproblem Schumpeter: Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. München und Leipzig 1912. (2. Aufl. 1926.) — E. H. Vogel: Die Theorie des volkswirtschaftlichen Entwicklungsprozesses. Wien u. Leipzig 1917. — Liefmann: Theorie des Sparens und der Kapitalbildung. Schmollers Jahrbuch. 36. Jahrg. — Spiethoff: Vor-



bemerkungen zu einer Theorie der Überproduktion. Schmollers Jahrbuch. 26. Jahrg., sowie der Artikel „Krisen“ in der 4. Aufl. des Handwb. der Staatswiss. 1925. — Tugan-Baranowsky: Studien zur Theorie und Geschichte der Handelskrisen in England. Deutsche Übers. Jena 1901. — Bouniatian: Studien zur Theorie und Geschichte der Wirtschaftskrisen. München 1908. — Juglar: Des crises commerciales et de leur retour périodique en France, en Angleterre et aux États Unis. Paris 2. Aufl. 1889. —

Zur Dogmengeschichte: Bergmann: Geschichte der national-ökonomischen Krisentheorien. Stuttgart 1895. — Fischer: Das Problem der Wirtschaftskrisen 1911. —

Über das Konjunkturproblem: E. Lederer: Konjunktur und Krisen. Grundr. der Sozialök. IV. Abt. I. Tübingen 1925. — Röpke: Die Konjunktur. Jena 1922. — Mombert: Einführung in das Studium der Konjunktur. Leipzig 1921. — Löwe: Der gegenwärtige Stand der Konjunkturforschung in Deutschland. Festsache für Brentano. II. Bd. München und Leipzig 1925. — Astalion: Les crises periodiques de surproduction Paris 1913. — Mitchell: Business cycles. New York 1913. — A. H. Hansen: Business cycle theory, New York (ohne Jahreszahl). — Vanderbilt: Problems in business economics, Chicago und New York 1924.



# I. Namenverzeichnis

- |  |   |   |
|--|---|---|
| Adrianse 65  | Briefs 85   | Davenant 7  |
| Aftalion 34, 65, 71,<br>120, 133, 134, 143,<br>149   | Bücher 15   | Davenport 17, 27, 43,<br>55, 65, 69, 83                               |
| Altmann 121  | Budge 90  | Diehl 20, 21, 24, 26, 39,<br>41, 46, 50, 74, 81, 92,<br>100, 128, 133 |
| Amonn 13, 19, 21, 37,<br>39, 41, 42, 46, 47, 50,<br>58, 68, 71, 75, 81, 100,<br>111                        | Buquoy 109  | Diegel 17, 23, 36, 38,<br>40, 45, 47, 50, 92                          |
| Amorofo 17   | Buridan 104, 107  | Döring 121  |
| Anderson, James 49, 72   | Cairnes 12, 24, 26, 27,<br>28, 51, 114, 126, 127,<br>131, 134   | Dühring 12  |
| Andreae 61   | Canuan 71   | Dupont de Nemours 10  |
| Angell 126, 127, 134   | Cantillon 22, 48, 115   |   |
| Aristoteles 21, 29   | Carey 12, 23, 73, 97,<br>114  | Edert 85  |
| Ashley 15  | Carver 17, 65, 71, 74,<br>83, 88, 90, 99, 115   | Edgeworth 17, 65, 74  |
| Aufpiß 17  | Cassel 17, 42, 45, 47,<br>57, 58, 68, 71, 75, 89,<br>100, 111, 117, 118,<br>121, 132, 133, 134,<br>142, 148 | Elster 111, 120   |
| Baader 13  | Catchings 147   | Ehlen 26, 134   |
| Barbon 29  | Cherbuliez 87   | Eulenburg 126, 127,<br>134  |
| Barone 17, 19  | Chenavlier 98   |   |
| Bastable 134   | Child 7, 123  | Federn 111  |
| Bastiat 12, 73, 97, 139  | Clarke 17, 34, 35, 42, 55,<br>64, 71, 74, 84, 85, 99,<br>140  | Ferrara 23  |
| Baudeau 10   | Clarke (junior) 21  | Setter 17, 71, 74, 88,<br>89, 99, 116, 119                            |
| Becher 8   | Colbert 8   | Sichte 108, 109   |
| Belloni 122  | Commons 69, 71, 74  | Sischer 149   |
| Bendigen 110, 133  | Condillac 29, 52, 98,<br>104  | Sisher, Irving 17, 88,<br>117, 118, 120, 145                          |
| Bentham 29, 30   | Conrad, Otto 41, 43   | Slur 65   |
| Berens 76  | Cornélijsen 25, 38, 39,<br>71, 100, 101   | Söldes 134  |
| Bergmann 149   | Cromwell 8  | Sorbonnais 123  |
| Berkeley 108, 111  | Courcelle-Seneuil 12,<br>87   | Soster 147  |
| Bernhard 101   | Cournot 59  | Sullarton 116   |
| Besold 8   | Cuñel 40  |   |
| Bird 32  |   | Galiani 29, 52, 104   |
| Bodin 7, 113   |   | Gelesnoff 26, 70, 71,<br>115  |
| Bouniatian 142, 149  |   | Genovesi 8, 122   |
| Böhm-Bawerk 17, 19,<br>31, 33, 34, 35, 37, 38,<br>39, 54, 55, 64, 67, 68,<br>70, 80, 86, 88, 89, 90,<br>95 |   | Genß 13   |
| Bortfiemitz 88   |   | George, Henry 62  |
| Boyd 130   |   | Gide 13, 106  |
| Brentano 15, 46, 85,<br>93, 97   | Dalberg 110   | Gobbi 47  |
|  | Davanuzzi 29, 52, 102,<br>113, 117  | Gofchen 132, 133, 134   |
|  |   | Gottl-Ottilienfeld 46,<br>47  |



- Goffen 17, 18, 29, 30,  
Graziadei 39, 40 [31  
Graziani 88  
Gutmann 110, 111
- Hadley 103  
Haller 13  
Hainisch 90  
Hales 102, 113  
Hansen, A. H. 146, 149  
Hasbach 19  
Hastings 147  
Hawtrey 119, 120, 121  
Haydt 35  
Hayek 17, 35, 146, 148  
Hearn 98  
Hefendehl 43  
Helfferich 119, 120  
Hertner 142  
Hermann 12, 17, 51,  
80, 81, 86, 96, 106  
Hesse 19  
Heyting 123  
Heyn 112  
Hildebrand 15, 16, 29  
Hilferding 86  
Hobson 54, 55, 65, 69,  
71, 85, 134, 142, 143  
Hoffmann, Friedr. 121  
Hoffmann, Joh. Gottfr.  
120  
Holländer 66  
Honegger 41  
Hornig 8  
Hufeland 12, 29, 105,  
112, 120  
Hull 147  
Hume 112, 124, 129
- Inama Sternegg 76  
Jefin 10
- Jakob 12, 114  
Jevons 15, 16, 18, 30,  
31, 37, 53, 56, 66, 88,  
89, 98, 120 [149  
Juglar 140, 143, 148,  
Justi 8
- Katzer 43  
Kaulla 46, 104
- Kauß 30  
Kautsky 137  
Kemmerer 117, 118  
Keynes 117, 118, 133  
King 130  
Kiichiro Soda 111  
Kleinwächter 42, 43  
Klod 8  
Knapp 15, 105, 106,  
109, 110, 111, 120  
Knies 15, 16, 73, 87,  
106, 120  
Kraus 12
- Landauer 17, 35, 71  
Landry 90  
Lassalle 15, 92  
Lauderdale 86  
Laughlin 118, 120  
Lauthardt 17, 129  
Law 103, 104, 113  
Lederer 38, 147, 149  
Lenz 20, 21  
Lerol-Hürst 134  
Leroy Beaulieu 12, 98  
Lescure 143, 147  
Leslie Cliff 15  
Le Trosne 10  
Levasseur 12, 98  
Legis 39, 40, 50, 111,  
143  
Lieben 17  
Liefmann 43, 65, 69,  
111, 148  
Lift 14, 128  
Loche 48, 113, 115, 129  
Longe 96  
Longfield 66  
Loria 23, 62, 69, 71,  
115  
Loß, E. 29  
Löwe 149  
Luden 12  
Luxemburg 137
- Mac Culloch 24, 49, 77,  
78, 82, 94, 144  
Mac Dane 36, 37, 38,  
55, 87
- Mahr 90  
Malthus 12, 49, 62, 72,  
86, 94, 115, 136, 138,  
139, 142  
Malynes 102, 129  
Mangoldt 73, 83, 84,  
87  
Marshall 17, 23, 37, 50,  
51, 58, 68, 73, 74, 83  
Marx 15, 25, 26, 69, 71,  
75, 79, 80, 81, 93, 115,  
137  
Mauvillon 10  
Mayer, Hans 17, 31, 35  
Menger 16—19, 31 bis  
34, 53—55, 57, 87, 88,  
103  
Mercier de la Rivière  
10  
Mill, James 24, 78, 87,  
94, 139  
Mill, John Stuart 12,  
13, 27, 48, 51, 59, 73,  
78, 82, 94, 96, 106,  
115, 125, 126, 128,  
134, 147  
Mirabeau 10  
Mises 103, 106, 120,  
133, 145  
Mißfelden 122, 129  
Mitchell 21, 148, 149  
Mithoff 42  
Mohrmann 42, 43  
Moll 121  
Mombert 149  
Monchretien 7  
Monroe 121  
Montanari 8, 29, 52,  
102, 113  
Moore 148  
Mun 7, 113, 122  
Munhard 108  
Müller, A. 13, 14, 19,  
108, 109
- Neißer 117, 118  
Neubauer 58  
Neumann 40  
Nogaro 118, 134  
Normann 144



- Obrecht 8  
 Ohlin 128  
 Ondén 10  
 Oppenheim 104, 120  
 Oppenheimer 62, 69,  
 76, 90, 115  
 Oresmius 104  
 Ortes 44  
 Otte 76 [144  
 Overstone 130, 140,  
 Pályi 120, 121  
 Pantaleoni 17, 19, 84,  
 88, 112  
 Pareto 17, 19, 41, 58,  
 106, 126  
 Passy 12  
 Patten 26, 27, 38, 140  
 Petrazitsky 71  
 Petty 7, 22, 105, 114  
 Peşet 10  
 Philippovich 17, 55  
 Philipps 146  
 Pierjon 68  
 Pierstorff 80, 85 [148  
 Pigou 17, 71, 74, 143,  
 Proudhon 137  
 Quesnay 9, 10  
 Rau 12, 45, 52, 82  
 Ricardo 11, 18, 24, 26,  
 27, 49, 62, 63, 72, 73,  
 76, 77, 79, 80, 81, 90  
 bis 94, 97, 100, 105,  
 115, 116, 124, 125,  
 127, 130 bis 132, 134,  
 138, 139  
 Ricca Salerno 88  
 Rijs 13  
 Robertson 17, 117  
 Rodbertus 15, 25, 69,  
 75, 76, 78, 93, 137  
 Rogers 15  
 Röpfe 149  
 Roscher 15, 16, 106  
 Salin 21  
 Salz 100  
 Sartorius 12  
 Sax 90  
 Say, J. B. 12, 13, 67,  
 78, 81, 82, 86, 139  
 Say Léon 12 [82, 87  
 Schäffle 52, 73, 76, 80,  
 Scharling 38, 55  
 Schlettwein 10  
 Schmalz 10  
 Schmidt, S. 133 [19, 93  
 Schmoller 15, 16, 18,  
 Schumpeter 13, 19, 37,  
 38, 56, 58, 69, 75, 76,  
 85, 86, 89, 111, 117,  
 118, 120, 141, 148  
 Schüller 100, 101, 128,  
 Schulz 13 [134  
 Seager 37, 54, 65  
 Sedendorff 8  
 Seligman 17, 37, 39,  
 55, 65, 96, 97, 99  
 Senior 12, 23, 26, 37,  
 52, 87, 90, 94, 106,  
 114, 139  
 Serra 8  
 Sidgwick 66  
 Silberstein 101  
 Sismondi 14, 19, 106,  
 Sivers 90 [137  
 Smart 112  
 Smith 10—13, 22, 51,  
 64, 77—80, 82, 83,  
 105, 112, 124, 134  
 Soden 12  
 Sombart 15, 144  
 Sonnenfels 8  
 Spann 10, 20, 21, 39,  
 40, 41, 46, 58, 60, 61,  
 109, 120  
 Spiethoff 21, 96, 142,  
 143, 148  
 Stafford 122  
 Stuart 51, 108  
 Stolzmann 36  
 Supino 66, 95  
 Surányi-Unger 13  
 Taufsig 17, 65, 66, 88,  
 95, 101, 116, 127, 134  
 Thomas 29  
 Thomas von Aquino,  
 hlg. 22, 102  
 Thompson 25  
 Thornton 96, 131, 132  
 Thünen 17, 34, 64, 76,  
 86, 97, 98, 129  
 Toote 15, 116, 131, 144  
 Torrens 78, 90  
 Toynbee 15  
 Truchy 70  
 Tugan-Baranowsky  
 25, 26, 70, 71, 81, 100,  
 101, 142, 149  
 Tugwell 21  
 Turgot 10, 52, 86, 104  
 Vanderblue 149  
 Vaughan 102, 113  
 Dehlen 65, 143, 147  
 Verriijn Stuart 32, 100  
 Vogel 61, 148  
 Voigt 42, 47  
 Wagner, A. 17, 75, 115,  
 120  
 Walker 27, 66, 81 bis  
 83, 85, 96—98, 112,  
 120  
 Walras 16—19, 56 bis  
 58, 120  
 Weber, Adolf 21, 83,  
 88, 90  
 Weber, Alfred 129  
 Weber, Max 20, 21  
 Weinberger 32  
 Weist 72  
 Widjell 17, 56, 58, 65,  
 88, 90, 95, 99, 117,  
 119, 132, 145  
 Widjstedt 17, 76  
 Wieser 17, 18, 29, 31,  
 33—35, 38, 64, 76,  
 119, 120  
 Wilbrandt 71, 82  
 Wolf, J. 128, 138  
 Young 21  
 Zuckersandl 38, 46  
 Zwiedinck-Südenhorst  
 58, 76, 100, 111, 120



## II. Sachverzeichnis

- Abnehmende Lohn-  
quote 78, 93  
 Abnehmender Boden-  
ertrag 12, 49, 72  
 Abnehmender Ertrag  
49  
 Abnehmender Nutzen  
30  
 Absatzwege (Theorie  
der) 139  
 Absolute Grundrente  
75  
 Absolute Rente 73  
 Abstinenz 23  
 Abstinenztheorie 87, 90  
 Abstrakte Rechnungs-  
einheit 111  
 Agiottheorie 88, 90  
 Akataktische Geld-  
theorie 103  
 Allgemeine Nutzungsgrenze  
38  
 Angebot 48  
 Angebotskurve 56  
 Anorganische Konjunkt-  
urtheorie 142  
 Anschauliche Theorie 20  
 Antibullionisten 131  
 Antinomie des Wertes  
45  
 Anweisungstheorie 107  
 Arbeit 11  
 Arbeitsaufwendungen  
Arbeitslohn 90 [23  
 Arbeitsopfer 23  
 Arbeitsteilung 11  
 Arbeitswerttheorie 23,  
24, 25  
 Aufklärungsphilosophie  
9  
 Aufschwung 140 [78  
 Ausbeutungstheorie 69,  
Ausgleichung der Pro-  
fitrate 79  
 Ausgleichung der Han-  
delsbilanz 123  
 Außenhandel 121
- Bedürfnisbefriedigung  
29  
 Bedürfnissättigungs-  
gesetz 29  
 Behaviorismus 21  
 Beliebig vermehrbare  
Güter 26  
 Besitzrente 75  
 Bevölkerungsgesetz 12,  
72  
 Bodensperre 69  
 Bullionisten 131  
 Bullionkontroverse 131
- Cambridger Schule 17  
 Chartalthorie 110  
 Clartssches Gesetz 32  
 Colbertismus 8  
 Currencytheorie 130
- Debouchées (théorie  
de) 139  
 Defkapitalisation 143  
 Depression 140  
 Differentialrente 72  
 Diskontpolitik 132  
 Disutilitytheorie 37  
 Durchschnittsprofitrate  
79  
 Dynamik der Wirtschaft  
135  
 Dynamische Konjunkt-  
urtheorie 142  
 Dynamische Theorie d.  
Unternehmensgewin-  
nes 84  
 Dynamische Zinstheo-  
rie 89, 90
- Eheres Lohngesetz 92  
 Eigennutz 11  
 Einkommenstheorie d.  
Geldwertes 120  
 Einkommenverteilung  
61, 71  
 Elastizität der Nach-  
frage 59
- Endogene Konjunktur-  
theorie 142  
 Enthaltbarkeit 87  
 Entwicklungsgesetze 15  
 Ertragsgesetze 49  
 Ertragswert 45  
 Erzwungener Gewinn  
55  
 Ethische Schule 14  
 Exogene Konjunktur-  
theorie 142
- Fallende Lohnquote 78,  
93  
 Fallende Profitrate 79  
 Freie Güter 44  
 Freihandelstheorie 127  
 Frictionstheorie 84  
 Fruchtbarkeit 10  
 Frustrationstheorie  
86  
 Funktionale Methode  
18, 60  
 Funktionelle Verteilung  
64  
 Funktionstheorie des  
Geldes 107, 111
- Gattungsnutzen 29  
 Gattungswert 45  
 Gebrauchswert 22, 44  
 Geld 101  
 Gemeine Zurechnung  
34  
 Generelles Gut 111  
 Genußausgleich 30  
 Gesellschaftlich notwen-  
dige Arbeitszeit 115  
 Gesellschaftsgrenz-  
nutzen 39  
 Gleichgewicht (wirt-  
schaftliches) 17, 34, 55  
 Gleichwertigkeit 46  
 Gossensche Gesetze 30,  
40, 46  
 Grenzaufgaben 119



- Grenzertrag 64, 72, 95, 99  
 Grenznutzen 16, 31, 56  
 Grenznutzenlehre 16  
 Grenzklasse 55  
 Grenzkosten 27  
 Grenzpaare 54  
 Grenzproduktivität 34, 64, 71, 99  
 Grenzreihen 55  
 Grenzverwendung 35  
 Greshamsches Gesetz 103  
 Grundrente 64, 72, 76  
 Güter 21  
 Güter erster, zweiter Ordnung usw. 44  
  
 Handelsbilanztheorie 122  
 Harmonie der Wirtschaftskräfte 12  
 Hedonistisches Prinzip 18, 29  
 Herstellungskosten 22, 23  
 Historische Schule 15  
 Hochkonjunktur 140  
 Höchste Kosten (Gesetz der) 49  
 Homo oeconomicus 14, 18  
 Horte 115  
  
 Idealtypus 20  
 Indifferenzlinien 41  
 Industrielle Reservearmee 16, 69, 93, 138  
 Institutionelle Schule 21  
 Intensitätsrente 73  
 Isolierungsverfahren 17  
 Isolierter Tausch 53  
  
 Jüngere histor. Schule 15  
  
 Kameralwissenschaft 8  
 Kapitaldisposition 88  
 Kapitalgewinn 77  
 Kapital höherer Ordnung 109  
 Kapitalprofit 83  
 Kapitalzins 82  
 Katallaktische Geldtheorie 103  
 Kaufkraftparität 132, 133  
 Klassische Schule 11, 12  
 Komparative Kaufkraft 126  
 Komparative Kosten 125  
 Komplementarität 32  
 Konjunktur 140  
 Konjunkturproblem 135  
 Konsumentenrente 74  
 Konsumtionsgüter 44  
 Konträrtheorie 91  
 Konvenienz (ökonomische) 47  
 Konventionstheorie 102  
 Konzentrationstheorie 16  
 Kostenbegriff 22, 23, 24, 36, 51  
 Kostengesetz 48, 49  
 Kostenmittel 34  
 Kostenprinzip in der Verteilung 62  
 Kreditexpansion 144  
 Kreditäre Konjunkturtheorie 145  
 Kreditschöpfung 116  
 Kreislauf der Güter 10, 61  
 Kreislauftheorie 141  
 Krise 140  
 Krisenproblem 135  
  
 Lausanner Schule 16  
 Leihzins 77  
 Lohn 64  
 Lohnfonds 94  
 Lohnfondstheorie 94  
 Lohnsteigerungen 93  
  
 Markt 11  
 Markt der Produktivgüter 66, 67  
 Markt der Zukunftsgüter 67  
 Marktkennntnis 59  
 Marktpreis 48  
 Mathematische Schule 16  
 Mehrwert 25  
 Mehrwerttheorie 25  
 Merkantilismus 7  
 Metallismus 105  
 Methodenstreit 18  
 Modales Geldproblem 101  
 Monetäre Konjunkturtheorie 144  
 Monopolpreis 50, 59  
 Monopolrente 74  
 Motivierte Produktivitätstheorie 86  
  
 Nachfrage 48, 51, 58  
 Nachfragekurve 56  
 Naive Produktivitätstheorie 86  
 Naturgesetze 9  
 Natürliche Ordnung 9  
 Natürlicher Lohn 65  
 Natürlicher Preis 48  
 Natürlicher Wert 22  
 Natürlicher Zins 65, 145  
 Naturrecht 8  
 Nicht im Wettbewerb stehende Gruppen 27  
 Nivellierungstheorie 129  
 Nominalismus 110, 111  
 Normalpreis 48  
 Notwendiger Preis 48  
 Nutzeneinbuße 36  
 Nutzungstheorie 87  
 Nützlichkeit 29  
  
 Objektive Preislehre 48  
 Objektive Werttheorie 22, 28



- Ökonomen 10  
 Organische Konjunkturtheorie 142  
 Ökonomische Konvention 47  
 Österreichische Schule 17  
 Paralleltheorie 91  
 Pensatorische Zahlung 109  
 Personelle Verteilung 65  
 Physiokratismus 8, 9, 10  
 Preis 48  
 Preisgrenzen 53 [119  
 Preisverschiebungen  
 Produktionskoeffizienten 57  
 Produktionskosten 12  
 Produktionskostengesetz 48  
 Produktionskosten-  
 theorie des Geldes 114  
 Produktionspreis 48  
 Produktionsüberlegen-  
 heit 128  
 Produktive Dienste 67, 86  
 Produktive Klasse 61  
 Produktiver Beitrag 33  
 Produktive Gesamt-  
 kombination 35  
 Produktionskräfte 127  
 Produktivgüter 32, 44  
 Produktivitätstheorie  
 des Lohnes 97  
 Produktivitätstheorie  
 des Zinses 86  
 Produzentenrente 74  
 Profit 77  
 Profitrate 79  
 Proklamatorische Gel-  
 tung 110  
 Psychologische Kon-  
 junkturtheorie 143  
 Qualitativ-statistisches  
 Geldproblem 101  
 Qualitätsrente 73  
 Quantitätstheorie 113, 115  
 Quantitativ-dynami-  
 sches Geldproblem 101  
 Quasirente 73, 83  
 Realistische Konjunkturtheorie 143  
 Rechnungseinheit 108  
 Reine Ökonomie 18  
 Rentenprinzip 73  
 Repräsentativer Erzeuger 50  
 Reproduktionskosten 23, 114  
 Reproduktiver Konsum 142  
 Reproduzible Güter 26, 36  
 Residualprinzip 65, 77  
 Residualtheorie des Profits 78  
 Risiko 27  
 Risikoprämie 83  
 Romantische Geldtheorie 107, 108  
 Romantische Schule 13  
 Schichtung des Marktes 58  
 Schlußstück 33  
 Schutzolltheorie 128  
 Selbstinteresse 11  
 Seltenheit der Güter 26  
 Seltenheitsgüter 26, 36  
 Sozialpolitik 14  
 Sozialprodukt 61  
 Sozialrechtliche Schule 20  
 Spezifische Zurechnung 34  
 Staatliche Theorie des Geldes 109, 120  
 Standard of life-Theorie 93  
 Standortlehre 129  
 Ständiger Ertrag 49  
 Statistischer Dauerpreis 48, 59  
 Sterile Klasse 61  
 Subjektive Arbeitswerttheorie 37  
 Subjektiver Geldwert 119  
 Subjektive Preistheorie 51  
 Subjektive Werttheorie 28, 30, 32, 44  
 Substanzmittelfonds 95  
 Substitutionswert 33  
 Synthetische Konjunkturtheorie 143  
 System der Volkswirtschaftslehre 12  
 Tausch 11  
 Tauschgeschwindigkeit 59  
 Tauschwert 22 [20  
 Teleologische Methode  
 Überkapitalisierung 142  
 Überproduktionslehre 135, 142  
 Umlaufgeschwindigkeit 115  
 Universalistische Preistheorie 60  
 Universalistische Schule 20  
 Unsichtbare Posten 131  
 Unterkonsumtionslehre 136  
 Unternehmerngewinn 77, 82  
 Unternehmerlohn 83  
 Unternehmerrente 83  
 Unverhältnismäßiges Sparen 143  
 Ursprünglicher Zins 77  
 Valor impositus 102  
 Valor intrinsecus 102  
 Valutarischer Anschluß 110  
 Verelendungstheorie 16  
 Verkehrsgleichung 117  
 Verlustgefahr 27  
 Vermehrbare Güter 26, 49



- |  |  |   |
|--|--|---|
| Verteilung des Volkseinkommens 11<br>Vorgetane Arbeit 24<br>Vorräte (Bewertung) 31<br><br><b>Wagen</b> , Entgelt für das — 83<br>Warentheorie des Geldes 105<br>Warteopfer 37, 87<br>Wechselkurse 130, 134<br>Wellentheorie 140<br>Wert 21<br>Wertproblem 21 | Wertzurechnung 42, 63<br>Wettbewerb 11<br>Wettbewerbspreis 50<br>Wiener Schule 17<br>Wirksame Nachfrage 51<br>Wirtschaftliche Dimension 47<br>Wirtschaftliche Güter 44<br>Wissenschaftlicher Sozialismus 15<br><br>Zahlungsgemeinschaft 110<br>Zahlungsbilanztheorie 131 | Zahlungsfähigkeit 52<br>Zeitmoment 87<br>Zeitopfer 37<br>Zins 64, 77<br>Zirkulatorische Befriedigung 110<br>Zukunftsgüter 67<br>Zunehmender Ertrag 49<br>Zurechnung des produktiven Beitrages 33<br>Zurechnungslehre 33, 41<br>Zusammenbruchstheorie 16 |
|--|--|---|



*Professor Dr. W. HELLER*

## Theoretische Volkswirtschaftslehre

304 Seiten. In Leinenband M. 14.—

„Dieses Buch ist das beste mir bekannte deutsche Einführungsbuch in diese Wissenschaft, mindestens für alle diejenigen, die auch etwas vom geistigen Leben erfahren wollen, das in der heutigen Volkswirtschaftstheorie pulsiert. — Als Dozent auf diesem Gebiete würde ich vorab dieses Buch den ‚Erstlingen‘ als Ariadnesfaden durch das Labyrinth der modernen Theorie, der Theorie überhaupt, empfehlen. Hellers Buch ist in dieser Absicht ein selten glücklicher Wurf. Es ist frei von starrer Schulgelehrsamkeit (Dogmatik) in dem Ausmaße, wie dies in unserer Wissenschaft überhaupt möglich ist. Das Buch hat — diese verneinende Eigenschaft ist sein größter Vorzug — fast keine störenden Ecken und Kanten; es ist ein Buch, das der Schüler ‚getrost nach Hause tragen‘ kann.“

Bibliographie der Rechts- und Staats-  
Wissenschaften



*Professor Dr. H. MOELLER*

## Die Lehre vom Gelde

237 Seiten. In Leinenband M. 7.—

„Über geldpolitische Fragen herrscht selbst in den Kreisen der Praktiker des Geld- und Bankwesens vielfach Unklarheit. Ihnen wird der vorliegende Grundriß eine wertvolle Einführung sein. Der Leser lernt den Weg durch die vielfach sich widerstreitenden Ansichten der führenden älteren und neueren Geldtheoretiker finden und kann sich über die geldpolitischen Fragen der Gegenwart ein eigenes Urteil bilden. Jeder Kaufmann, jeder Student sollte das anregend und klar geschriebene Werk eingehend studieren, das auch jedem Gebildeten nachhaltige Anregungen bietet.“

Germania



*Professor Dr. O. SPANN*

## **Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre**

Mit einem Anhang: Wie studiert man Volkswirtschaftslehre?

101.—105. Tausend. 248 Seiten mit 6 Taf. Geb. M. 3.60

„Ein einzigartiger Erfolg eines wissenschaftlichen Werkes; Spann gibt auf kleinstem Raum über die vielgestaltigen Theorien der Volkswirtschaftslehre von Platon bis zur jüngsten Gegenwart eine Darstellung, die durch Vollständigkeit des Stoffes, Klarheit und Verständlichkeit des Vortrags hervorragt. Auch dem Juristen kann das Studium des Buches warm empfohlen werden.“ *Deutsche Richterzeitung*

*Professor Dr. W. WYGODZINSKI*

## **Einführung in die Volkswirtschaftslehre**

8. umgearbeitete Auflage von Professor Dr. W. Andrae

159 Seiten. Gebunden M. 1.80

„Diese Einführung gehört zu den Büchern, die heute jedem jungen Wirtschaftswissenschaftler und Rechtsgelehrten einen ersten Grundstock nationalökonomischer Kenntnisse vermitteln. Das Büchlein kann jedem als ein zuverlässiger Führer durch das Reich der Theorien in die Hand gegeben werden und er wird sich dadurch angeregt fühlen, auch Einzelfragen der Volkswirtschaftslehre nachzugehen.“

*J.-G. der Reichsbankebeamten*

*Geheimrat Professor Dr. E. WAGEMANN*

## **Einführung in die Konjunkturlehre**

161 Seiten mit zahlreichen Abbildungen. Gebunden M. 1.80

„Diese Einführung in die Konjunkturlehre beseitigt eine erhebliche Lücke im wissenschaftlichen Schrifttum. Sie bringt eine Fülle von Gedanken und Material in anschaulicher Form. Ohne auf kurze Darlegungen anderer Konjunkturtheorien und kritische Bemerkungen anderen Anschauungen gegenüber zu verzichten, stellt Verfasser seine eigenen Ansichten über die Konjunkturercheinung dar.“

*Jahrbücher für Nationalökonomie*



*Professor Dr. P. MOMBERT*

## Grundzüge der Finanzwissenschaft

150 Seiten. Gebunden M. 1.80

„Die Schrift erfüllt in vortrefflicher Weise die Aufgabe, einen Überblick über den finanzwissenschaftlichen Wissensstoff zu geben, der die neueren Ergebnisse der Literatur und der Praxis berücksichtigt. Der Verfasser hat es verstanden, in die wichtigsten Tatsachen der deutschen Finanzpolitik einzuführen.“

*Jahrbücher für Nationalökonomie*

*Professor Dr. L. HEYDE*

## Abriß der Sozialpolitik

31.—35. Tausend. 157 Seiten. Gebunden M. 1.80

„Der Verfasser bringt das ganze Gebiet der Sozialpolitik leicht faßlich, aber doch wissenschaftlich, mit gerechter Kritik, aber völlig unparteiisch zur Darstellung und ermöglicht so einen raschen Überblick. Wer sich über die Gesamtheit der sozialpolitischen Einrichtungen und Fragen in Deutschland orientieren will, findet in dieser ausgezeichneten Darstellung den denkbar besten Führer und Berater.“

*Zeitschrift für Kommunalverwaltung*

*Professor Dr. TH. MAYER*

## Deutsche Wirtschaftsgeschichte

1. Teil Mittelalter. 126 Seiten. Gebunden M. 1.80

2. Teil Neuzeit. 142 Seiten. Gebunden M. 1.80

„Dies kleine Meisterwerk dient vortrefflich zur Einführung in die Probleme. Von mir aus möchte ich noch als einen besonderen Vorzug hervorheben, daß der Verfasser weit mehr Sinn für das Wesen wirtschaftlicher Vorgänge an sich und die ihnen inhärenten Gesetze zu haben scheint, als das sonst bei Historikern, die Wirtschaftsgeschichte treiben, der Fall zu sein pflegt.“

*Deutsche Literaturzeitung*



*Professor Dr. H. FREYER*

## Einleitung in die Soziologie

Etwa 160 Seiten. Gebunden M. 1.80

Das Buch will den Blick für die gesellschaftlichen Zusammenhänge schulen. In einem historischen Kapitel wird der wesentliche Gehalt der großen klassischen Systeme der Soziologie dargestellt. Ein Überblick über die gegenwärtigen Richtungen orientiert über die Methoden, Betrachtungsweisen und Systementwürfe der heutigen Soziologie in Deutschland, Frankreich und Amerika. Abschließend werden die Grundbegriffe systematisch entwickelt.

*Professor Dr. O. SPANN*

## Gesellschaftslehre

3. verbesserte Auflage. 619 Seiten

Geheftet M. 17.—. In Leinenband M. 20.—

„Diese Gesellschaftslehre ist das Buch, das einer vollkommenen Einführung in Spanns Gedankenwelt am nächsten kommt. Sie ist dadurch so wertvoll, daß sie besonders stark in den lehrgeschichtlichen Stoff hineingeht und nicht nur Spann selbst, sondern zugleich auch seinen Widerschein an der geistigen Welt, die er vorgefunden hat, zeigt. Ein außerordentliches Instruktionsbuch.“ Die Volkswirte

*Privatdozent Dr. J. BAXA*

## Gesellschaftslehre

von Platon bis Friedrich Nietzsche

144 Seiten. Gebunden M. 1.80

„Verfasser beschränkt sich nicht auf eine Wiedergabe der soziologischen Ansichten der von ihm behandelten Philosophen und Schriftsteller. Vielmehr betrachtet er diese unter dem Gesichtswinkel der universalistischen Gesellschaftsauffassung. Das dogmengeschichtliche Material erhält hierdurch einen inneren Zusammenhang.“

*Schriftliche Wochenchrift*



Das Mittelalter Sein Begriff und Wesen.  
Von Prof. Dr. H. Schmalenbach >

Vom Mittelalter zur Neuzeit Von Geheimrat Professor Dr. G. v. Below >

Kulturgeschichte der Deutschen in der Neuzeit Von Professor Dr. G. Steinhausen. 2. Auflage >

Die deutsche Revolution (1848) Von Geheimrat Prof. Dr. E. Brandenburg. 2. Auflage >

Bismarck Von Professor Dr. G. Roloff  
Seehelden und Admirale Von Vizeadmiral H. Kirchhoff >

Geschichte Frankreichs Von Dr. G. Gräfer  
Geschichte der französischen Revolution 1789—1799 Von Prof. Dr. A. Wahl >

Die Kultur der Araber Von Prof. Dr. H. Hell. 2. Auflage >

Chinas Werden im Spiegel der Geschichte.  
Von Privatdozent Dr. E. Hauer >

### Altertums- und Volkskunde

Grundzüge der deutschen Altertumskunde  
Von Prof. Dr. H. Fischer. 11.—15. Tauf.  
bearb. von Prof. E. Sehrle >

Deutsche Altertümer Von Professor Dr. O. Lauffer >

\*Das schöne Dorf in deutschen Landen  
Ein Bilderatlas von Prof. R. Mielke >

Das deutsche Haus Von Professor Dr. O. Lauffer >

Die deutschen Stämme Von Dr. Th. Lenschau >

Grundzüge der deutschen Volkskunde Von  
Professor Dr. H. Naumann. 2. Auflage >

Die heimische Pflanzenwelt im Volksbrauch  
und Volksglauben. Von Dr. H. Marzell >

### Staats- und Volkswirtschaftslehre

Staatsbürgerkunde Von Geheimrat Prof.  
Dr. E. Bernheim. 2. Auflage >

Staat und Gesellschaft in der Gegenwart  
Von Prof. Dr. A. Vierkandt. 11.—15. Tauf. >

Gesellschaftslehre von Platon bis Fr.  
Niehsche. Von Privatdozent Dr. J. Baga  
Einleitung in die Soziologie Von Prof.  
Dr. H. Freyer >

Politik Von Professor Dr. Fr. Stier-  
Somlo. 26.—30. Taufend >

Einführung in die Rechtswissenschaft Von  
Prof. Dr. G. Radbruch. 31.—40. Tauf.  
Doppelband >

Unsere Gerichte Von Prof. Dr. W. Kisch >

Die deutsche Reichsverfassung Von Ge-  
heimrat Prof. Dr. Ph. Born. 11.—15. Tauf. >

Einführung in das Reichsverfassungsrecht  
Von Professor Dr. H. Gmelin >

Grundlinien des deutschen Staatswesens  
Von Geheimrat Prof. Dr. R. Schmidt >

Unsere Marine Von Vizeadm. H. Kirch-  
hoff >

Das Wirtschaftsleben Deutschlands Von  
Professor Dr. K. Häffert >

Deutsche Wirtschaftsgeschichte des Mittel-  
alters Von Professor Dr. Th. Mayer >

Deutsche Wirtschaftsgeschichte der Neuzeit  
Von Professor Dr. Th. Mayer >

Grundzüge der Finanzwissenschaft Von  
Professor Dr. P. Mombert >

Die Haupttheorien der Volkswirtschafts-  
lehre Von Professor Dr. O. Spann.  
101.—105. Taufend. Doppelband >

Einführung in die Volkswirtschaftslehre  
Von Professor Dr. W. Węgodzinski.  
36.—40. Taufend bearbeitet von Prof. Dr.  
W. Andrae >

Die Entwicklung der Grundprobleme der  
volkswirtschaftlichen Theorie Von Prof.  
Dr. W. Heller. 16.—20. Taufend >

Einführung in die Konjunkturlehre Von  
Präsident Prof. Dr. E. Wagemann >

Statistik Von Professor Dr. W. Winkler >

National- und Sozialbiologie Von Prof.  
Dr. W. Winkler >

Soziale und wirtschaftspolitische Anschau-  
ungen in Deutschland Von Professor Dr.  
P. Mombert. 2. Auflage >



Hauptprobleme der Sozialisierung Von  
Professor Dr. P. Amonn <

Die Großstadt und ihre sozialen Probleme. Von Professor Dr. A. Weber.  
2. Auflage <

Der Mittelstand und seine wirtschaftliche Lage. Von Syndikus Dr. J. Wernicke <

Die Frauenbewegung in ihren gegenwärtigen Problemen. Von Dr. Hel. Lange. 11.—15. Tausend <

Die sozialen Klassen Von Privatdozent Dr. G. Albrecht <

Die Entwicklungslinie des Sozialismus Von Professor Dr. R. Wilbrandt <

Abriß der deutschen Sozialpolitik Von Prof. Dr. E. Henke. 31.—35. Tausend <

Gärtnereien Von Professor Dr. Chr. Klumker <

Die materielle Wirtschaft bei den Naturvölkern. Von Prof. Dr. M. Schmidt <

Die Zeitung von heute Von Dr. P. Harms <

### Zoologie und Botanik

Anleitung zu zoologischen Beobachtungen Von Professor Dr. S. Dahl. 2. Auflage <

Licht und Leben im Tierreich Von Prof. Dr. W. Stempel <

Der Tierkörper Von Privatdozent Dr. E. Heresheimer <

Die Säugtiere Deutschlands Von Privatdozent Dr. E. Hennings <

Haustierkunde und Haustierzucht Von Dr. E. Feige <

Anleitung zur Beobachtung der Vogelwelt Von Prof. Dr. C. Simmer. 11.—15. Tausend <

Wasservogelleben Von Prof. Dr. A. Voigt <

Lebensgewohnheiten der Insekten Von Prof. Dr. P. Deegener <

Lebenserscheinungen der Käfer Von Prof. Dr. H. von Sengerken <

Die Bakterien und ihre Bedeutung im praktischen Leben Von Professor Dr. H. Miehle. 11.—15. Tausend <

Das Schmarogertum im Tierreich Von Hofrat Professor Dr. E. v. Graff <

Tier- und Pflanzenleben des Meeres Von Professor Dr. A. Nathansohn <

Anleitung zur Beobachtung der Pflanzenwelt Von Prof. Dr. S. Rosen. 2. Aufl. <

Befruchtung und Vererbung im Pflanzenreich Von Prof. Dr. K. Giesenhagen <

Phanerogamen (Blütenpflanzen) Von Prof. Dr. E. Gilg und Dr. R. Muschler <

Zimmer- und Balkonpflanzen Von Garteninspekt. P. Dannenberg. 16.—20. Tausend <

Unser Garten Von Gartenbauinspekt. S. Bohn. 2. Auflage <

Der Kleingarten Von Gartenbauinspekt. C. Rimann <

Der Gemüsebau Von Gartenbauinspekt. K. Reichelt <

Von der Hacke zum Pflug Eine Geschichte des Gartenbaues. Von Professor Dr. Ed. Bohn. 2. Auflage <

Einführung in die Begriffe der Landwirtschaft Von Professor Dr. P. Holdefleiß <

### Anthropologie / Hygiene

Menschenkunde Von Professor Dr. H. Friedenthal <

Die Stammesgeschichte des Menschen Von Dr. M. Hiltzheimer <

Rassen und Völker der Erde Von Privatdozent Dr. E. Vatter <

Grundzüge der Physiologie Von Professor Dr. Fr. W. Fröhlich <

Lebensfragen Der Stoffwechsel in der Natur. Von Prof. Dr. S. B. Ahrens <

Gesundheit und Lebensklugheit Von Geh. Medizinalrat Dr. R. Paasch. 2. Aufl. <

Arznei- und Genußmittel, ihre Segnungen und Gefahren. Von Prof. Dr. S. Müller <

Wirkliche und scheinbare Vererbung von Krankheiten Von Prof. Dr. H. Simmel <

Das Nervensystem und die Schädlichkeiten des täglichen Lebens. Von Prof. Dr. P. Schuster. 2. Auflage <





Stoffwechsel und Diät von Gesunden und Kranken Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. C. A. Ewald

Die körperliche Erziehung des wachsenden Menschen Von Privatdozent Dr. G. Höhmann

Die Hygiene des männlichen Geschlechtslebens Von Geheimrat Professor Dr. C. Posner. 16.—20. Tausend

Gesundheitspflege des Weibes Von Prof. Dr. P. Straßmann. 21.—26. Tausend

## Erdkunde / Geologie Astronomie / Meteorologie

Einführung in die erdkundliche Wissenschaft Von Professor Dr. R. Lehmann

Geographische Beobachtungen Von Geheimrat Professor Dr. R. Lehmann

Erdkundliches Wanderbuch Von Prof. Dr. S. Passarge. Bd. I Die Landschaft

— Bd. II Beobachtungen über Tier und Mensch

Das Weltmeer in seiner wirtschafts- und verkehrsgeographischen Bedeutung. Von Prof. Dr. E. Sels

Anleitung zu geologischen Beobachtungen Von Prof. Dr. K. Leuchs

Grundfragen der allgemeinen Geologie Von Prof. Dr. P. Wagner. 2. Aufl.

Mitteleuropa und seine Grenzmarken Von Professor Dr. G. Braun

Die Alpen Von Prof. Dr. S. Machatschek. 11.—15. Tausend

Einführung in die allgemeine Mineralogie, Kristallographie, Kristallphysik, Mineralchemie Von Prof. Dr. F. v. Wolff

Einführung in die systematische Mineralogie Von Prof. Dr. F. v. Wolff. 2 Bde.

Wolken und Niederschläge Von Prof. Dr. C. Kassner. 2. Auflage

Das Wetter und seine Bedeutung für das praktische Leben. Von Professor Dr. C. Kassner. 2. Auflage

Klima und Klimaschwankungen Von Prof. Dr. K. Koch

Himmelskunde Von Professor Dr. A. Marcuse. 2. Auflage

## Chemie / Physik Mathematik / Technik

Einführung in die organische Chemie Von Professor Dr. F. Mayer

Die Elektrizität als Licht- und Kraftquelle Von Professor Dr. P. Eversheim. 11.—15. Tausend

Starkstromtechnik Von Professor Dr. P. Eversheim

Telegraphie und Telephonie Von Telegraphendirektor F. Hamacher. 2. Auflage

Der Mikrokosmos Von Oberregierungs-Medizinalrat Dr. C. Slawyk

Radioaktivität und neue Atomlehre Von Studienrat O. Müller

Das Licht im Dienste der Menschheit Von Dr. G. Leimbach

Geschichte der Mathematik Von Studienrat Dr. F. Malsch

Kohle und Eisen Von Professor Dr. A. Binz. 2. Auflage

Berühmte Männer der Technik Von Privatdozent Dr.-Ing. H. Neß

Die Fabrik in Wirtschaft und Technik Von Dipl.-Ing. Prof. Dr. H. Herner

Die Gärungsgewerbe und ihre naturwissenschaftlichen Grundlagen. Von Prof. Dr. W. Henneberg und Dr. G. Bode

Milch- und Molkeerzeugnisse, ihre Eigenschaften, Zusammenfassung und Gewinnung. Von Dr. P. Sommerfeld

Rohstoffe der Textilindustrie Von Geheimrat Dipl.-Ing. H. Glaser. 2. Auflage

Spinnen und Zwirnen Von Geheimrat Dipl.-Ing. H. Glaser. 2. Auflage

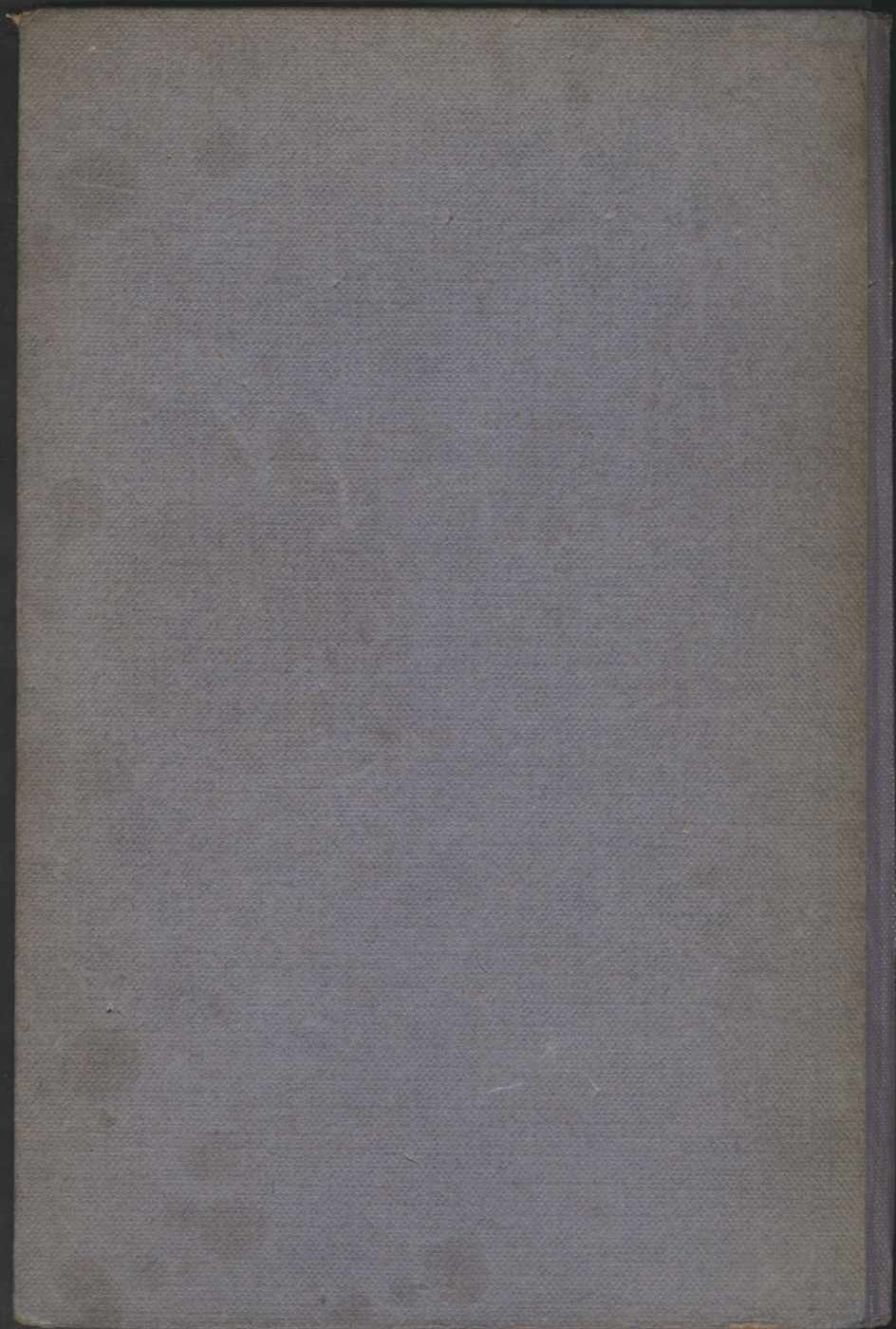
Die Textilindustrie Herstellung textiler Flächengebilde. Von Geheimrat Dipl.-Ing. H. Glaser

Unsere Kleidung und Wäsche Von Direktor B. Brie, Professor P. Schulze, Dr. K. Weinberg

Vom Völkergeschiff zum Handelsboot Von Prof. Dr. B. Schmeidler

Die Technik im Landkriege Von Generalleutnant M. Schwarte







318020X Nachvollziehbares  
Handbuch der  
Sonderpädagogik  
Sonderpädagogik  
Sonderpädagogik

152